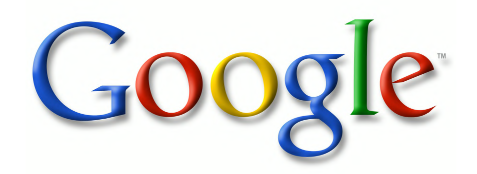
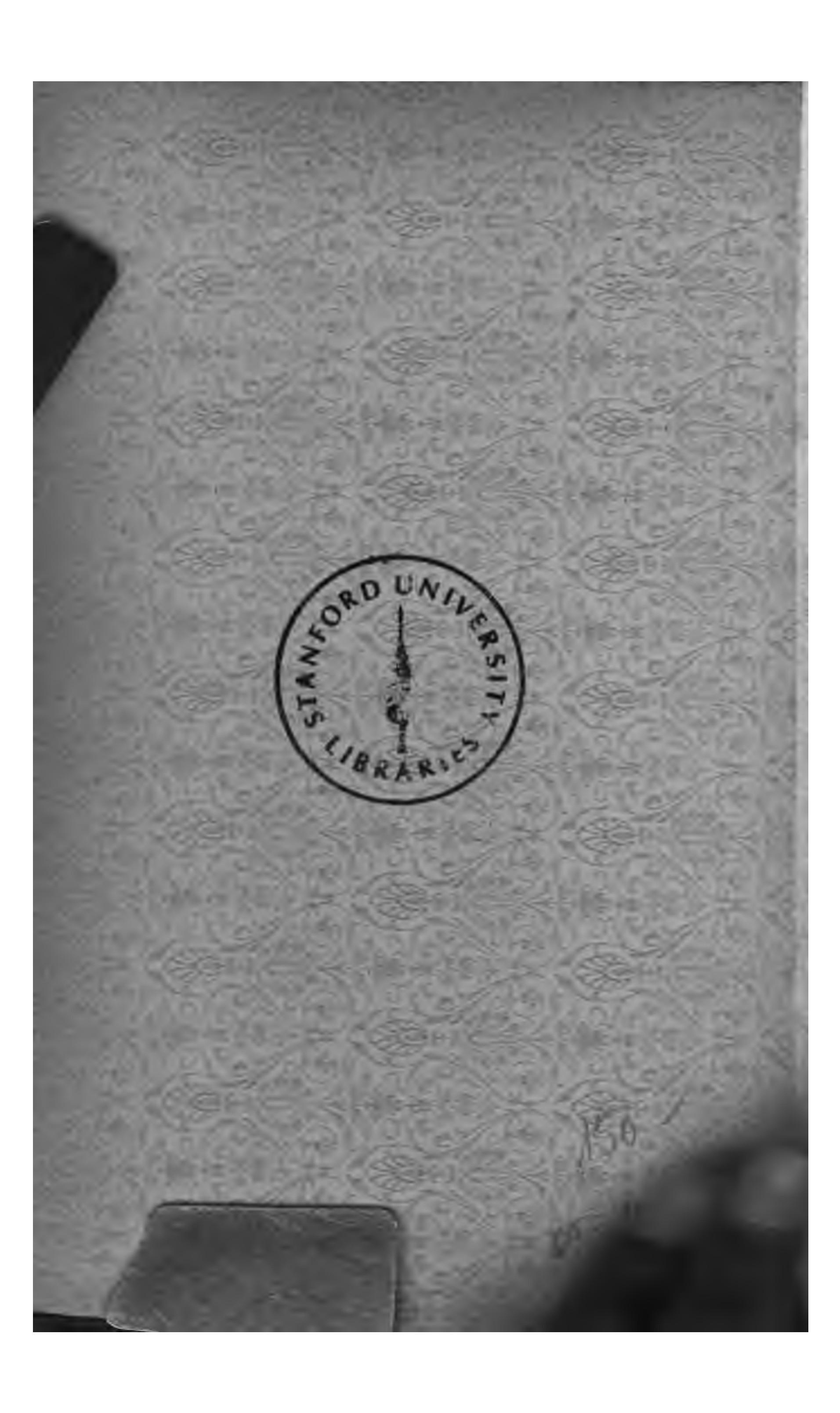





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



von Berenberg-Goßler.

Fremdes und Eignes

aus dem

geistigen Leben der Gegenwart.

Von

Prof. Dr. Ludwig Büchner,

Verfasser von „Kraft und Stoff“ u. s. w., u. s. w.



Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1890.

Inhalt.

Gesellschaftliches.

Freidenkerisches.

Polemisches.

Anhang.

Philosophisches.

Schopenhauer im Mosaismus.

Bei der gegenwärtigen litterarischen Massenproduktion ist derjenige, welcher sich auch nur einigermaßen auf dem Laufenden erhalten will, genötigt, gar manches Gedruckte „flüchtig“ zu lesen; denn er würde ohne dieses schwerlich mit seiner Zeit ausreichen. Auch gibt es leider so viele schriftstellerische Erzeugnisse, bei denen ein solch flüchtiges Lesen, wenn sie überhaupt gelesen werden sollen oder müssen, entschieden am Platze ist. Umsomehr muß es das Herz des Kritikers erfreuen, wenn er einem Schriftsteller begegnet, der schon in der Vorrede zu seiner Schrift sich die „flüchtigen“ Leser ausdrücklich vom Leibe halten zu wollen erklärt, und zwar mit der erschreckenden Drohung, daß es bei flüchtigem Lesen „um ihren Seelenfrieden geschehen sein dürfte.“ Da nun der Seelenfrieden ein nicht zu verachtendes Gut ist, so hat sich der Referent wohl gehütet, sich dieser gefährlichen Eventualität auszusetzen und das Buch des Herrn David Asher*) mit mög-

*) Dr. David Asher: Das Endergebnis der Schopenhauerschen Philosophie in seiner Uebereinstimmung mit einer der ältesten Religionen. Leipzig, Arnoldi, 1885.

lichster Anspannung seiner Geisteskräfte gelesen — obgleich es ihn etwas sonderbar bedünken wollte, daß eine bloße Kommentation der Theorien eines längst bekannten Philosophen irgendeinen, wenn auch noch so leicht zu erschütternden „Seelenfrieden“ bedrohen könne. Aber die gute Meinung des Herrn Verfassers von sich selbst, welcher in seiner Vorrede sehr verächtlich von den Kärrnern spricht, welche zu thun haben, wenn die Könige bauen, und sich daher selbstverständlich nicht zu diesen Kärrnern rechnet, und seine Versicherung, daß er die in seiner Schrift niedergelegte große Entdeckung oder Enthüllung nicht weniger als dreißig ganze Jahre auf dem Herzen behalten und nach allen Seiten geprüft und durchgearbeitet habe, ermutigte ihn wieder in seinem Vorhaben, in die Tiefen dieser philosophischen, auf hundert Oktavseiten niedergelegten Herkulesarbeit vorzudringen — und zwar umsomehr, als die Versicherung des Herrn Verfassers, daß mit seiner Entdeckung „keine andere an Wichtigkeit verglichen werden könne,“ seine Erwartung in nicht geringem Grade rege gemacht hatte.

Die große Entdeckung besteht nun wesentlich darin, daß wahre Religion und wahre Philosophie nach der Meinung des Herrn Verfassers identisch sind. Daraus fließt der Balsam, welcher den zahlreichen Glaubenslosen und von Zweifeln Angesteckten der Gegenwart den alten Glauben ersetzen und ihren Seelenfrieden wiedergeben soll — vorausgesetzt, daß sie „Seelenstärke genug für dessen Aufnahme besitzen.“ Gewonnen hat der Herr Verfasser diese Erkenntnis durch seine Bekanntschaft mit den Schriften Schopenhauers, und zwar geschah die große Erleuchtung auf plötzliche Weise, wenn auch nicht auf dem Wege nach Damascus, wohl aber bei Gelegenheit eines Spaziergangs im Leipziger Rosenthal im Mai 1854.

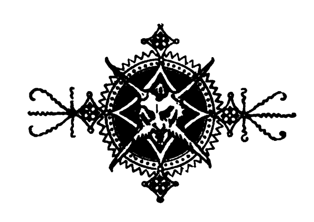
Der große Kant hat bekanntlich den folgenreichen Satz begründet, daß wir nur die Erscheinungen der Dinge, nicht aber das Ding an sich zu erkennen imstande sind. Aber der nicht minder große Schopenhauer, welcher den Verfasser

der Ehre gewürdigt hat, ihm einige von Eitelkeit und Selbst- überschätzung strotzende Briefe zu schreiben, hat den Schleier gelüftet, der das Ding an sich bisher unserem geistigen Auge verhüllt hatte, und das wahre Wesen der Dinge im „Willen“ erkannt.

Daß dieses große Geheimnis neu oder bisher unbekannt gewesen sei, wird der Herr Verfasser wohl selbst nicht behaupten wollen. Dagegen wollen wir gerne die Neuheit der nun folgenden Behauptung zugeben, daß die Schopenhauersche Lehre bereits im Mosaismus enthalten sei, und zwar so, daß der „Wille“ als Vermittler oder Schöpfer des „Lebens“ oder der Wurzel, des Kerns der mosaischen Lehre anzusehen sei. Der christlich-pessimistische Philosoph hat danach keine andere Lehre vorgetragen, als diejenige, welche den Grundzug oder die Wurzel des Judentums oder der Mutter-Religion des Christentums und des Islams bildet. Zu verwundern ist dabei nur, daß Schopenhauer selbst sich und die Wurzeln seines Systems so wenig kannte, daß er bekanntlich ein fanatischer Gegner des Judentums und des Semitismus überhaupt war und vielmehr jene Wurzeln in indischen Glaubenskreisen suchte, welche den semitischen mehr oder weniger entgegengesetzt sind.

Solche Kleinigkeiten stören natürlich den Herrn Kommentator nicht, der seinen einmal gefaßten Entschluß, zu beweisen, daß die Schopenhauersche Philosophie und Mosaismus und demzufolge auch Philosophie und Religion identisch seien, unter allen Umständen durchführen will. Im Kommentieren oder Auslegen kann bekanntlich das Unglaublichste geleistet werden und ist bereits geleistet worden. Der geneigte Leser möge übrigens selbst entscheiden, ob dem Herrn Verfasser sein Wagestück im Auslegen gelungen ist oder nicht, und ob die im Anfangsteil der Schrift rege gemachte Erwartung einer Entdeckung, „mit welcher keine andere an Wichtigkeit verglichen werden könne,“ durch den Endteil derselben befriedigt wird oder nicht. Auch möge er sich selbst von einer flüch-

tigen Lektüre der kleinen Schrift nicht durch die Befürchtung abhalten lassen, daß sein Seelenfrieden dabei verloren gehen könne. Und so wünschen wir dem Schriftchen schließlich recht viele und von der Lektüre in gleicher Weise, wie der Herr Verfasser von seiner Leistung, befriedigte Leser.





Beweis.

(Zum Teil nach einem in dem amerikanischen Freidenkerblatt „The Truth Seeker“ (Der Wahrheitssucher) enthaltenen, mit N. G. W. gezeichneten Artikel.)

Bei allgemeinen Diskussionen scheint man in der Regel sehr geneigt, dem Wort „Beweis“ eine absolute Bedeutung an Stelle einer bedingungsweisen beizulegen. Der Eine behauptet mit aller Bestimmtheit, daß eine Behauptung oder eine Thatsache bewiesen sei, während der Andere mit derselben Bestimmtheit das Gegenteil versichert. Jeder scheint zu glauben, daß, wenn er etwas als bewiesen oder nicht bewiesen ansieht, dieses auch so sei, und daß alle Welt davon überzeugt sein müsse. Aber die Frage, ob eine Behauptung bewiesen ist oder nicht, hängt ganz davon ab, wer der Schiedsrichter ist.

Webster definiert „Beweis“ als „denjenigen Grad von Gewißheit, welcher die Ueberzeugung der Wahrheit und demnach Glauben hervorruft.“ Aber der Grad der Gewißheit, welcher einen solchen Erfolg hat, ist bei verschiedenen Menschen sehr verschieden. Wenn ein gebildeter und als wahrheitsliebend bekannter Mann feierlich versichern würde, daß er einen Menschen gesehen habe, welcher sich mit seinen Stiefelspitzen in beiden Händen von dem Boden emporgehoben habe und einige Minuten in der Luft hängen geblieben sei, so würde er ohne Zweifel Leute genug finden, welche es glauben würden; und die ungebildete Menge würde einen Beweis darin finden dafür, daß so etwas möglich sei. Die bloße Versicherung durch eine

gewisse Person würde hinreichen, um Glauben zu erwecken. Man nehme z. B. den gewöhnlichen Durchschnitts-Geistlichen. Was bedeutet für ihn das Wort „Beweis"? Er hält die Grundsätze seiner Religion für unzweifelhaft wahr und bewiesen. Er sagt uns, daß die Bibel Wahrheit enthält, weil sie das Wort Gottes ist, und er weiß, daß Gott existiert, weil die Bibel es sagt. Gott und die Bibel sind für ihn unwiderleglich „bewiesen." Wenn man ihn fragt, woher er, abgesehen von der Bibel, weiß, daß Gott existiert, so wird er antworten, daß die Welt nicht dem Zufall ihre Entstehung verdanken könne, und daß daher ein Weltschöpfer existieren müsse. Zufall und Gott sind für ihn die einzigen Möglichkeiten, weil er nicht weiß oder ahnt, daß es außer diesen beiden auch noch ein Drittes geben könne, welches weder Gott noch Zufall ist und doch Ursache für die Ordnung in der Welt sein kann. Es würde daher nutzlos sein, weiter in ihn zu dringen. Wollte man ihn fragen, ob er sich irgendwie eine klarere Vorstellung davon zu machen imstande sei, wie Gott Etwas aus dem Nichts geschaffen habe, als wenn dieses durch einen Menschen hätte geschehen sollen, und woher er weiß, daß Gott, welcher doch Etwas gewesen sein muß, in Ewigkeit aus eigener Machtvollkommenheit existieren konnte, während die Materie geschaffen werden mußte, und so weiter, so wird er es entweder ablehnen, über so heilige Dinge mit einem Ungläubigen weiter zu disputieren, oder er wird sich auf sein unerschütterliches Fundament, die Bibel, zurückziehen. Den längst gelieferten Beweis aber, daß die Bibel nicht Gottes Wort, sondern Menschenwerk ist, und obendrein ein höchst unvollkommenes, aus rohen und unwissenden Zeiten stammendes, wird er einfach nicht anerkennen.

Die Spiritualisten oder Spiritisten glauben genügende „Beweise" für die Existenz unsichtbarer Geister zu haben, während die Materialisten alle diese Beweise für nichts achten. Nur solche Beweise, welche imstande sind, eine allgemeine

und feststehende Ueberzeugung bei einer großen Menge unterrichteter, urteilsfähiger und vorurteilsloser Personen hervorzurufen, und welche in Uebereinstimmung sind mit anerkannten wissenschaftlichen Thatsachen, können als wirkliche Beweise gelten, obgleich auch hier immer noch Irrtum möglich ist. Wie viele Millionen von Menschen, darunter hochstehende Gelehrte und Denker, haben steif und fest an Götter, Teufel, Engel, Geister, Zauberer, Hexen, Träume, Ahnungen, Hellseher 2c. geglaubt und glauben zum Teil noch daran, während die heutige Wissenschaft alle diese Dinge als des Beweises entbehrend verwirft. Andererseits werden die offenkundigsten Beweise von denjenigen, welchen sie unbequem sind, für nichts geachtet. Mag der materialistisch gesinnte Gelehrte noch so viele Gründe und Thatsachen vorbringen, aus denen er schließt und schließen muß, daß Leben und Denken Resultat körperlicher Organisation sei — der Spiritualist wird darin keinen Beweis erkennen. Wenn der Spiritualismus wahr wäre, so müßte er ebenso auf wissenschaftliche Weise bewiesen werden können, wie jedes andere wissenschaftliche Faktum. Kepler bewies, daß sich die Planeten in Ellipsen bewegen. Newton bewies die Unsterblichkeit der Kraft, Lavoisier diejenige der Materie. Wer aber hat jemals die Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele bewiesen oder wird sie beweisen? Allerdings glauben die Spiritisten solche Beweise liefern zu können. Ein spiritistisches Medium zeigt uns z. B. ein Paar Schiefertafeln, auf welchen nichts geschrieben steht, legt einen Griffel dazwischen, bindet die Tafeln zusammen und stellt sie auf einen Tisch. Nach einiger Zeit hört man ein Kratzen, die Tafeln werden geöffnet, und man findet einige Zeilen darauf geschrieben, unterzeichnet mit einem beliebigen Namen, N. N. zum Beispiel. Nun wohl, sagt der Spiritist triumphierend, das Medium hat die Zeilen nicht geschrieben und kann sie nicht geschrieben haben; also war es der Geist von N. N., der sie geschrieben hat!

Hier ist also der verlangte Beweis! Aber welcher Beweis!!

Wenn ich auch nicht weiß oder sagen kann, auf welche Weise die Schrift zustande gekommen ist (jedenfalls muß es auf natürliche Weise geschehen sein), so weiß ich doch, daß nur lebende menschliche Wesen zu schreiben imstande sind, und daß bis jetzt kein Beweis dafür erbracht worden ist, daß Geschriebenes auf andere Weise zustande kommen könne.

Aber, erwidert der Spiritist, unsere Beobachtung konnte niemand entdecken, der geschrieben hat; und doch verrät die Schrift ein intelligentes Wesen! — Wohl! sage ich, was soll das für eine Intelligenz sein? Kann man sich eine andere Vorstellung von einem solchen machen, als die eines organisierten Wesens? Wenn ein Geist dieses geschrieben hat, so ist der Griffel von einer Muskelkraft bewegt worden. Muskelkraft setzt Muskeln voraus, und Muskeln können nur gedacht werden in Verbindung mit allen anderen Organen eines bewußten Wesens. Nun kann sich aber niemand die Vorstellung eines solchen Wesens machen, welches durch eine Schiefertafel oder durch deren Ränder hindurchgeht, ohne sie zu verletzen. Man stelle sich den Geist eines Washington oder eines andern großen Mannes vor, welcher auf das Geheiß eines beliebigen Mediums und um demselben eine Bezahlung in klingendem Geld zuzuwenden, sich dazu herbeiläßt, zwischen zwei da oder dort aufgestellte Schiefertafeln hineinzukriechen und einige undeutliche, in keiner Weise eine höhere Intelligenz verratende Schriftzeichen hinzukritzeln! Trägheit und Schwere sind allgemeine Eigenschaften aller und jeder Materie. Sind die Körper der Geister leichter als Luft, so müssen sie in derselben emporsteigen; sind sie schwerer, so müssen sie trotz ihrer Intelligenz zu Boden sinken. Es ist daher unmöglich, daß die Geister nach Belieben durch die Welt rumoren, bald diesen, bald jenen Planeten besuchen und auf Verlangen bald da, bald dort Schiefertafeln bekritzeln. — Aber, sagt der Spiritist, vielleicht haben die Geister Flügel! — Meinetwegen, erwidere ich, aber es sind keine Flügel denkbar, mittelst deren ein Körper, der

schwer genug ist, um den Erdboden zu erreichen, sich bis zur äußersten Höhe der Atmosphäre oder gar durch den Weltraum bewegen könnte — abgesehen davon, daß die Geister unmöglich innerhalb weniger Augenblicke an beliebigen Orten erscheinen könnten, selbst wenn ihnen die Nachricht, daß man sie gerufen habe, mit der enormen Geschwindigkeit des Lichtes oder der Elektrizität übermittelt worden wäre. Füllt zehn Schiefertafeln mit Schriftzeichen oder bedeckt alle Wände dieses Zimmers in einem Augenblick mit Buchstaben, so werde ich doch in Abrede stellen, daß damit der erste Anfang eines Beweises für die Existenz unsichtbarer Geister geliefert sei. Aus welchen Substanzen sollten diese Geister bestehen? Enthält ihr Körper (und einen solchen müssen sie haben, da sie schreiben können) eines oder keines oder mehrere der bekannten dreiundsechzig chemischen Elemente? Wenn ja — welche sind diese? Wenn nein, aus was ist ihr Körper zusammengesetzt? Habt Ihr jemals ein Stück Geister-Substanz in der Hand gehabt? Hat jemals Einer Eurer Professoren ein solches untersucht? Wenn ja, sagt mir doch, ob es fest oder elastisch ist, ob es durch Hitze oder Kälte affiziert wird, wodurch es in seiner Zusammensetzung erhalten wird, oder wovon sich die Geister ernähren u. s. w. u. s. w. Ihr seid nicht imstande, über irgend eine dieser Fragen Auskunft zu erteilen, und behauptet dennoch die Existenz eines solchen unmöglichen Dinges, welches gar nicht auf die Materie wirken könnte, wenn es nicht selbst Materie wäre, und zwar eine solche, welche der uns bekannten verwandt oder analog ist.

Ihr sagt, die Geister seien unsichtbar, weil die Substanz, aus der sie bestünden, zu fein sei, um auf unsere Sinnesorgane zu wirken. Warum ist dann aber immer Dunkelheit notwendig, damit sich die Geister produzieren können? Ist das nicht zum mindesten verdächtig?

Man sagt auch, die Geister würden dadurch sichtbar, daß sie etwas von der gröberen Substanz des Mediums in sich

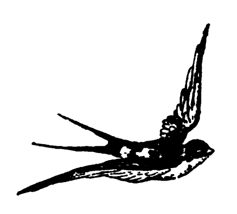
aufnähmen!! Ein solches Argument ist würdig des gröbsten Betrügers und Charlatans; und daß eine solche lächerliche Ausflucht Glauben finden kann, liefert ein trauriges Zeugnis für die grenzenlose Leichtgläubigkeit so vieler Menschen. Wenn ein ehrenwerter Mensch aus dem Jenseits das Bedürfnis fühlen möchte, die Welt von der erhabenen Thatsache seines nach dem Tode verlängerten Daseins zu überzeugen, so würde er sich dafür gewiß nicht solcher Medien bedienen, welche ein Geschäft damit zu machen suchen, und sich nicht zum Mitschuldigen schnöden Geldgewinns machen, während er obendrein Gefahr laufen würde, durch eine solche Art der Offenbarung bei seinen besten Freunden keinen Glauben mehr zu finden.

Professor Bain, einer der angesehensten Gelehrten der Gegenwart, sagt: „Die Erscheinungen des Hellsehens sind alle von vornherein unglaubwürdig. Daß jemand mit verbundenen Augen sehen könne, steht im Widerspruch mit allen über den Gesichtssinn gemachten wissenschaftlichen Erfahrungen. Dennoch werden eine Menge Zeugnisse dafür namhaft gemacht. Aber diese Zeugnisse sind wertlos. Die einzige Möglichkeit für die Anerkennung eines solchen Faktums (welche aber nie konstatiert worden ist) wäre eine strenge Prüfung nach der Methode der experimentellen Wissenschaft. Dasselbe gilt für alle Erscheinungen ähnlicher Art, wie prophetische Träume, Visionen oder Wahrnehmungen ferner Ereignisse.“

Mögen diejenigen, welche Trost in dem Glauben an ein künftiges Leben finden, diesen Trost festhalten! Ich habe kein Interesse dabei, denselben zu zerstören; aber zu sagen, daß das Leben der Geister bewiesen sei, ist grenzenlose Absurdität und Beschränktheit. „Wenn es euch glücklich macht,“ sagt Professor Tyndall, „eure ‚Seele‘ als die poetische Wiedergabe einer Erscheinung anzusehen, welche der Herrschaft gewöhnlicher Naturgesetze nicht unterworfen ist, so will ich für meinen Teil dieser idealistischen Schwärmerei nicht entgegen sein.“

Alle großen und berühmten Menschen haben ihrer Zeit und den kommenden Generationen den Stempel ihrer geistigen Größe aufgedrückt und ein dauerndes Andenken hinterlassen. Dieses ist eine glorreiche und wirkliche Unsterblichkeit. Laßt die Edlen ruhen und entehrt ihr Andenken nicht dadurch, daß ihr sie auf den Ruf unwissender und betrügerischer Charlatane bei Schaustellungen, die auf Geldgewinn abgesehen sind, eine ihrer unwürdige Rolle spielen laßt! Keiner derselben hat jemals bei solchen Gelegenheiten etwas Weiseres oder Besseres gesagt, als dasjenige, was er bei Lebzeiten gesagt hat, oder hat die Welt um einen Gran nützlicher Erkenntnis bereichert. Wenn die Geister der Spiritisten wirklich existierten und nichts Besseres zu thun wüßten, als Stuhlbeine in Bewegung zu setzen, Trommeln zu rühren, Röcke auszuziehen und abgeschmacktes Zeug auf Schiefertafeln zu kritzeln, so würden sie besser thun, in ihrer Verborgenheit zu bleiben und nicht dazu beizutragen, daß dumme und unwissende Menschen noch dümmer und unwissender gemacht und dabei obendrein um ihr Geld betrogen werden!





Spinoza.

Unter den philosophischen Berühmtheiten der letzten Jahrhunderte wird neben Kant kaum ein Name häufiger genannt, als jener des jüdischen Philosophen Baruch Spinoza, welcher, obgleich schon im frühen Mannesalter gestorben und unter den traurigsten Lebensverhältnissen groß geworden, doch seinem und den folgenden Jahrhunderten den Stempel seines freien und unerschrockenen philosophischen Geistes aufgedrückt hat. Aber ebenso häufig wie der Name genannt wird, ebenso selten sind diejenigen, welche Spinoza gelesen haben oder welche mehr von ihm wissen, als daß er ein pantheistisch-philosophisches System gelehrt und der unendlichen Substanz die beiden Attribute des Denkens und der Ausdehnung zugesprochen habe. Es kann daher nur freudig begrüßt werden, daß J. Stern in Stuttgart, der Verfasser der „Religion der Zukunft" (zweite Auflage, Stuttgart 1884), es unternommen hat, eines der Hauptwerke Spinoza's, den im Jahre 1670 anonym und mit pseudonymem Druckort in lateinischer Sprache erschienenen „Theologisch-politischen Tractat" in neuer und vorzüglicher deutscher Uebersetzung und zu billigem Preise dem größeren Publikum zugänglich zu machen.*) Mag uns auch Manches in dieser berühmten Abhandlung heutzutage veraltet

*) „Der theologisch-politische Tractat." Von B. Spinoza. Neu übersetzt und mit einem biographischen Vorworte versehen von J. Stern. (Leipzig, Ph. Reclam jun., 1886.)

erscheinen oder mag der etwas schleppende und ermüdende Vortrag Spinoza's die Lektüre erschweren, so werden doch alle, welche philosophische Unerschrockenheit und Tiefe lieben, den kleinen Band mit tiefem Interesse lesen und die Resultate bewundern, zu welchen der große Denker in einer der philosophischen Freiheit und Kritik so ungünstigen Zeit, wie die seinige, gekommen ist. Ob derselbe nur durch die Furcht vor Verfolgung, wie manche glauben, bewogen worden ist, die Welt Gott und Gott die Welt zu nennen, mag dahingestellt bleiben. An hinreichendem Grund hierzu würde es dem armen, aus der jüdischen Gemeinde ausgestoßenen und nur mit Not einem von seinen früheren Glaubensgenossen gegen ihn gerichteten Mordanschlag entronnenen, dürftig durch das Schleifen optischer Gläser sich ernährenden Gelehrten und Denker nicht gefehlt haben. Heutzutage würden seine Auseinandersetzungen kaum öffentlichen Anstoß erregen, da wir an stärkere geistige Arzneien gewöhnt und vielfach über die Spinozistischen Standpunkte hinausgekommen sind. So berührt uns seine allerdings sehr geistreiche Polemik gegen jüdische Prophetie als ein Resultat ungezügelter Einbildungskraft und die Polemik gegen die jüdischen Propheten mehr durch die Art und Weise der Darstellung als durch den Inhalt, da wir überhaupt nicht mehr an die Existenz einer prophetischen Gabe glauben. Dagegen bringt es unsere philosophischen Nerven schon mehr in Bewegung, wenn Spinoza in dem dritten Kapitel, welches von der Prophetie bei anderen Völkern als den Juden handelt, Gott und Natur für dasselbe erklärt und die ewigen Ratschlüsse Gottes als ewige Naturgesetze zu deuten sucht. Die Macht der natürlichen Dinge ist nach ihm die Macht Gottes selbst, und der Mensch ist nur ein Teil der Natur. Das göttliche Gesetz pflegt nur mit Rücksicht auf die schwache Fassungskraft der Menge als das Werk eines Gesetzgebers nach menschlicher Art geschildert zu werden; in Wirklichkeit aber sind alle Befehle und Willensentschließungen Gottes nichts

anderes als ewige und notwendige Wahrheiten. Als Grund der religiösen Gebräuche bei den Juden bezeichnet Spinoza lediglich die Rücksicht auf Befestigung und Erhaltung des jüdischen Staates, nicht auf ewige Glückseligkeit, und zeigt, daß Moses überall nur zeitliches Glück und leibliche Vorteile als Lohn ihrer Ausübung verheißen hat. Das Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Befehl sollte das jüdische Volk zusammenhalten, während im Christentum jene Gebräuche als äußerliches Band der religiösen Zusammengehörigkeit dienten. In einem besonderen Kapitel über die Wunder verwirft Spinoza dieselben auf das allerentschiedenste und betont ihnen gegenüber die feste, unabänderliche, auf ewigen Gesetzen beruhende Ordnung der Natur, in welcher Denken und Wollen Gottes als identisch zu betrachten sind. Diese Gesetze folgen als solche schon aus der Notwendigkeit und Vollkommenheit der göttlichen Natur, und Gott kann nichts gegen die Naturgesetze thun, da er es sonst gegen seine eigene Natur thun würde. Daher müßten uns Wunder, wenn sie geschehen könnten, eher am Dasein Gottes zweifeln lassen, als daß sie einen Beweis für dasselbe liefern könnten. Daher konnten auch alle in der Bibel erzählten Wunder den Juden keine reine Vorstellung von Gott verschaffen. Ueberhaupt hängt die Autorität der Bibel ganz von deren Auslegung ab, welche Auslegung durch eine Reihe widriger Umstände auf das Aeußerste erschwert ist. Aber man mag sie auslegen wie man wolle, keinesfalls kann sie uns eine andere oder bessere Erleuchtung geben, als diejenige ist, welche auch die natürliche Vernunft uns gibt; eine übernatürliche Erleuchtung kann vollständig entbehrt werden. „Denjenigen, welche zum Verständnis der Propheten und Apostel ein übernatürliches Licht brauchen, fehlt, wie es scheint, das natürliche Licht.“ Der häßliche Aberglaube, welcher die Menschen lehrt, Vernunft und Natur zu verachten und nur zu bewundern, was mit diesen beiden in Widerspruch steht, verbindet sich mit der Religion, um Zwietracht und er-

bitterten Haß unter den Menschen auszustreuen, welchen Haß sie „mit dem falschen Namen eines göttlichen Eifers und frommen Feuers bemänteln.“

Die fünf Bücher Mosis, sowie die Bücher Josua, Richter, Ruth, Samuel und der Könige sind nach Spinoza (und wie jetzt allgemein angenommen wird) nicht von den angeblichen Verfassern selbst geschrieben, sondern viel später entstanden. Wahrscheinlich haben sie alle den Propheten Esra zum Verfasser, welcher aber nicht eine letzte Hand daran gelegt haben kann, da sie von Widersprüchen, Wiederholungen, falschen Zeitrechnungen wimmeln und daher zu vermuten ist, daß sie ohne genauere Prüfung oder richtige Ordnung aus verschiedenen Schriftstellern zusammengetragen sind.

Aehnliches gilt auch von den übrigen Büchern des Alten Testaments, welche alle von den Pharisäern zur Zeit des zweiten Tempels aus vielen anderen Schriften ausgewählt und in den Kanon aufgenommen worden sind.

Auch die Apostelbriefe im Neuen Testament sind nur von der natürlichen Vernunft diktiert; denn jeder Apostel wählte einen besonderen Weg der Belehrung und baute die Religion auf eigenem Grunde auf. Daher die vielen und großen Abweichungen in den Grundlagen ihrer Lehren, welche so vielen Anlaß zu kirchlichen Streitigkeiten und Spaltungen gegeben haben. Die ganze Bibel besteht aus verschiedenen Büchern, die zu verschiedenen Zeiten für verschiedene Menschen und von verschiedenen Verfassern geschrieben wurden, und wimmelt von Fehlern, Verstümmelungen, Fälschungen und Widersprüchen. Auch haben wir nur Bruchstücke, da die Urschrift verloren gegangen ist. Die vier Evangelien sind aufgenommen nach Beschlüssen einiger Konzilien oder Kirchenversammlungen, während andere, vorher ebenso heilig gehaltene, verworfen wurden. Wie kann man übrigens glauben, daß, wenn die Bibel Gottes Wort wäre, Gott erlaubt hätte, daß die Geschichte Christi viermal in verschiedener Weise erzählt

werden konnte, oder daß die Bibel so viele einander total widersprechende Stellen enthält, oder daß so vieles in derselben mit der Vernunft ganz unvereinbar erscheint, so zum Beispiel, daß Gott eifersüchtig sei, oder daß er auf den Berg Sinai herabgestiegen sei, oder daß die Himmel Gottes Wohnung und Thron seien, und dergleichen mehr.

Der ganze Zweck der biblischen Lehren, welche sehr einfach sind und von den einfältigsten Menschen verstanden werden können, und zwar beider Testamente, geht nur dahin, Gehorsam zu verlangen; auch lehrt die Bibel nichts anderes, als was die Menschen in ihrer bestimmten Lebensweise nachahmen können. Sie enthält keine tiefen Geheimnisse und ist genau der Fassungskraft des rohen jüdischen Volkes angepaßt. Am schärfsten drückt sich Spinoza's antitheologischer Standpunkt in dem Kapitel über Glauben und Philosophie aus, in welchem nachgewiesen wird, daß zwischen Glauben oder Theologie und Philosophie keine Gemeinschaft oder Verwandtschaft besteht oder bestehen kann. Das Ziel der Philosophie, sagt Spinoza, ist Wahrheit, dasjenige des Glaubens Gehorsam und Frömmigkeit. Die Philosophie sucht nach Gewinnung allgemeiner Begriffe; die Theologie hält sich an geschichtliche Ueberlieferung. Die Theologie ist weder der Vernunft, noch die Vernunft der Theologie untergeordnet. Die Vernunft soll für sich, die Theologie für sich bleiben. Jede beherrscht ihr eigenes Reich, und eine Vermengung beider hat nur Nachteile. Eine göttliche Offenbarung kann nur moralische, aber keine objektive Gewißheit geben, was nicht hindert, daß dieselbe für viele Menschen von großem Nutzen gewesen ist, da die Zahl derer, welche durch die Leitung der Vernunft allein sich eine tugendhafte Gesinnung aneignen, im Vergleiche zum ganzen Menschengeschlechte eine sehr geringe ist. Uebrigens scheint Spinoza im Widerspruche mit seiner sonstigen Theorie die Existenz einer „sicheren und unzweifelhaften Offenbarung“ anzunehmen.

Von der Theologie geht Spinoza in seiner Besprechung

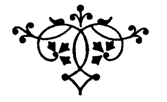
auf die Politik und den, wie er annimmt, aus Nützlichkeits-Rücksichten hervorgegangenen Staatsvertrag über. Er hält die demokratische Staatsform für die natürlichste, weil sie der Freiheit des Einzelnen am meisten entspricht, soweit die Rücksicht auf das allgemeine Wohl dieses zuläßt. Auch tritt der Nutzen der Freiheit in ihr am deutlichsten hervor. Die Staatsgewalt selbst muß so gestaltet werden, daß jedermann das öffentliche Recht höher stellt als den eigenen Nutzen — was freilich (in Parenthese bemerkt) eine schwer zu erfüllende Aufgabe ist. Den politischen Einfluß des kirchlichen Elements oder der Priesterschaft will Spinoza ganz verbannt wissen, obgleich er zugibt, daß der theokratische Charakter des Staates der Hebräer demselben durch die Furcht des Volkes vor dem Zorne Gottes eine große Zähigkeit und Widerstandskraft verliehen habe. Ebenso verderblich wie der priesterliche Einfluß sind staatliche Gesetze über Ansichten oder Meinungen, welche durchaus frei sein müssen. In einem freien Staate muß es jedem erlaubt sein, zu denken, was er will, und zu reden und zu lehren, wie er denkt. Eine Regierung, die sich auf die Geister erstreckt, ist gewaltthätig und schadet sich und dem Volkswohle durch die Verfolgung freidenkender Männer. Nur das Handeln, nicht aber das Denken oder Urteilen kann straffällig werden. Sowohl der religiöse Glaube wie das freie Philosophieren müssen nach dem Belieben jedes Einzelnen gestattet sein, und die Unannehmlichkeiten, welche man davon befürchtet, sind nur eingebildete. Oder, wenn nicht, muß man sie hinnehmen, da es keine noch so weise Einrichtung gibt, aus welcher nicht die eine oder andere Unannehmlichkeit entsprungen wäre. „Wer alles durch Gesetze regeln will, wird die Handlungen eher verschlechtern als verbessern.“ Gedankenfreiheit ist eine Tugend und darf umsoweniger unterdrückt werden, als diese Art von Unterdrückung in der Regel nicht die schlechten, sonden die edlen und redlichsten Menschen trifft. Es kann kein größeres Unglück für den Staat geben, als wenn

ehrbare Männer, weil sie anders denken und sich nicht verstellen können, wie Verbrecher des Landes verwiesen oder gar an Leib und Leben gestraft werden. Auch beugt Freiheit des Urteils der heimlichen Unzufriedenheit und Empörung vor; und die wahren Friedensstörer sind daher jene, welche in einem freien Staate die doch nicht zu unterdrückende Freiheit des Urteils beschränken oder aufheben wollen.

Was die kirchliche Ordnung oder das Recht in geistlichen Dingen betrifft, so spricht dasselbe Spinoza vollständig und ohne Einschränkung der höchsten Staatsgewalt zu. Es darf keine zwei Gewalten im Staate, keinen Staat im Staate geben! Die Religion erlangt Gesetzeskraft nur durch den Beschluß derjenigen Personen, welche das Recht zum Befehlen haben, einerlei, ob sie selbst durch die natürliche Vernunft erlangt, oder prophetisch geoffenbart ist. Das Wohl des Volkes und die Sicherheit des Staates ist oberstes Gesetz und ihre Aufrechthaltung Sache der höchsten Gewalt. Auch lehrt in der That die Geschichte, daß zu allen Zeiten die Religion dem Wohle des Staates angepaßt worden ist, und daß, wo dieses nicht gelang, Streit und Zwietracht die Folge war. So brachten die römischen Päpste, indem sie sich das Recht anmaßten, zu entscheiden, was Recht oder Unrecht, was fromm oder gottlos sei, nach und nach alle Könige unter ihre Gewalt, bis sie schließlich den höchsten Gipfel der Gewalt erstiegen hatten; und alle Anstrengungen der Fürsten, namentlich der deutschen Kaiser, konnten das später nicht mehr ungeschehen machen. Daraus kann man erkennen, welche Kraft und Macht die Geistlichkeit durch ihre Herrschaft über die Gemüter zu erlangen imstande, und wie notwendig es ist, daß die höchsten Gewalten diese Autorität sich selbst wahren.

Mit der Bescheidenheit des echten Philosophen erklärt Spinoza am Ende seiner geistvollen Abhandlung, daß er, wie alle Menschen, dem Irrtum unterworfen sei, wenn er sich auch ernstlich bestrebt habe, nicht zu irren, und daß, wenn die

höchsten Gewalten seines Vaterlandes finden sollten, daß er etwas gesagt habe, was mit den Landesgesetzen in Widerspruch stehe oder dem allgemeinen Wohle zum Schaden gereiche, er es nicht gesagt haben wolle. Würde Spinoza noch leben, so würde er sich mit nicht geringer Genugthuung überzeugen, daß die meisten seiner Ansichten und Forderungen, wenn nicht alle, inzwischen geistiges Gemeingut geworden und mehr oder weniger in das Leben eingeführt worden sind, und daß die Verfolgungen, welche er während seines Lebens erdulden mußte, der Beschränktheit seinen Zeitalters, nicht aber seinem eigenen Irrtume zugeschrieben werden müssen. Wer jedoch die geistvollen Ausführungen des großen Philosophen genauer als durch diese dürftige Blumenlese kennen zu lernen wünscht, der nehme das Heftchen selbst zur Hand.





Fortschritt.

Je tiefer wir in die Kenntnis der Zustände des vorgeschichtlichen Menschen eindringen, und je mehr wir einsehen lernen, auf welcher langen und mühsamen Arbeit zahlloser Generationen und enormer Zeitabschnitte unsere heutige Kultur ruht, oder je deutlicher wir die allmähliche Entwickelung unseres Geschlechts aus tierähnlichen, sprachlosen Wilden bis zu dem Zustand des heutigen Kulturmenschen verfolgen, um so höher muß unsere Wertschätzung jener Kultur steigen, und um so stärker müssen wir den Antrieb zum Fortschreiten auf dem betretenen Wege oder zur Erreichung stets höherer Ziele empfinden. Und zwar dieses um so mehr, als wir im Grunde gar nicht wissen, wo wir im Gang der zivilisatorischen Entwickelung unseres Geschlechts stehen, und ob wir darin weit vor oder noch weit zurück sind. Wir haben darüber kein Urteil und können kein solches haben, weil uns jeder Maßstab der Vergleichung fehlt. Wir dünken uns allerdings sehr hoch mit unseren Maschinen, Künsten, Wissenschaften, mit unserer großartigen Beherrschung der Natur. Aber in Wirklichkeit sind wir vielleicht noch sehr weit zurück oder befinden uns noch in den Kinderschuhen der Zivilisation; und der Abstand zwischen Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts mag vielleicht noch weit größer sein als derjenige, welcher uns von unserem ersten vorgeschichtlichen Vorfahren trennt.

Gewiß wird mancher Leser in der Eröffnung einer solchen Perspektive den Ausdruck großer Vermessenheit finden wollen.

Aber wenn man bedenkt, wie kurz die Zeiten menschlicher Geschichte und Kultur in Vergleich mit dem wirklichen Alter des Menschengeschlechts auf der Erde sind (sie umfassen kaum einige Jahrtausende), wenn man ferner einen Blick wirft auf die großartigen Fortschritte des Menschengeistes in Wissenschaft, Kunst und Industrie allein in diesem Jahrhundert — Fortschritte, welche die kühnste Phantasie und alles früher Dagewesene hinter sich lassen; wenn man endlich nicht vergißt, daß der Gang der zivilisatorischen Entwickelung ein progressiver ist, d. h. daß er in demselben Maße wächst oder schneller wird, in welchem die Mittel und Anregungen des Fortschritts wachsen — so wird wohl auch der Zweifelsüchtigste Anstand nehmen, jener Perspektive ganz den Glauben zu versagen. Daß die Beherrschung der Natur durch den Menschengeist und die Ergründung ihrer Geheimnisse keine Grenzen kennt, ist ja durch Erfahrung sattsam bewiesen; und wir werden darin fortwährend von Ueberraschung zu Ueberraschung geführt. Was früheren Jahrhunderten als unbegreifliches Wunder erschienen sein würde, ist heute zur gewöhnlichsten und alltäglichsten Wirklichkeit geworden; und nichts verhindert uns, zu glauben oder zu hoffen, daß es unsern Nachkommen in dieser Beziehung ebenso ergehen werde, wie es uns ergangen ist. Der heutige Kulturmensch ist nicht mehr jenes rohe und unbeholfene Wesen, wie er ursprünglich aus den Händen der Natur hervorging; er ist vielmehr zur Hälfte Kunstprodukt und durch lange mühsame Selbstbildung und Selbsterziehung zu dem geworden, was er jetzt ist. Da nun aber diese Selbsterziehung keine Grenzen kennt, so muß auch der dadurch bewirkte Fortschritt ein unbegrenzter sein. Anstatt von Göttern abzustammen und zu Tieren geworden zu sein, wie die Alten lehrten, stammen wir im Gegenteil von Tieren ab und sind dazu bestimmt, zu Göttern oder zu Beherrschern der Erde zu werden.

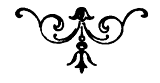
Freilich fehlt diesem anziehenden und hoffnungerweckenden Bilde auch die Kehrseite nicht — die Kehrseite, welche darin

besteht, daß unsere moralische Bildung (im allgemeinsten Sinne) nicht gleichen Schritt mit dem Voranschreiten unseres intellektuellen und materiellen Lebens gehalten hat. Trotz aller Fortschritte in Wissenschaft, Kunst und Industrie müssen wir uns mit Beschämung gestehen, daß es der Menschheit als solcher bis jetzt nur zu einem kleinen Teile gelungen ist, jene häßlichen Schlacken der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Unterdrückung und der Unmoralität abzustreifen, welche uns aus unserer rohen und halbtierischen Vergangenheit, wie atavistische Rudimente oder Ueberbleibsel, noch ankleben. Es gähnt eine tiefe, bis jetzt unausgefüllte Kluft zwischen unserer intellektuellen und unserer moralischen Bildung oder zwischen Kopf und Herz der gegenwärtigen Menschheit. Auf der einen Seite Herrscher und Halbgötter, welche die tiefsten Geheimnisse der Natur durchdrungen und deren mächtigste Kräfte in ihren Dienst gezwungen haben, beugen wir uns auf der andern Seite demütig und zitternd den lächerlichsten Dogmen und Vorurteilen und schmiegen unsere Nacken willig dem Joch weltlicher oder geistlicher Herrschsucht. Blinder, selbstmörderischer Neid und toller Eigendünkel verleiten die Völker, in furchtbaren Kriegen gegeneinander zu wüten wie wilde Tiere und so die traurige Erinnerung an die frühesten nnd barbarischen Zustände der Vergangenheit in hundertfach vergrößertem Maßstab herauf zu beschwören. Politische und religiöse Zwietracht zerreißt und verdirbt die Gemüter; und Streitigkeiten oder Gegensätze, welche vor dem Lichte der modernen Wissenschaft und Bildung in Nichts verschwinden sollten, verkehren die besten Gefühle der Menschen in Haß und Verfolgungssucht. Dazu kommt noch die trübe Aussicht auf einen entsetzlichen Klassenkampf im Innern der menschlichen Gesellschaft selbst, dessen Abwendung die Kurzsichtigkeit der Einen und die bornirte Selbstsucht der Andern unmöglich machen.

„Große Zeiten und kleine Menschen“ — so sollte der Titel einer Schrift lauten, welche diese unbegreiflichen Gegen-

sätze in ihrer ganzen Größe und Nacktheit zu schildern unternehmen wollte.

Alles dieses beweist deutlich, wie wenig weit wir bis jetzt im Gang der zivilisatorischen Entwickelung trotz aller sonstigen Errungenschaften gelangt sind, und wie sehr entfernt wir noch von der Verwirklichung jenes Reiches der Gerechtigkeit, der Bildung und des allgemeinen Wohlseins sind, welches jedem Menschenfreund als das eigentliche und wahre Ziel menschlichen Vorwärtsstrebens erscheinen muß. Dasjenige, was wir bis jetzt in Wissenschaft, Kunst und Industrie erreicht und geleistet haben, ist groß, herrlich und begeisternd. Aber sein Wert für den Fortschritt als solcher wird nur ein zweifelhafter oder mindestens relativer sein und bleiben, so lange nicht blos das äußere, sondern auch das innere Glück der Menschheit daraus erwächst, und so lange nicht die größten Feinde menschlichen Wohlseins, oder Haß, Furcht, Unwissenheit und Aberglauben, besiegt und beseitigt sein werden.





Materialismus.

Ueber den Begriff oder die Bedeutung des in der Gegenwart fast zum philosophischen Stichwort gewordenen Wortes „Materialismus" herrschen in der Litteratur so verschiedene und unklare Vorstellungen oder Meinungen, daß man es nur dankbar begrüßen darf, wenn Versuche zur Feststellung dieses Begriffs gemacht werden. Wir entnehmen daher einem in dieser Absicht geschriebenen, sehr lichtvollen Aufsatz eines englischen Schriftstellers (W. H. Utley) Folgendes:

Das Weltall ist Alles. Unbegrenzt in Raum und ewig in der Zeit schließt es alles ein, was war, ist und sein wird. Dasselbe ist erfüllt von Materie oder von jenem Urstoff, aus welchem alles Geformte hervorgeht. Was wir „Kraft" nennen, ist nur das Ergebnis der Bewegung des Stoffs und keine für sich bestehende Wesenheit, wie manche annehmen. Der Weltenstoff ist nicht gleichmäßig durch den Raum verteilt, sondern in einzelnen Massen, wie Nebelwolken, Sonnen, Planeten und andere Himmelskörper, zusammengeballt. Dazwischen ist gleichfalls Stoff, aber in sehr verdünntem Zustande. Wie der Stoff selbst, so ist auch die Bewegung ungleichmäßig durch den Raum verteilt. Einige Teile sind in sehr lebhafter Bewegung; andere bewegen sich verhältnismäßig langsam oder träge. Daher ist eine fortwährende Verteilung von Kraft oder Bewegung im Gange, und dieses ist die Ursache für die vielen und verschiedenen Wechsel und Veränderungen, welche

wir überall vor sich gehen sehen. Der Stoff selbst ist zusammengesetzt aus kleinen und kleinsten Teilchen, den sogenannten Molekülen, und daher kommt es, daß es zwei verschiedene Arten der Bewegung gibt, eine Massen- und eine Molekular-Bewegung. Erstere ist diejenige eines fallenden Steins, einer fliegenden Kanonenkugel oder eines rollenden Weltkörpers; letztere umfaßt die Bewegungen, welche durch Schwerkraft, Schall, Licht, Wärme, Magnetismus, Elektrizität und Leben hervorgebracht werden. Diese beiden Formen von Bewegung sind übrigens nur dem Grad und nicht der Art nach verschieden. Sie können beide in einander verwandelt werden — Massen-Bewegung in Molekular-Bewegung und umgekehrt. Leben und Geist sind besondere Eigentümlichkeiten einer besonderen Zusammensetzung des Stoffs und keine für sich bestehende Wesenheiten. Sie sind Folge der Zusammensetzung und Bewegung des Stoffs, in welchem sie sich äußern, gerade so wie Magnetismus aus der Zusammensetzung und Bewegung einer anderen Art von Stoff hervorgeht. Der Mensch ist ein Tier und die letzte Entwickelungsstufe einer langen Reihe vorhergegangener Veränderungen. Moralität ist das Ergebnis der sozialen Natur des Menschen und beruht auf Notwendigkeit, nicht auf dem Schöpferwort irgend eines menschlichen oder göttlichen Wesens.

Dieses sind in Kürze die Hauptgrundsätze des modernen Materialismus, welcher indessen keineswegs unternimmt, das letzte Welt-Rätsel lösen zu wollen. Diese Lösung ist für die materialistische Hypothese ebenso unmöglich wie für jede andere. Der Materialist behauptet nur, daß der Stoff und seine Bewegung das einzige ist, was wir wissen und wissen können, und daß dieselben die Grundursache aller Erscheinungen oder die letzten Faktoren bilden, auf welche alle Dinge zurückgeführt werden können, während sie selbst nicht weiter rückführbar sind. Er gesteht ein, daß er von dem Absoluten oder Noumenon, welches dem Stoff und der Erscheinung zu Grunde liegt, nichts

weiß und auch nichts zu wissen sucht. Solche Kenntnis würde, selbst wenn sie erlangt werden könnte, vollständig unnütz für die Menschheit sein, und das Streben danach ist nur verlorene Zeit und Mühe. Wie G. H. Lewes schrieb, „ist das, was die Dinge für uns sind, alles was wir wissen können und zu wissen brauchen.“ Wir wissen nicht, was Stoff und Bewegung an sich sind. Sie sind die unbekannten Größen X und Y, deren ewige und unbegrenzte Verrichtung das Weltall darstellt.

Der Materialismus ist notwendig atheistisch, weil er die Existenz von irgend etwas anderem als Stoff leugnet. Geister, Teufel und Götter sind für ihn aus der Welt verbannt, aus dem einfachen Grunde, weil der Beweis ihrer Existenz fehlt. Jehovah existiert so wenig als Jupiter, Christus so wenig als Krischna. Die Welt hat keinen Platz für sie. Sterne schweben durch das All, Welten verfolgen ihre von Sonnen regierte Pfade, Kometen eilen von System zu System — überall Stoff in unbegrenzter Form-Verschiedenheit, aber nirgendwo die Wirkung einer göttlichen Hand.

Der Materialist behauptet nicht, daß er die Ewigkeit und Unendlichkeit des Universums beweisen könne. Er sagt blos, daß dieses der einzige Glaube ist, bei dem sich der menschliche Geist beruhigen kann. Wir können es nicht begreifen, aber noch weniger können wir eine endliche oder räumliche Begrenzung der Natur begreifen. Der Glaube an ein begrenztes Weltall konnte nur in einer Zeit entstehen, da das Teleskop noch nicht in die unendlichen Tiefen des Raumes eindrang, und da man das Firmament als eine Decke über unseren Häuptern ansah, jenseits deren der Sitz der Götter sei. Heutzutage hat die Wissenschaft alles dieses total verändert und hat gelehrt, daß in Entfernungen von Milliarden von Meilen Welten durch den unendlichen Raum rollen, wie in unserer Nähe, und daß hier weder ein Platz für Himmel noch für Hölle ist. Es gibt Sterne, deren Licht Millionen von Jahren

unterwegs gewesen sein muß, bis es für uns sichtbar wurde; und sie müssen daher schon vor Millionen von Jahren vorhanden gewesen sein. Ebenso hat die Geologie gezeigt, daß die Erde unendlich viel älter ist, als unsere Voreltern träumten, und die Astrophysik hat ihren ersten Anfang bis zu jenen Entwickelungs-Vorgängen aus einem Urweltnebel verfolgt, welchen alle Weltkörper ihre Entstehung verdanken. Was vorher war, wissen wir nicht; aber wir wissen, daß der Stoff unvernichtbar ist, und müssen annehmen, daß er und seine Bewegung von Ewigkeit gewesen sind und in Ewigkeit sein werden.

Ferner behauptet der Materialist, daß die Welt durch sich selbst existiert. Die Natur ist sich selbst genug. Alle ihre Wechsel oder Erscheinungen können auf in ihr selbst gelegene Ursachen und auf unwandelbare Gesetze zurückgeführt werden. Weder gibt es heutzutage Wunder, noch hat es jemals solche gegeben. Unrichtige oder verdrehte Naturbeobachtung, Halluzinationen und Illusionen, Priesterbetrug und Aehnliches sind und waren die Quellen für sogenannte übernatürliche Ereignisse jeder Art. Sie finden heutzutage noch Glauben bei der urteilslosen Menge — blos deshalb, weil es leichter ist, Erzählungen auf Treu und Glauben hinzunehmen, als selbst zu prüfen und zu beobachten, und weil der Keim zu solchem Glauben bereits in die Seelen der Jugend gepflanzt wird, ehe dieselbe im Stande ist, selbst zu urteilen oder darüber nachzudenken.

So lange die Menschen in ihrer Kindheit mit Märchen und Irrtümern gefüttert und großgezogen werden, so lange werden immer nur Einzelne im Stande sein, sich aus den Netzen des Aberglaubens loszumachen und den Pfaden der Natur und Wahrheit zu folgen.

Könnten sich alle Menschen entschließen, selbst zu denken und der Natur unerschrocken in das Antlitz zu blicken, so würde der Glaube an die Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt bald ein allgemeiner werden.

Unsere Vorfahren glaubten, daß es außer dem Stoff noch gar viele Dinge in der Welt gäbe, z. B. Feuer, Seele, Licht, Dunkelheit, Gott, Magnetismus, Elektrizität rc. Viele, ja selbst die meisten glauben heutzutage noch, daß es ein mysteriöses Ding neben dem Stoff gibt, welches „Kraft" genannt wird. Aber die moderne Wissenschaft zerstreut alle diese alten Vorstellungen, wie die Morgensonne die Nebel zerstreut. Alle die verschiedenen Formen, in denen Kraft erscheint, sind nur verschiedene Arten von Bewegung. Der metaphysische Begriff von Kraft ist ein ganz anthropomorphistischer, d. h. die Verlegung einer Empfindung in die Außenwelt und die Annahme, daß dieselbe hier eine wirkliche Existenz habe. Wenn wir mittelst unserer Muskelkraft etwas bewegen, so haben wir die Empfindung einer Wirkung, welche wir mit dem Namen einer sich äußernden Kraft belegen, und wir nehmen daher ohne weiteres an, daß auch alle anderen Bewegungen der Außenwelt durch ähnliche Kraftäußerungen hervorgebracht seien. Aber die Kraft als solche hat keine Sonderexistenz; sie ist nur das Resultat bewegter Materie. Es gibt nichts außer ihr.

Was man mit dem Namen der „Erhaltung der Kraft" bezeichnet, ist in Wirklichkeit nur Erhaltung der Bewegung. Ebenso wie der Stoff unsterblich und unzerstörbar ist, ist es auch die ihn begleitende Bewegung; eines kann so wenig zerstört oder geschaffen werden wie das andere. Die Bewegung überträgt sich von Körper zu Körper und nimmt ihren irdischen Ursprung aus den Feuern der Sonne. Jedes Sonnen-Molekül bildet ein Zentrum für kontinuierliche Bewegungsstörungen, welche in einer Sekunde 186,000 englische Meilen zurücklegen. Nur ein geringer Teil derselben erreicht unsere Erde und bewirkt hier fast alle auf derselben vor sich gehenden Bewegungen und Veränderungen. So klein dieser Teil im Vergleich mit der Sonnenkraft überhaupt ist, so groß ist er im Vergleich mit der Erde selbst. Er allein unterhält alles Leben auf der Erde, von dem kleinsten Moos bis zur Rieseneiche, von dem

kleinsten Infusorium bis hinauf zu dem Menschen. Selbst der menschliche Gedanke ist nur ein Produkt der Sonnenbewegung, und wohl waren die alten Völker von einem richtigen Wahrheits-Instinkt geleitet, als sie die Sonne als ihren obersten Gott und den Erhalter der Welt anbeteten.

Freilich kann ein solcher Vorgang nicht ewig dauern, indem die Sonne allmählich ihren Vorrat an Licht und Wärme verliert. Es wird ein Tag kommen, an welchem sie kalt und dunkel wird. Aber ihre Bewegung ist deshalb nicht zerstört, sondern nur an andere Stoffmassen übergegangen. Die Gesamtsumme der Bewegungen im Weltall kann ebenso wenig vermindert werden, wie ein einziges Stoff-Atom aus dem Dasein verschwinden kann.

„Ein Stoff-Atom“! Die kühnen Spekulationen eines Leukipp, Demokrit und Epikur sind heutzutage auf wissenschaftlicher Basis neu aufgebaut worden, und deren alte Atomen-Theorie hat eine glänzende Auferstehung gefeiert, nachdem sie während des langen mittelalterlichen Geisterschlafs tot und begraben war. Die Wissenschaft der Chemie hat uns mit nahezu siebzig Arten von Atomen bekannt gemacht, welche die sogenannten „Elemente“ zusammensetzen. Aber es wird wohl nicht lange dauern, bis diese Zahl erheblich reduziert werden wird; und es wird ein Tag kommen, an welchem man erkennen wird, daß es nur ein einziges Stoff-Atom gibt, aus welchem alle andern aufgebaut sind. Es steht außer Zweifel, daß alle Körper innerhalb und außerhalb der Erde nur aus verhältnismäßig sehr wenigen dieser Elemente (Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Silicium, Aluminium, Calcium und Kohlenstoff) vorzugsweise zusammengesetzt sind. Sie sind gewissermaßen die Bausteine, während die übrigen Substanzen nur den Mörtel bilden. Auf der andern Seite zeigt uns die Physik, daß die sogenannten Naturkräfte nur die Wirkung der Bewegung dieser Stoffteilchen sind. Allerdings ist noch gar vieles dunkel und ungewiß bezüglich der Natur dieser Bewegung, aber die Zeit

wird das Dunkel aufhellen, insbesondere in Bezug auf die Schwer- oder Anziehungskraft, diese geheimnisvollste aller Naturkräfte. Mit Recht kann der Materialist ausrufen: Gebt mir bewegte Materie, und ich will euch ein Weltall herstellen!

Hat der englische Verfasser, dem wir Obiges seinem wesentlichen Inhalt nach entlehnt haben, nicht gewußt oder vergessen, daß dem großen Philosophen Cartesius die Priorität dieses Gedankens gebührt? „Gebt mir Material und Bewegung“, so rief derselbe, indem er einem ganz ähnlichen Gedankengang folgte, „und ich werde euch das Universum daraus zimmern!“

Die letzte Zuflucht oder Burg des Aberglaubens bildet das Geheimnis von Leben und Bewußtsein. Aber auch hier wird und muß der Unglaube an die Natur mit der Zeit verschwinden. Die ewige alte Entgegnung des Theologen an die Männer der Wissenschaft lautet bekanntlich: „Weil Ihr es nicht erklären könnt, ist meine Vermutung die richtige!“ So absurd das Argument als solches ist, so kann es doch nur dauernd dadurch entkräftet werden, daß die wissenschaftliche Psychologie die Natur des Bewußtseins aufklärt; und dieses wird mit der Zeit sicherlich geschehen.

Nichts ist gewisser, als daß das Leben das Resultat einer gewissen Kombination der Elemente ist, und daß es ohne diese nicht existieren kann. Das sogenannte Protoplasma, diese physikalische Basis des Lebens, besteht aus einer chemischen Zusammensetzung; und ohne dasselbe kann Leben ebenso wenig sein, wie ein Magnetismus ohne Magnet. Daß wir bis jetzt nicht imstande sind, dieses Protoplasma künstlich hervorzubringen, beweist ebenso wenig gegen dessen natürliche Entstehung, wie der Umstand, daß wir keine Diamanten machen können, deren natürliche Entstehung über den Haufen wirft. Ein Kristall ist ebensowohl ein organisiertes Wesen, wie eine Pflanze oder eine Amöbe. Wir kennen nur noch nicht die Bedingungen, unter denen Leben entsteht, und können sie daher nicht herstellen. Der Beweis, daß eine solche Herstellung

an sich unmöglich sei, liegt denen ob, welche sie leugnen, nicht denen, welche sie zugeben.

Wie nun Leben das Erzeugnis einer gewissen Organisation der Materie ist, so ist es auch das Bewußtsein. Ohne letzteres gibt es weder Empfindung noch Gedanke. Wir wissen allerdings nicht, und werden es vielleicht niemals wissen, auf welche Weise die Bewegung der Gehirnstoffe Bewußtsein hervorbringt; aber daß es so ist, darüber kann kein ernstlicher Zweifel bestehen. Die Thatsachen, welche beweisen, daß geistige Erscheinungen das Erzeugnis materieller Bedingungen oder Gehirn-Verrichtungen sind, sind zahllos. Wenn ein Mann behaupten wollte, daß die Galle nicht von der Leber selbst abgesondert würde, sondern daß es einen Gallengeist gäbe, welcher gewissermaßen auf den Leberzellen spielt und die eigentliche Ursache der Leber-Thätigkeit sei, so würde derselbe ebenso logisch verfahren, wie derjenige, welcher behauptet, daß der Gedanke keine Verrichtung des Gehirns, sondern das Erzeugnis eines geistigen Wesens sei, welches auf dem Gehirn in ähnlicher Weise spielt wie der Klavierspieler auf seinem Instrument. Nur wer den Thatsachen gegenüber blind ist und sein will, kann leugnen, daß die unveränderliche Ursache alles Bewußtseins und Denkens eine Bewegung der Gehirnstoffe ist.

Unter allen lebenden Wesen ist der Mensch das höchste, als das letzte Produkt zahlloser, Millionen Jahre in Anspruch nehmender Wechsel und Veränderungen. In ihm ist die Natur sich ihrer selbst bewußt und sich selbst beherrschend geworden. Der Mensch befiehlt der Natur und verwendet ihre Kräfte zu seinem Besten. Aber, was mehr ist, er führt sie aus der früheren blinden Naturentwickelung zu einer solchen, welche das Resultat bewußter Kombinationen, und deren letzter Zweck das Glück des Menschengeschlechts ist. Die Erfüllung dieser neuen Aera liegt allerdings noch in weiter Ferne vor uns. Aber wir stehen doch auf ihrer Schwelle und sehen da und dort die lichten, noch zu erreichenden Gipfel künftigen Glückes

und Wohlseins durch die sie verdeckenden Wolken und Nebel der jetzigen Zustände hindurchschimmern.

In der menschlichen Gesellschaft und Gegenseitigkeit liegt das Geheimnis aller Moralität. Gut und bös sind nicht gut und bös, weil die Gottheit sie so gemacht hat, sondern weil das eine das Wohlsein des Menschen hindert, während sie das andere fördert. Der Gerechte handelt gut und meidet das Böse, nicht weil Gott ein Gewissen in ihn gepflanzt hat, sondern weil er leidet, wenn andere leiden, und froh ist, wenn andere froh sind, und weil der Kampf um das Dasein einen moralischen Instinkt in ihm entwickelt hat, gerade so wie die Natur in den Tieren den Instinkt der Mutterliebe oder der Selbsterhaltung hat entstehen lassen. Erziehung und Umgebung lassen diesen Instinkt bald stärker, bald schwächer werden. Dazu kommen der Zwang der gesellschaftlichen Bildung und der gesetzlichen Ahndungen, um den Charakter immer mehr nach der moralischen Seite hin auszubilden. Notwendigkeit, nicht freier Wille bildet die eigentliche Grundlage der Moralität.

Dieses sind, wie es dem englischen Verfasser vorstehender Betrachtungen scheint, die charakteristischen Züge des wissenschaftlichen Materialismus der Gegenwart. Die neueste Entwickelung des ältesten aller philosophischen Systeme unterscheidet sich von ihren Vorgängern nur durch die größere Hilfe und Entwickelung der modernen Wissenschaft. Materialismus war immer die unbewußte Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Er bedarf keiner Schleier oder leerer Worte, um die Wahrheit zu verstecken, spielt nicht mit Phrasen oder leeren Gegensätzen, wie die Metaphysiker, und versucht nicht die Luft zu ergreifen oder das Unsichtbare zu sehen. Er bescheidet sich mit dem, was wir wissen und wissen können, und was unsere Erkenntnismittel uns lehren; und dieses Wissen führt uns sicher durch die Welt, während das Suchen nach einer anderen Wissenschaft der Verfolgung eines Irrlichts gleicht, das den Verfolger in Moräste und Sümpfe führt. Die moderne Wissen-

schaft ist ganz materialistisch, denn sie kennt keine anderen Grundlagen ihrer Forschung, als Materie und Bewegung oder „bewegte Materie“. Auf sie kann man die alte Inschrift des Isistempels anwenden: „Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat den Schleier aufgehoben, der auf meiner Unsterblichkeit ruht!“





Hegel und Schopenhauer

in französischer Beleuchtung.

Hegel ist ein Proteus, welcher in tausend verschiedenen Gestalten oder buntfarbigen Ideen schillert. Er leugnet alles und bejaht alles; denn in allem sieht er nur verschiedene Abstufungen und Reflexe des Absoluten. Seine Namen sind Legion; seine Heimat ist überall, wohin ihn der Hauch des stets gesuchten Absoluten trägt, und sein Glaubensbekenntnis besteht darin, daß er eben keines hat. Es gibt keinen festen Punkt in der Lehre Hegels; man erblickt nur wandelnde, bewegliche Punkte" u. s. w.

Mit diesen Worten charakterisiert ein gelehrter und geistvoller Franzose und Schriftsteller, Graf Alexander Foucher de Careil, welcher lange Zeit als Botschafter der französischen Republik in Wien gelebt und hinreichende Gelegenheit gehabt hat, die deutsche philosophische Litteratur kennen zu lernen,*) den Mann, welcher als die größte philosophische Celebrität Deutschlands im Beginn dieses Jahrhunderts eine Zeitlang den philosophischen Markt vollständig beherrscht, und dessen System sogar bei unseren, in der Philosophie nüchterner oder schärfer denkenden französischen Nachbarn hinlänglichen Eingang gefunden hat, um vor dem französischen Publikum in so eingehender Weise besprochen zu werden.

*) Graf Foucher de Careil: Hegel und Schopenhauer, ihr Leben und Wirken. Deutsch von J. Singer. Wien, Konegen, 1888.

Seine berühmte „Phänomenologie des Geistes," welcher Hegel den größten Teil seines Ruhmes verdankt und welche bei ihrem Erscheinen in Deutschland ein unbeschreibliches Gefühl philosophischer Betroffenheit oder Betäubung hervorrief, nennt der französische Kritiker ein „Monstrum" (**Monstrum horrendum, ingens**), einen „metaphysischen Roman" oder einen „metaphysischen Hochofen," „der imstande ist, in einem Augenblick eine ganze Welt zu verschlingen und in flüssigen Brei zu verwandeln." Der „Geist," aus welchem Hegel alles ableitet, obgleich er nie imstande gewesen ist, diesen Begriff, der die Basis seiner ganzen Philosophie bildet, klar zu definieren, wird als das einzige reelle und absolute Sein aufgefaßt, und die Geschichte Gottes (!?) als die Geschichte des Geistes beschrieben. Alles ist Offenbarung der Allmacht des menschlichen Geistes. Gott selbst ist nichts als eine ohne Zweifel ewige Bewegung des Geistes, der gegen das Subjekt zudrängt, sich in demselben befestigen will und das Subjekt zu sich erhebt. (!?) Sogar die Umgestaltungen des Erdballs sind nach Hegel, der bekanntlich die Natur als Gegensatz des Geistes sehr geringschätzig behandelt und das Individuum für um so freier und erhabener hält, je größer seine Verachtung für die Natur ist, nichts weiter als die unbewußte Arbeit des noch in die Eingeweide der Erde vergrabenen menschlichen Geistes, der sich seine Wohnung vorbereitete. (!!) Aber dieser gewaltige Geist ist wunderbarer Weise zugleich der Geist, „der stets verneint" und in dieser Negation sich selbst aufhebt, wie in dem berühmten Kapitel der Hegelschen Phänomenologie „Der Geist als Feind seiner selbst" zu lesen ist. Hegel war, wie Foucher de Careil bemerkt, Meister in dieser negativen Methode, welche zerstört, statt aufzubauen, welche zerlegt und zergliedert, statt Positives zu schaffen.

„Wenn man dabei bedenkt, daß dieses ganze Riesengebäude von aufeinander getürmten Wissenschaften auf einer falschen Herleitung aus der Kategorie des Werdens beruht, so wird man

von einem Schwindel ergriffen, und der Kopf dreht sich uns, als ob wir uns auf dem schiefen Turm von Pisa befänden."

Dabei war Hegels Sprache strotzend von Hieroglyphen, Rätseln und unverständlichen Symbolen, und das harte Urteil, welches Hegel über seinen Zeitgenossen Schelling und dessen dunkle Ausdrucksweise und leere Phraseologie gefällt hat, paßt ganz auf ihn selbst. Sein Stil ist dunkel, unverständlich, schwülstig und bewegt sich in lauter allgemeinen, dehnbaren, nichtssagenden Ausdrücken neben einer barbarischen Terminologie, so daß es keine mehr ermüdende Lektüre geben kann, als die von Hegels Schriften. Legt man sich aber die Frage vor, was hinter all diesen gewundenen, hochtrabenden Sätzen oder hinter dieser auf die Spitze getriebenen Sophistik steckt, so ist das Resultat entweder gleich Null, oder es kommen die simpelsten Dinge oder Gedanken heraus, die man längst wußte oder kannte. „Man empfängt beim Lesen dieser matten Prosa nicht den Eindruck einer Idee, man fühlt nicht sein Wissen vergrößert, noch seinen Geist gestärkt, und man denkt unwillkürlich an das arabische Sprichwort: ‚Die Mühle höre ich wohl klappern, aber das Mehl sehe ich nicht.'" Zu bewundern bleibt nur die dialektische Kraft des Geistes, eine Art naiver Genialität und eine bis zur Manie getriebene Gabe der Symbolik, welche den in ein System gebrachten Widerspruch so darzustellen weiß, daß er unselbständige Geister mit sich fortreißt. „Eine naive und unüberlegte Jugend," sagt Foucher de Careil, „glaubte, daß die Philosophie wirklich in diesem Abrakadabra bestehe. So wuchs eine Generation von Schwachköpfen heran, Gehirne, arm an Gedanken, aber reich an leeren Worten und aufgeblasen von Stolz, mit einem beschränkten Gesichtskreis, Eunuchen des Geistes und der Urteilskraft."

Das Schauspiel, welches Deutschland in den Hegeljahren in philosophischer Beziehung darbot, schildert der Verfasser mit den bitteren Worten: „Nichts als hohle Formen, thörichte Symmetrien, gelehrte Trichotomien und eintönige Tiraden,

Masken, unter denen kein Körper lebt und atmet, Leichname großer Phrasen, aus denen der Geist sich zurückgezogen oder, vielleicht besser, wo er gar nie gewohnt hat, eine durchgehende Vermengung der Gattungen, ein schwerfälliger Stil, der die Seichtigkeit des Grundes verbergen soll, bei Einigen ein Cynismus, der die Stelle der Originalität vertritt, endlich eine bittere Ohnmacht, welche ihre Narrenkappe schwingt und mit ihren Schellen rasselt“ u. s. w. Weniger durch seine Vorzüge, als gerade durch seine Fehler machte Hegel Schule. Man könnte nach Foucher de Careil ein unveränderliches Rezept für alle Erzeugnisse dieser Schule, mit denen Deutschland seinerzeit überschwemmt worden ist, aufstellen; es heißt: „Um die Leere des Gedankens auszufüllen, die Seichtigkeit des Grundes zu verbergen und die Mittelmäßigkeit der Form zu verdecken, hülle man sich in endlose Perioden, schaffe man neue Worte, gebe man sich den Anschein einer seichten Tiefe, kleide man die trivialsten Ideen in ein prächtiges Gewand und sage die gewöhnlichsten Dinge in einem gesuchten und schwülstigen Stile.“

Wunderbarer Weise hatte der Vater dieser philosophischen Charlatanerie so wenig Ahnung von seiner eignen Leerheit, daß er schon in Jena davon gesprochen hatte, wie mit seiner Lehre „eine neue Epoche der Weltgeschichte angebrochen und der günstige Moment gekommen sei, wo der Geist (!) sich von allem fremden Wesen zu befreien, sich als absoluten Geist zu begreifen, die ganze Gegenwart aus sich selbst zu erzeugen und dieselbe in vollkommener Unbeweglichkeit in seiner Macht zu behalten habe.“ (!)

Man muß in der That einen guten Glauben an den menschlichen Geist haben, um im Angesicht solcher Monstrositäten und des Umstandes, daß dieselben lange Zeit hindurch für das Nonplusultra menschlicher Weisheit gehalten werden konnten, nicht an jenem Geist selbst und an der Möglichkeit zu verzweifeln, daß die unverbesserliche Dummheit der Menschen

jemals aus der Welt verschwinden werde! Dieses Gefühl geistiger Entmutigung wird, wenn auch im einzelnen, doch im großen ganzen kaum gemindert durch die nun folgende Betrachtung Schopenhauers oder desjenigen Philosophen, welcher nach Hegel die Blicke der philosophischen Welt am meisten auf sich gezogen hat. Geistreich und gelehrt durch und durch, hat doch Schopenhauer trotz seiner zur Schau getragenen Abneigung gegen philosophisches Phrasentum und Blendwerk und trotz seiner scharfen, dagegen gerichteten Kritik noch alle Fehler der spekulativen Methode an sich und macht aus seinem „Weltwillen" ein philosophisches Monstrum, welches an Willkürlichkeit der Konstruktion dem Hegel'schen „Geist" nichts nachgibt. Doch lassen wir Herrn Foucher, der vielleicht etwas günstiger, als wir, über unsern Helden denkt, selbst reden.

Schopenhauer durchschaute bekanntlich vollkommen klar die absolute Leere der Hegelei und der ganzen, an die sophistische Dreieinigkeit (Fichte, Hegel, Schelling) sich anlehnenden Philosophen-Schule und verfolgte diese Schule, wie ihre Urheber und Anhänger, mit seinem bittersten Sarkasmus. „Man diluire," sagt er in seinen Parerga und Paralipomena, „das schwache Minimum eines Gedankens mit fünfzig Seiten Wortschwall und trätsche dann, mit grenzenlosem Zutrauen zur wahrhaft deutschen Geduld des Lesers, ganz gelassen fort."

„Das absolute Wissen, dessen chimärischer Besitz Deutschland so lange in eitlen Hoffnungen gewiegt hatte, wurde von Schopenhauer gleich dem Stein der Weisen in das Reich der unverschämtesten Mystifikationen verbannt; — — und es blieb von Hegel nichts übrig, als die fürchterliche Langeweile, welche die Leser desselben in Verzweiflung bringt."

Bei einem Besuche, welchen Foucher dem einsamen Philosophen in Frankfurt a. M. im Jahre 1859 machte, gestand ihm derselbe, daß nach seinem großen Vorbilde Kant die französischen Materialisten Helvetius und Cabanis in seinem Leben Epoche gemacht hätten. „Das ist ein Hauptfehler der

Deutschen," sagte er zu seinem Besucher, „daß sie in den Wolken suchen, was sie vor ihren Füßen haben," und kam damit der eignen Meinung seines Gastes entgegen, welcher angesichts der ganzen philosophischen Epoche von Kant bis Schopenhauer sich versucht fühlt, trotz der vielgerühmten philosophischen Fähigkeit und Tiefe des deutschen Geistes, „an den philosophischen Eigenschaften jener Träumer zu zweifeln, welche alle Ideen auf die Spitze treiben, die vor dem Absurden nicht zurückschrecken, und bei denen man alle möglichen Irrtümer wiederfindet."

Schopenhauers vernichtende Kritik der Kant'schen Philosophie, bei der bekanntlich nichts übrig bleibt, als die bekannte Unterscheidung der Erscheinung von dem Ding an sich oder des Noumenon und des Phänomenon, nennt Foucher ein „Meisterstück." Aber trotzdem war Schopenhauer nicht imstande, sich dem gefährlichen Einfluß des subjektiven Idealismus, als dessen eigentlicher Vater Kant angesehen werden muß und der den Keim zu allen folgenden Irrtümern enthält, zu entziehen. Er hat vergeblich gegen ihn angekämpft, und sogar die Einwirkung der sophistischen Dreieinigkeit, welche Schopenhauer einen so heftigen Widerwillen einflößte, auf ihn ist unverkennbar. „Der wissenschaftliche Atheismus Fichtes, das romantische Genie Schelling's und der Pantheismus Hegel's haben auf ihn zurückgewirkt; er ist von ihnen beeinflußt, ob er sich dessen bewußt ist oder nicht. Man kann ihn sich als einen Fichte oder Hegel vorstellen, welcher, entnüchtert und verlassen durch die absolute Wissenschaft, die keine ihrer Versprechungen eingehalten hat, durch den Rückschlag des Pantheismus von einem Abgrund in einen noch tieferen, nämlich den Nihilismus, hinabgeschleudert wird."

„Die Kant'sche Philosophie, welche er zu seiner Führerin erkoren, ja von der er das Heil der deutschen Philosophie erhofft hatte, konnte ihn aus jenem Abgrund nicht befreien, vor den Gefahren des Nihilismus nicht schützen. — — Umsonst

ruft er die „Kritik der reinen Vernunft" an. Diese Kritik, in welcher die letzte Quelle aller seiner Irrtümer zu suchen ist, hat ihn nicht blos nicht gerettet, sondern vielmehr neue Abgründe vor ihm aufgethan." — —

„Es ist klar, daß die Kant'sche Philosophie solidarisch ist mit den letzten Konsequenzen des deutschen Idealismus." — — „Der subjektive Idealismus Kant's, der unseren Erkenntnissen jeden objektiven Wert abspricht, erzeugt mit Rücksicht auf die Außenwelt den Skeptizismus; und dies ist, um einen Schopenhauer'schen Ausdruck zu gebrauchen, die Achillesferse der Kant'schen Philosophie." — — „Schopenhauer aber hat den Kant'schen subjektiven Idealismus bis zu seinen letzten Konsequenzen getrieben, indem er geringschätzig jeden Versöhnungsversuch zwischen den idealistischen und realistischen Lehren zurückweist." — — „Er identifiziert die subjektive Idee, welche eine reine Form unserer Vorstellungen ist, mit dem Objekt, die Idee der Gattung mit der Gattung selbst, wie er andrerseits unaufhörlich das einfach subjektive Phänomen der Vorstellung mit der materiellen und objektiven Seite des Dinges verwechselt." — — „Gleichviel, ob seine Ideenlehre eine Übertreibung des Idealismus oder des Materialismus ist, sie schwebt zwischen beiden Extremen." — — „Die Unterscheidung Kant's zwischen dem Phänomen und dem Ding an sich, welche Schopenhauer als dessen herrlichste Erfindung gepriesen hatte, wurde in seinen Händen ein gefährliches und für die Philosophie verderbliches Werkzeug oder eine gefährliche Waffe, welche er mit einer unglaublichen Kühnheit handhabt." — — „Denn schließlich geht dieser Wille," aus dem er das Kant'sche Ding an sich und gleichsam eine Art von Absolutem macht, in seiner Moral selbst auf, und der Schlund des Nihilismus (welchen er aus Indien importiert hat) verschlingt endlich Alles."

Daß Schopenhauer ganz willkürlich den „Willen" eine ganz neue und ihm durchaus fremde Rolle spielen läßt, und

daß er ihn nicht blos „gleichsam," wie Herr Foucher meint, sondern in der That zu dem Rang eines „Absoluten" erhebt, welches an Machtvollkommenheit keinem andern Absolutum etwas nachgibt, oder — mit anderen Worten — daß er aus einem Wort, einer Bezeichnung einer gewissen Äußerung des animalen Lebens einen Gott macht, sowie daß er den Gaukeleien des tierischen Magnetismus, weil er sie zur Stützung seiner Theorie nötig zu haben glaubt, vollen Glauben beimißt, ist zu bekannt, als daß es an dieser Stelle mehr als eines kurzen Hinweises darauf bedürfte. Besser würde er vielleicht gethan haben, wenn er einer andern, weit ursprünglicheren Äußerung des allgemeinen Lebens oder der Empfindung jene Ehre hätte zuteil werden lassen.

Daß unter solchen Umständen der französische Kritiker von dem Gang der deutschen Philosophie seit Kant ebensowenig erbaut sein kann, wie so viele andere und wie z. B. der Verfasser dieses Aufsatzes selbst, erscheint selbstverständlich. „Man verfolge einmal," sagt Foucher in einer Nachschrift über den Zustand der philosophischen Sitten in Deutschland, „den kläglichen Fortschritt in der deutschen Philosophie seit Kant, und man wird die grausame und beharrliche Ironie wahrnehmen, die hierin liegt." — — „Beobachtet man diese ganze unnütze Arbeit, diese unablässig auf einander folgende Flut von Systemen und jene ungeheure geistige Arbeit, welche am Ende beim Nihilismus anlangt, so muß man sich ernstlich fragen, ob dieses Deutschland, welches eine fast allgemein verbreitete Ansicht das wahre Vaterland der Philosophie nennt, nicht vielmehr ihr Grab sei" u. s. w.

Und was wird das Ende sein??

„Jene so glänzenden, launenhaften und phantastischen Virtuosen werden nun, wofern sie nicht von ihrer Höhe herabsinken wollen, gezwungen sein, bei ihrem großen Gegner, dem gesunden Menschenverstand, ein Asyl zu suchen." —

Was hier der französische Autor, dessen Arbeit bereits

vor mehr als zwei Jahrzehnten vollendet wurde, voraussagt oder erwartet, ist inzwischen zum Teil bereits eingetreten, und der gesunde Menschenverstand, gestützt auf die großen Resultate der positiven Wissenschaften und erfahrungsgemäßer Erörterungen, fängt an, sich der verlassenen philosophischen Positionen zu bemächtigen und die idealistischen Träumereien der Vergangenheit abzulösen.

Mit dem Erwachen Deutschlands aus seiner politischen Erschlaffung und Zerrissenheit wird und muß auch ein solches aus einem philosophischen Zustand gleicher Art einhergehen, obgleich die Nachwirkung der geschilderten Periode subjektiver Überhebung noch lange nicht überwunden ist. Was aber unsern letztbesprochenen Philosophen angeht, dessen hohe Geistesgaben Herr Foucher de Careil trotz der Unhaltbarkeit seines Systems gern und bereitwillig anerkennt, so ist das Urteil, welches derselbe am Ende seiner ausgezeichneten Schrift mit kurzen Worten über ihn fällt, ganz dasselbe, welches der Verfasser dieses Aufsatzes schon im Jahre 1859 nach einer ausführlichen Besprechung der Schopenhauer'schen Philosophie begründet und in dem ersten Bande seiner Schrift „Aus Natur und Wissenschaft“ (Seite 98 der dritten Aufl.) niedergelegt hat: „Schopenhauer's philosophisches System wird untergehen, wie alle Systeme (oder wie alle aus dem reinen Gedanken oder aus der Einbildungskraft herausgesponnenen philosophischen Systeme. — Der Ref.); aber der Geist, der es belebt, wird bleiben.“





Geist und Stoff.

Von den zwei einander entgegenstehenden Theorien über das Verhältnis von Geist und Körper oder Leib und Seele — Spiritualismus und Materialismus — hat die erstere den Vorzug oder Vorteil, daß sie von einem feststehenden, wenn auch unbegreiflichen geistigen Prinzip aus und damit der eigentlichen Schwierigkeit der Frage aus dem Wege geht, während der Materialismus kühn in das verwirrende Labyrinth derselben eindringt, aber freilich auch oft in demselben den Faden verliert. Uebrigens war auch er ursprünglich, gleich dem Spiritualismus, Resultat metaphysischer Spekulation und verdiente daher mehr oder weniger die ihm seitens seiner philosophischen Gegner zuteil gewordene Vernachlässigung. Erst im Laufe der letztvergangenen Jahrzehnte hat er durch den Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung eine solidere Begründung erfahren. Freilich bleibt noch weit mehr zu thun übrig, als dasjenige, was bereits gethan ist, und stehen wir gewissermaßen erst an der Schwelle der ganzen Untersuchung; aber mit jedem Schritt der wissenschaftlichen Erkenntnis nach vorwärts wird der Pfad deutlicher und sicherer, während alle nicht auf physiologische Thatsachen gebaute metaphysische Spekulationen nur als mehr oder weniger scharfsinnige Vermutungen betrachtet werden müssen. Es hat von jeher eine Neigung der Menschen bestanden, unbekannte Naturerscheinungen mit Hilfe mystischer oder übernatürlicher Kräfte zu erklären; und der Geist hat davon umsoweniger eine Ausnahme gemacht,

als gerade hier das Mysterium größer war, als irgend sonstwo. Heutzutage jedoch zweifelt man nicht mehr daran, daß alle geistigen Erscheinungen auf materieller Basis, im besonderen auf dem Mechanismus des Gehirns und Nervensystems, ruhen. Jeder Gedanke, jede Empfindung, jeder Willensakt ist von einer physikalischen Veränderung oder Bewegung der Gehirnsubstanz begleitet.

Damit ist freilich die Natur des psychischen Prozesses oder die Art der Verbindung zwischen Stoff und Geist nicht erklärt. Besteht ein bloßes Nebeneinander beider, an sich ungleichartiger Erscheinungen, oder ist eins von dem andern abhängig?

Nach der Theorie der Funktion ist der Gedanke, wie Huxley sagt, „ebensowohl eine Verrichtung der Materie, wie es die Bewegung ist.“ Nach der Theorie des Verhältnisses oder der Anschauung (aspects) sind Bewußtsein und Nervenschwingung nur verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben unbekannten Substanz. „Die beiden Prozesse sind,“ wie Lewes sagt, „gleichwertig, und der Unterschied entspringt nur aus der verschiedenen Art der Vorstellung.“

Die letztgenannte Theorie hat die meisten Anhänger gefunden, ist aber als Erklärung ungenügend. Sie gibt nur verschiedene Ausdrücke oder Bezeichnungen für die Thatsache, welche wir erklärt zu sehen wünschen; und eine Menge hier entstehender Fragen bleiben unbeantwortet. Es bleibt namentlich unklar, wie es kommt, daß wir zweierlei Anschauungen oder Vorstellungen haben, und wie diese beiden untereinander verbunden sind, oder wie materielle Veränderungen zu subjektiven Empfindungen werden können, und umgekehrt.

Die Schwierigkeit liegt indessen weniger in der Sache, als vielmehr darin, daß wir bisher zu sehr durch gefärbte Gläser gesehen und eine einzige Linie für deren zwei gehalten haben. Aber bevor man eine Doktrin, wie z. B. die materialistische, verurteilt, sollten ihre Gegner doch Einkehr bei sich

selbst halten und sich die Frage vorlegen, ob der Fehler nicht in ihnen selbst liegt? Wenn dieselben mit einem Mißverständnis dieser Doktrin anfangen, so kann es nicht anders sein, als daß sie eine Menge von Falschheiten entdecken, die aber nur ihr eignes Produkt sind. Sie sollten sich hüten, daß sie nicht ihre eignen Irrtümer für solche der Natur ausgeben.

Leider sind die Ansichten der meisten Menschen durch Zeit und Erziehung zu fest geworden, um durch irgendwelche Gründe erschüttert zu werden. Sie sterben in dem Ideenkreis, in welchem sie geboren worden sind. Andere wieder widerstehen neuen Wahrheiten nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Furcht vor deren Konsequenzen. Wieviele Menschen verwerfen die klaren Wahrheiten der Entwicklungstheorie, nicht aus Mangel an Beweisen, sondern weil sie fürchten, daß einige ihrer religiösen Ueberzeugungen dabei notleiden möchten. Das Einzige aber, was dabei wirklich zu fürchten ist, ist jener Selbstbetrug, zu welchem der menschliche Geist so sehr geneigt ist. Unser einziges Ziel sollte die Aufsuchung der Wahrheit sein, einerlei was dabei herauskommen möge. Und wenn landläufige oder liebgewordene Meinungen dabei zu Fall kommen, so mag das vielleicht bedauert werden, aber das Resultat selbst kann davon nicht affiziert werden.

Eine nach der andern sind die übernatürlichen Kräfte aus unserer Weltbetrachtung entfernt worden. Früher wurde alles, was über das Begriffsvermögen der Zeit hinauslag, einer geistigen Ursache zugeschrieben, und alles, was man nicht verstand, wurde durch eine solche Wesenheit erklärt. Holz verbrannte, weil der Feuergeist in dasselbe eintrat; Wasser war flüssig, weil seine Wesenheit des Flüssigseins dies so verlangte. Aber nach und nach sind mit dem Voranschreiten der Wissenschaft alle diese Wesenheiten verschwunden, bis auf eine, welche den Gegenstand dieser Untersuchung bildet — es ist die Seele oder der Geist des Menschen. Aber auch diese Wesenheit muß *als solche* früher oder später verschwinden.

Ueber den Begriff des Wortes „Materialismus“ kursieren die verschiedensten Meinungen. Solche, die ableugnen, Materialisten zu sein, sind es in der That, wie z. B. Professor Huxley, welcher sagt, daß „Denken ebensowohl eine Funktion der Materie ist wie Bewegung,“ oder Herr Fiske in seiner Philosophie des Kosmos, welcher ganz denselben Standpunkt einnimmt, obgleich er sich einen Anti-Materialisten nennt. Die Gegner des Materialismus haben sich von demselben ein ganz falsches und willkürliches Bild entworfen und denselben zum Gegenstand von Angriffen gegen niemals ausgesprochene Meinungen gemacht. So ist ein falscher Materialismus entstanden, dessen Ursprung nur in dem Geist derjenigen zu suchen ist, welche sich für die Champions der öffentlichen Tugend und Moral ausgeben.

Was ist also Materialismus?

Es gibt hier nur zwei Möglichkeiten, zwischen denen es keine Vermittlung gibt. Entweder sind alle Naturerscheinungen, sowohl diejenigen der subjektiven Welt des Gedankens wie diejenigen der objektiven Dinge, Wirkungen natürlicher Kräfte; oder ein Teil dieser Erscheinungen, der subjektive nämlich, wird einer übernatürlichen Kraft zugeschrieben, während allein die objektive Welt durch natürliche Kräfte beherrscht wird. Die erstere Meinung ist Materialismus, die letztere Spiritualismus; und zwischen beiden muß gewählt werden.

Was materialistischen Anschauungen hauptsächlich im Wege steht, ist der ganz falsche Begriff, den wir von Kindesbeinen an von der Materie eingesogen haben. Heutzutage aber wissen wir, daß die Materie nicht jenes tote, träge, sinnlose Ding ist, für welches sie die allgemeine Meinung hält. Wir wissen, daß die sogenannten Eigenschaften der Materie oder der materiellen Objekte, wie Gestalt, Farbe, Härte oder Weichheit u. s. w. nicht außer unserer Empfindung existieren, sondern daß diese Eigenschaften blos Formen unsrer Vorstellung sind. Dennoch wissen wir, daß es neben diesen Formen unsrer Vorstellung etwas

gibt, welches unabhängig von ihnen ist und deren Ursache bildet; daß dieses Etwas aus Thätigkeiten oder Kräften von einer unbekannten Natur besteht, und daß diese Thätigkeiten das reale Objekt oder das Ding an sich darstellen.

Die Materie umfaßt daher mindestens zwei Begriffe, einen subjektiven und einen objektiven; und das ganze Weltall besteht aus lebendiger Kraft, welche die Fähigkeit des Bewußtseins in sich trägt, dasselbe aber erst mit einer gewissen Komplexität der Organisation zutage treten läßt. Die Materie wird dadurch zu einem höheren Rang erhoben, bleibt aber deswegen immer Materie.

Wenn nun aber nachgewiesen ist, daß jedes Ding das Resultat materieller Bedingungen und abhängig von den der Natur innewohnenden Kräften ist, hat dadurch dieses Ding an Würde oder Bedeutung verloren? Erleiden die Würde und die Kräfte des Menschen irgendwelche Verschlechterung durch den Nachweis, daß er die höchste Entwicklungsstufe der Natur und das letzte Resultat jener natürlichen Kräfte ist, welche auch alle andern Formen des Lebens hervorgebracht haben? Oder wird der Geist, dieses Meisterwerk der Schöpfung, dadurch herabgesetzt, daß er aus denselben materiellen Bedingnissen hervorgeht, wie alle übrigen Erscheinungen des Lebens? Wir mögen die Elemente eines Dinges oder einer Kraft noch so genau untersuchen, das Ding oder die Kraft werden dadurch nichts anderes, als was sie eben sind. Der Diamant wird darum nicht weniger glänzend, weil uns der Chemiker sagt, daß er aus Kohlenstoff besteht, oder ein Rafaelsches Gemälde nicht weniger schön, weil wir wissen, daß es aus Leinwand und Farben zusammengesetzt ist. Ebenso ist es mit dem Menschen, dessen Fähigkeiten darum keine Einbuße erleiden, weil wir wissen, daß ihre allmähliche Entwicklung aus den niedrigsten Formen des tierischen Lebens ihren Anfang genommen hat. Es gibt Leute, welche glauben, daß es herabwürdigend für den Menschen sei, wenn die alte Tradition von

seiner wunderbaren und plötzlichen Erschaffung im Paradies umgestürzt würde, geradeso wie es Menschen gibt, welche sich einer niedrigen Herkunft schämen und dabei vergessen, daß dieses gerade zu ihrer Ehre gereicht.

Und wenn wir die geistigen Fähigkeiten betrachten, welche den Menschen über alle andern Lebensformen erheben, werden dieselben irgendwie verringert durch die Entdeckung, daß sie das Resultat natürlicher Kräfte und der Gesetze natürlicher Entwicklung sind? Weder werden die Werke des Genies dadurch irgendwie beeinträchtigt, noch wird das Gewicht moralischer Regeln oder Vorschriften verringert durch den Nachweis, daß auch sie ihre Entstehung den langsamen Kräften der Entwicklung des menschlichen Gehirns verdanken. Obgleich der Keim dieser Regeln schon bei den niedersten Menschenrassen und selbst bei den Tieren angetroffen wird, sind dieselben doch ebenso erhaben und wirksam, als ob sie dem Menschen in seinem höchst entwickelten Zustand durch einen Schöpfer wären verliehen worden. Unsre Gedanken, Gefühle, Hoffnungen, Leiden und Freuden sind und bleiben dieselben, einerlei ob man ihren Ursprung in der Materie oder im Geist sucht.

Ja, der Materialismus erhebt uns in einer Beziehung weit über alle übrigen Lehrmeinungen, indem er uns klar macht, daß die Tiere unsre nächsten Verwandten und Vettern sind, und daß wir ihnen daher mit Liebe und Sympathie zu begegnen haben, während die ehemalige Meinung, daß der Mensch einem ganz andern Schöpfungsbereich angehört, und daß die Tiere nur lebende Maschinen seien, notwendig Grausamkeit oder Lieblosigkeit gegen dieselben im Gefolge haben muß.

Auch die moralische Theorie des Materialismus hat keinen Vergleich mit derjenigen irgend einer andern Lehrmeinung zu fürchten. Der Materialismus zerstört nicht die Moral, wie unverständige Leute annehmen zu sollen glauben, sondern er sucht nur eine andere Quelle ihrer Entstehung auf. Während

der Spiritualist diese Entstehung in angeborenen Ideen sucht, welche fix und fertig durch den Schöpfer dem menschlichen Geist imprägniert wurden, sucht der Materialist oder Wahrheitssucher nach einer natürlichen Erklärung und setzt sich dadurch den Verleumdungen und Verdächtigungen unwissender und abergläubischer Menschen aus. Diese Erklärung findet er darin, daß die moralischen Prinzipien mit der Zeit und im Lauf der psychologischen Entwicklung des Menschengeschlechts „automatisch“ und der Anlage nach durch Erbschaft übertragbar geworden sind. Daher wilde oder unerzogene Völkerschaften in der Regel moralischer Prinzipien, soweit sie nicht durch den Zwang der Umstände obligatorisch geworden sind, mehr oder weniger entbehren.

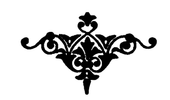
Die Theologen glauben die Moral durch die Aussicht auf Lohn oder Strafe in einem himmlischen Jenseits stützen zu müssen. Wir sollen gut handeln mit Rücksicht auf persönlichen Vorteil. Vergleicht man diese Lehre mit derjenigen des Materialismus, so verliert der letztere nichts dabei. Anstatt nur auf den eignen Nutzen zu sehen, soll der Mensch gut handeln mit Rücksicht auf das Wohl der Menschheit und der menschlichen Rasse. Der Einzelne muß so erzogen werden, daß er das Wohl der Gesamtheit für sein eignes ansieht und seine eigne Belohnung oder Strafe in dem Glück oder Unglück seiner Nebenmenschen findet. —

Vorstehendes in Kürze der allgemeine Gedankengang des amerikanischen Arztes und Psychiaters Morton Prince, welchen er in einem geistvollen Schriftchen über die Natur des Geistes und die Willensfreiheit (Philadelphia, 1885) niedergelegt hat. Seine Ausführungen zeigen abermals, wie sehr der Grundgedanke des vielverleumdeten und so oft tot gesagten Materialismus nach und nach anfängt, gelehrte und denkende Geister zu beherrschen. Noch wirksamer würden diese Ausführungen gewesen sein, wenn der Verfasser sich noch mehr, als er bereits gethan hat, auf die Konsequenzen der ihm ja

selbst in so hohem Grade sympathischen Entwicklungstheorie gestützt hätte. Wenn es Thatsache ist, daß sich das geistige Leben ebenso wie das körperliche und im Verein mit diesem im Laufe enormer Zeiträume nach und nach in ununterbrochener Stufenfolge bis zu seiner jetzigen Höhe entwickelt hat, so gewinnt die ganze Frage über das Verhältnis von Geist und Stoff im Angesichte einer solchen Erkenntnis ein ganz andres Ansehen, als bisher, und reduziert sich schließlich und in letzter Linie auf die weit einfachere Frage, wie das psychische Anfangs- oder Ur-Element der Empfindung, aus dem sich nach und nach die ganze geistige und seelische Welt entwickelt oder aufgebaut hat, ursprünglich entstanden sei? Freilich wollen manche Philosophen gerade hier und an diesem Punkte die ganze Unlösbarkeit des Rätsels ohne Zuhilfenahme metaphysischer Zwangsmittel nachgewiesen haben; und der Punkt oder Augenblick, wo zum erstenmal materielle Bewegung in psychische oder empfindende umschlug, soll im spiritualistischen Sinne beweisend für die ganze nachfolgende Untersuchung sein oder, wie Du Bois-Reymond in seinem bekannten Vortrag über die Grenzen des Naturerkennens sagt, eine für unsre Erkenntnis unübersteigliche Kluft darstellen. Aber ebensowenig wie die wissenschaftlich immer noch nicht gelöste Frage von der Generatio aequivoca oder Urzeugung dem philosophisch denkenden Naturforscher eine ernstliche Schwierigkeit in körperlicher Beziehung bereitet oder bereiten kann, ebensowenig kann die ungelöste Frage nach der ersten Entstehung der Empfindung einen solchen Naturforscher nötigen, den Gang natürlicher Ereignisse oder Kräfte an dieser Stelle zu unterbrechen und seine Zuflucht zu einer spiritualistischen Hypothese zu nehmen. Jene strenge Grenze, welche man ehedem zwischen organischer und unorganischer Natur etablieren zu müssen glaubte, oder der Glaube an die mystische Lebenskraft besteht heute nicht mehr; und ebenso wie das erste organische Formelement sich mit Notwendigkeit aus der unorga-

nischen Natur und mit Hilfe allgemeiner Naturkräfte entwickeln mußte, ebenso notwendig mußte dieses auch mit dem psychischen Ur-Element der Empfindung der Fall sein. Es ist einfach die Uebertragung des Prinzips der Ur-Zeugung von dem körperlichen auf das geistige oder, besser gesagt, seelische Gebiet. Empfindung ist nur ein besonderer Bewegungszustand der organischen Materie; und da, wie gesagt, alle psychische Thätigkeit in letzter Linie aus dem Empfindungs-Element herleitbar ist, geradeso wie alle körperliche Organisation sich aus dem Element der Zelle zusammensetzt, so macht auch die höchste Thätigkeit des lebenden Organismus von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Alle organische Materie ist empfindungsfähig, jeder lebende Körper empfindend. Selbst die Pflanze zeigt bekanntlich die deutlichen Erscheinungen der Empfindung und Bewegung oder der Reaktion auf äußere Reize, und dieses, sowie die bekannten Reiz-Bewegungen des Protoplasma beweist, daß das Ur-Element der Psyche nicht einmal des Substrats der Nervensubstanz bedarf, sondern, wie gesagt, der organischen oder organisierten Materie als solcher inhärent ist. Dieses aber einmal zugegeben, so folgt alles Uebrige, bis zu dem höchstentwickelten Organ des Denkens oder dem menschlichen Gehirn hinauf, an der Hand der Entwicklungstheorie ganz von selbst; und der Geist oder das allgemeine seelische Prinzip, welches sich auf Grund immer höher gesteigerter Organisation durch die ganze Tier- und Menschenwelt hindurch zu immer höherer Entfaltung emporhebt, braucht von dem Stoff oder von der Herrschaft der allgemeinen Naturgesetze weder in Gedanken, noch in der Wirklichkeit getrennt zu werden. Daß endlich eine solche Erkenntnis, mag man sie nun Materialismus nennen oder nicht, weder der menschlichen Würde einen Abtrag thut, noch der Moral oder Tugend Schaden bringt, wie beschränkte Geister annehmen zu müssen glauben, hat Herr Morton Prince so überzeugend dargelegt, daß es nicht nötig erscheint, dem noch etwas hinzuzusetzen.

Schließlich soll nicht unerwähnt gelassen werden, daß sich der amerikanische Autor in dem fünften Kapitel der ersten Abteilung seiner Schrift eingehend mit dem spiritualistischerseits erhobenen Einwurf der Unverträglichkeit der materialistischen Anschauung über das Verhältnis von Gehirn und Seele mit den notwendigen Konsequenzen des bekannten physikalischen Gesetzes von der Erhaltung und Umwandlung der Kraft beschäftigt und nachweist, daß nur ein unrichtiger Gebrauch der Worte „Empfindung" oder „Gedanke" im spiritualistisch-dualistischen Sinne jener anscheinenden Unverträglichkeit zugrunde liegt.





Die Entwickelung der Moral.

Nichts hat die moderne Wissenschaft und deren allgemeine Gesichtspunkte so sehr gefördert, wie die seit und durch Darwin wieder in allgemeine Aufnahme gekommene Entwickelungstheorie. Wir haben uns an der Hand dieser Theorie gewöhnt, die Thatsachen der Natur und des Geistes nicht mehr, wie bisher, blos nach ihrer augenblicklichen Erscheinung zu beurteilen, sondern uns sofort die Frage vorzulegen, wie und auf welche Weise diese Thatsachen im Laufe vorangegangener Zeitlängen allmälig zustande gekommen sind, oder — mit anderen Worten — den Wurzeln nachzuspüren, aus denen sie nach und nach erwachsen sind. Wir haben dabei gefunden, daß diese Wurzeln in der Regel sehr einfacher Art sind, und daß die Resultate jener langsamen Arbeit der Natur, wenn man sie stetig vor sich sieht, nur deshalb oft so überraschend, erstaunlich oder wunderbar erscheinen, weil man jenen langen und langsamen Entwickelungsprozeß, welcher sie zustande gebracht hat, nicht in gleicher Weise vor sich hat oder zu übersehen imstande ist. Da es aber Hauptaufgabe der Wissenschaft ist, die Wirkungen aus ihren Ursachen zu erklären oder abzuleiten, so muß die ganze Aufmerksamkeit des echten Forschers auf die Erkennung und Verfolgung jenes Prozesses gerichtet sein. Jeder Unterrichtete weiß, was bereits damit erreicht worden ist, und wie sehr Professor Häckel im Rechte ist, wenn er das Prinzip der Entwickelung den Zauberstab

nennt, mit dessen Hilfe wir gegenwärtig ein Geheimnis der Natur nach dem andern auflösen. Er hätte nach dem Wort „Natur“ noch die Worte hinzufügen können: „und des Geistes“, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dasselbe Prinzip, welches sich in der Natur und in körperlichen Dingen so wirksam zeigt, auch in ganz gleicher oder ähnlicher Weise in der Welt des Geistes thätig ist und auf dieselbe angewendet werden muß. Alles, was der Mensch von geistigen oder moralischen Eigenschaften oder Fähigkeiten an oder in sich hat, ist nicht ein unverdientes, plötzlich erteiltes Geschenk von oben, sondern eine Folge langsamer, allmäliger Erwerbungen und Vererbungen im Laufe zahlloser Generationen auf Grund gesteigerter Organisation des Organs des Geistes oder des Gehirns, wie der Verfasser dieses Aufsatzes in seiner kleinen Schrift über „die Macht der Vererbung“ (Leipzig 1882) im einzelnen nachgewiesen zu haben glaubt. Es ist derselbe großartige Gedanke stufenweiser Erwerbung, Vererbung und Entwicklung, welcher die ganze Deszendenz-Lehre beherrscht und welcher hier auf das geistige Leben angewendet wird. Die ganze ehemalige philosophische Lehre von den angeborenen Ideen, Vorstellungen oder Begriffen fällt damit insoweit in sich zusammen, als sie diese Ideen aus angeborenen Bestandteilen des menschlichen Geistes selbst herleitet, während Angeborenheit heutzutage nur noch in dem Sinn einer durch Vererbung erworbenen Anlage oder Gehirn-Disposition zum Denken oder Empfinden in dieser oder jener Richtung begriffen werden kann. Daher es auch heutzutage nicht mehr genügt, die Moral oder die moralische Anlage des menschlichen Geistes einfach als Thatsache hinzunehmen, die einer weiteren Erklärung, außer derjenigen einer divinatorischen Entstehung, nicht mehr bedarf. Vielmehr muß an der Hand der Menschheits- und Völkergeschichte untersucht werden, wie und auf welche Weise diese Moral in Wirklichkeit entstanden ist oder sich allmälig entwickelt hat.

Der Lösung dieser wichtigen Aufgabe hat sich Chr. Letourneau, Präsident der Anthropologischen Gesellschaft und Professor der Anthropologie in Paris, in einer vortrefflichen Schrift über die Entwicklung der Moral unterzogen.*) Eine ganze Armee von Gelehrten, so sagt derselbe in seinem Vorwort, hat sich seit dem mächtigen Aufschwung der Naturwissenschaften an das Werk begeben und durch ihre Untersuchungen über die Psychologie der Kinder, der Wilden, der Geisteskranken, der Verbrecher die Metaphysik der ehemaligen Ethik zu Fall gebracht. Die Lehre von den angeborenen moralischen Ideen verschwindet im Angesicht der dabei gewonnenen Resultate, welche keinem Zweifel darüber Raum geben, daß alle moralischen Begriffe und Instinkte der Menschennatur sich nach und nach entwickelt haben.

Uebrigens zeigen sich — wie dieses auch nach den Grundsätzen der Entwicklungstheorie gar nicht anders erwartet werden kann — die ersten oder frühesten moralischen Anlagen schon bei den Thieren, und zwar mitunter in einem Grade, welcher die tiefsten Stufen menschlicher Gesittung weit hinter sich läßt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß der wilde oder Urmensch in moralischer Beziehung noch tief unter manchen Tieren steht, und daß das bekannte Sprüchwort „Homo homini lupus“ leider als nur zu wahr erscheint. Dieses zeigt, daß die organische Stufenfolge in geistiger Beziehung ebenso wenig eine einfache Reihe darstellt, wie in körperlicher, und daß der höchstentwickelte Typus dieser Stufenfolge doch mit seinen ersten moralischen Anfängen an einer viel tiefer gelegenen Stelle ansetzt.

Seine ausgebreiteten anthropologischen und ethnologischen Kenntnisse setzen nun den Verfasser in den Stand, ein lebendiges und farbenreiches Bild von dem moralischen Leben und Treiben des wilden oder Urmenschen zu entwerfen, welches

---

*) Chr. Letourneau: L'évolution de la morale. Paris 1887.

demjenigen paradiesischer Zustände oder Vorstellungen direkt zuwider läuft. Kannibalismus oder Menschenfresserei, Kindsmord und Mord in jeder Gestalt neben Ehre und Ansehen großer Mörder, Sklaverei und Leibeigenschaft, Diebstahl und Raub, Töten der Alten und Gefangenen, grenzenlos schlechte Behandlung der Frauen, welche nur als Haustiere oder Instrumente zum Vergnügen betrachtet werden, Mißachtung des Lebens Anderer und grenzenloser Egoismus, Massacres und feindliche Ueberfälle, Vergnügen an höllischer Grausamkeit, Schamlosigkeit und allgemeine geschlechtliche Vermischung oder geschlechtliche Ausschreitungen jeder Art bei völliger Nacktheit, öffentliche Begattung, widernatürliche Unzucht und Inceſt, Abtreibung u. s. w. — das sind so ungefähr die angeborenen Tugenden jener Wilden, welche zeigen, daß der Mensch ohne lange moralische Erziehung nicht viel besser als ein reißendes Tier ist. Der bei uns so mächtige Sinn für Eigentum konnte sich so lange nicht entwickeln, als die einzelnen Stämme, wie meistens, in einer kommunistischen Verfassung lebten; und wenn Diebstahl gestraft wurde, so war es nur im eignen Stamm. Ueberhaupt war und ist, wie bekannt, jede Art von Schandthat oder Schlechtigkeit Fremden oder fremden Stämmen gegenüber nicht blos erlaubt, sondern trägt Ehre und Ansehen ein, während nur innerhalb des eignen Stammes die Notwendigkeit der Selbsterhaltung gewisse Regeln des moralischen Verhaltens zwangsweise vorschreibt. Ewiger Streit oder Krieg unter den einzelnen Stämmen mußte der Entwicklung moralischer Gefühle geradezu entgegen arbeiten. Allerdings trifft man hin und wieder auf Aeußerungen oder Anzeichen solcher Gefühle; aber sie sind selten, zufällig, kapriziös und oft geradezu kindisch, wobei übrigens unter den einzelnen Stämmen die größten Verschiedenheiten und selbst offenbare Widersprüche angetroffen werden.

Dazu kommt eine kriechende Unterwürfigkeit unter Häuptlinge und Höhergestellte, welche so weit geht, daß ein Neu-

kaledonier stolz darauf war, daß sein Häuptling sein Kind gefressen hatte, oder daß, wie bekannt, der Tod eines afrikanischen Königs durch massenhafte Menschenschlächtereien der abscheulichsten Art gefeiert werden darf. Diesen afrikanischen Potentaten selbst aber geht jedes Gefühl der Menschlichkeit vollkommen ab. Der Afrika-Reisende Speke erzählt von dem bekannten König M'tesa in Uganda, welcher sich im Innern seines Palastes von nackten Jünglingen und Jungfrauen bedienen läßt, daß er ein junges Weib in Stücke hauen ließ, weil sie es gewagt hatte, dem Tyrannen eine frischgepflückte Frucht anzubieten. Dieses sei, sagte der König, rot vor Zorn, das erstemal, daß eine Frau es gewagt habe, ihm etwas anzubieten.

Die Sprachen der Australier oder der Bewohner der Tonga-Inseln haben keine Ausdrücke für Tugend, Gerechtigkeit, Sünde, Verbrechen, Menschlichkeit, Keuschheit u. s. w.; also müssen auch die damit verbundenen Begriffe von gut, wahr, gerecht u. s. w. fehlen. Gut ist für den Wilden, was ihm selbst gut thut, schlecht dasjenige, was ihm selbst Schaden bringt. Gut ist in den Augen eines rothäutigen Indianers der Mord eines Feindes; schlecht, wenn er sich selbst umbringen läßt. Gut ist in den Augen eines Naturmenschen, wenn man Andern ihre Weiber nimmt; schlecht, wenn sie einem selbst genommen werden. Gewissen und Gewissensbisse in unserem Sinne, welche letzteren sich ein von einem Missionär bekehrter Wilder nur unter dem Bild eines heftigen Magenschmerzes vorzustellen vermochte, kennt ein solcher Wilder nicht; vielmehr sind seine Vorstellungen von Recht oder Unrecht rein konventionelle. Bei den Australiern ist der Emu ein geheiligter Vogel, und der Genuß seines Fleisches ist den jungen Leuten verboten. Wenn nun ein junger Australier, welcher auf der Jagd, vom Hunger getrieben, gegen dieses Verbot gesündigt hat, bei seiner Rückkehr in das Lager, von Gewissensbissen gefoltert, sich selbst angibt und sich der darauf

gesetzten Strafe unterzieht, so befindet er sich in demselben moralischen Zustand der Zerknirschung, wie ein Jude, welcher Schweinefleisch gegessen hat, oder wie eine Mohammedanerin, welche ihr Gesicht hat sehen lassen, oder wie ein Indier, welcher durch Verfehlung irgend einer nichtssagenden Zeremonie seine Kaste verloren hat, u. s. w. — während wir alles dieses höchst lächerlich finden. Bei den Polynesiern oder Bewohnern der Südsee-Inseln werden bekanntlich in ganz willkürlicher Weise gewisse Gegenstände, Orte, Personen u. s. w. als „Tabu" oder verboten bezeichnet, und es gibt bei ihnen kein größeres Verbrechen, als dieses Gebot zu übertreten, während Handlungen, welche bei uns als die schwersten Verbrechen erscheinen, dort für nichts gelten. Um ein solches Tabu aufzuheben, bedarf es umständlicher, mit Menschenopfern verbundener Zeremonien. J. King erzählt, daß am 4. Juni 1819 ein gefangener Knabe von seinem Herrn getötet wurde, weil er Bataten aus einem für Tabu erklärten Hause gestohlen hatte. Der Leichnam wurde gebraten und gegessen! Also das Stehlen einiger Früchte ist in den Augen dieser Wilden ein todeswürdiges Verbrechen, während das Töten und Auffressen eines Kindes durchaus lobenswert und moralisch erscheint.

Daraus und aus so vielem ähnlichen darf man doch wohl schließen, daß die Moral des Wilden nichts angeborenes, sondern lediglich Folge einer gewissen geistigen Dressur ist, welche ganz auf dieselbe Weise zustande kommt, wie die Dressur des Tieres.

Aber diese Wilden-Moral erstreckt sich noch lange nach der Zeit des Urmenschen bis tief hinab in mehr zivilisierte Zeiten und Zustände. Die abscheulichen Menschenopfer auf dem Grabe von Prinzen und Königen blieben in Gebrauch während der Zeit des ganzen klassischen Altertums, und sind es zum Teil noch bis auf den heutigen Tag. Homer erzählt, daß Achilles auf dem Grabe seines Freundes Patroklus

zwölf gefangene troische Jünglinge geopfert habe, oder daß Odysseus seinem Sohne Telemach Auftrag gegeben habe, die zwölf Mägde, welche die Freier bedient hatten, aufzuhängen. Telemach befolgte diesen Befehl, und die halb humoristische Art, in welcher Homer die Ausführung desselben beschreibt, zeigt, daß der große Sänger keine entfernte Ahnung von der moralischen Scheußlichkeit einer solchen Handlung hatte. Diese Nichtachtung des menschlichen Lebens setzt sich noch lange durch die Geschichte des menschlichen Geschlechtes hindurch fort; und die Tötung eines Menschen mit Einschluß des Mords war nicht deswegen verpönt, weil sie allenfalls dem moralischen Gefühl der Gerechtigkeit und des allgemeinen Menschenrechts widersprochen hätte, sondern nur, weil man die Reihe der Verwandten des Getöteten zu fürchten hatte. Das früheste Gerechtigkeits-Gefühl hatte nichts von moralischem Charakter an sich, sondern ruhte lediglich auf dem Grundsatz der Talion oder Wiedervergeltung. Daher konnte auch jederzeit das Recht der Wiedervergeltung den Verwandten auf diese oder jene Weise abgekauft werden, woraus erhellt, daß man eine solche That nur aus dem Gesichtspunkt des Schadens, nicht aber der Gerechtigkeit betrachtete. Das bekannte „Wehrgeld" der alten Deutschen stellte sogar einen ganz genauen Tarif für jede Art von körperlicher Verletzung auf, welcher übrigens nur für die herrschenden Klassen der Gesellschaft galt, während Sklaven und Leibeigene nach Belieben getötet werden durften. Auch Angehörige niederer Stände waren bis zu einem gewissen Grade vogelfrei. Nach dem Gesetz der Burgunder durfte man einen Ackerer oder Schäfer töten für dreißig Thaler, einen Schlosser für fünfzig, einen Zimmermann für vierzig, einen Goldschmied für hundert, einen Juwelier für hundertundfünfzig Thaler u. s. w.

So hat sich die Moral nur langsam und allmälig aus dem uranfänglichen Zustand der Wildheit durch die darauf folgende Epoche der Barbarei in Indien, Egypten, China,

Palästina, Griechenland, Rom, Mittelamerika mit seinen massenhaften Abschlachtungen bei Gelegenheit religiöser Zeremonien u. s. w., sowie durch das Mittelalter hindurch bis zur Stufe der Gegenwart emporzuarbeiten vermocht. Man denke an die entsetzliche Behandlung der leibeignen Bauern oder der Einwohner besiegter Städte oder der Ungläubigen und Ketzer oder auch der wirklichen Verbrecher in den Zeiten des Mittelalters, an die furchtbare Kriminaljustiz jener Zeit, an die Torturen, Todesmartern, Hexen-Verbrennungen u. s. w. Auch inmitten unsrer heutigen Gesellschaft und staatlichen Zustände sind wir leider imstande, viele Rudimente oder verkümmerte Ueberreste jener Immoralität oder einzelne Menschen mit den barbarischen Neigungen der Vergangenheit anzutreffen. Unsere Strafjustiz beruht noch größtenteils auf dem alten Prinzip der Talion oder Rache. Der ehemalige Kindermord wiederholt sich in der Engelmacherei, die Sittenlosigkeit der Vergangenheit in der Prostitution, die Nichtachtung des Menschenlebens in dem Krieg, die sklavische Unterwürfigkeit in den Gebräuchen der Kirche und der Höfe u. s. w. Wir werden daher noch lange zu thun haben, bis das Menschengeschlecht imstande sein wird, sich auf den Standpunkt einer gänzlich freien und unabhängigen, von allen Schlacken des Atavismus gereinigten Moralität zu erheben.

Dazu wird es freilich vor allem andern nötig sein, die Moral von dem drückenden Joch der Religion und religiöser Vorschriften, mit denen die Moral ursprünglich und als solche gar nichts zu thun hat, zu befreien. In den Anfangsstadien der Religion, Animismus und Fetischismus, stecken nur die Embryonen religiöser Ideen ohne Beziehung zur Moral; und sehr spät erst erheben die einzelnen Religionen moralische Ansprüche und geben bestimmte Vorschriften des Verhaltens, welche aber oft grenzenlos unsinnig und unsern heutigen moralischen Vorstellungen total widersprechend sind. Im

Avesta, dem religiösen Gesetzbuch der alten Perser, gilt der Hund fast noch mehr als der Mensch, während dagegen die bei uns so sehr verpönten Heiraten unter den allernächsten Blutsverwandten erlaubt und als lobenswert hingestellt werden. In dem indischen Gesetzbuch des Manu finden sich die unsinnigsten, geradezu kindischen moralischen Vorschriften und strenge Verbote der unschuldigsten Handlungen. Ein Brahmane muß eher verdursten, als daß er ein Getränk aus den Händen eines Menschen niederer Kaste annehmen darf. Die Tötung eines Brahmanen ist eines der schrecklichsten und todeswürdigsten Verbrechen; dennoch steht sie als solches auf gleicher Stufe mit dem Genuß einer spirituösen Flüssigkeit u. s. w. Ebenso unsinnig sind die religiösen Vorschriften des Alten Testaments, dessen Verfasser ganz erfüllt sind von dem blinden Glauben an einen grausamen, blutdürstigen, opferbegierigen Gott. Für das Opfer eines Kalbes verzeiht derselbe eine aus Unwissenheit begangene Sünde; für dasjenige eines jungen Schafes oder einer Ziege einen vergessenen Schwur; für einen Widder ohne Flecken einen Betrug u. s. w.; und er hat in dieser Beziehung wenigstens einen Vorzug vor dem Gott oder den Göttern der Heiden, welchen man nur durch blutige Menschenopfer gefällig sein konnte.

Im Christentum werden im Hinblick auf das künftige Leben alle moralischen Gefühle mehr oder weniger durch Ascetik und durch stete Anbetung Gottes erstickt. Die Gnade oder das Wohlwollen Gottes ist mehr als das tugendhafteste Leben. Die heilige Melanie, nachdem sie ihren Gatten und ihre beiden Söhne verloren hatte, fiel auf die Kniee und dankte Gott dafür, daß sie ihm nun um so besser dienen könne. Eltern- und Verwandten-Liebe mußte verschwinden vor der Liebe zu Gott. Der heiliger Gregor erzählt, daß ein junger Mönch, welcher nicht imstande war, seine kindliche Liebe ganz in sich zu unterdrücken, und heimlich seine Eltern

besuchte, dafür von Gott durch einen plötzlichen Tod gestraft wurde!!

Aehnlich der Koran oder Islam, welcher nur den Gläubigen und Gottergebenen ohne viele Rücksicht auf deren moralische Führung die Wonnen des Paradieses verspricht. Diese Vertröstung auf das künftige Leben oder der Glaube an ewige Fortdauer hat übrigens in früheren Zeiten eine solche Menge blutiger Todesopfer auf dem Grabe oder zum Andenken verstorbener Vornehmer zur Folge gehabt, daß der Nutzen, den er vielleicht später gehabt haben mag, reichlich durch dieselben aufgewogen wird.

Was die metaphysische Moral angeht, welche die letztere als einen unmittelbaren Ausfluß Gottes oder der Götter oder als angeborene Idee betrachtet, so ist diese Theorie, wie bereits bemerkt, von allen ernsten Gelehrten oder Wirklichkeitsphilosophen längst verlassen. Das geheimnisvolle Pflichtgefühl, welches so manchem älteren Philosophen, darunter auch der große Kant, überschwängliche Ausdrücke der Bewunderung entlockt hat und welches weit weniger verbreitet oder allmächtig und gleichmäßig ist, als die Herren Metaphysiker glauben, ist für uns kein Geheimnis mehr; denn wir wissen, daß es sich aus einer langsamen und mühevollen sozialen Dressur herleitet, welche ihre unverwischbaren und durch Vererbung übertragbaren Eindrücke in den Zentralorganen des Nervensystems zurückläßt. Wenn z. B. der moralische Sinn für Eigentum, welcher, wie wir gesehen haben, den kommunistisch lebenden Urgenossenschaften mehr oder weniger fehlte, und welcher selbst heutzutage noch bei manchen wilden Stämmen und selbst bei Völkern auf höherer Entwicklungsstufe ganz oder teilweise vermißt wird (man vergl. des Verfassers Schrift „Kraft und Stoff“, Seite 361 der 16. Aufl.), bei uns eine solche Gewalt oder Stärke erlangt hat, daß ein armer Teufel oder Proletarier einen gefundenen Gegenstand von großem Wert, den er leicht hätte für sich

behalten können, ohne Zaudern dem reichen Eigentümer zurückgibt, so ist dieses nur der sozialen Gewohnheit und den vererbten Anlagen seines Gehirns, mit denen und unter welchen er aufgewachsen ist, zuzuschreiben. Die moralischen Regeln haben sich einfach nach und nach aus den Notwendigkeiten des Lebens selbst und aus dem Konflikt der Interessen und Wünsche entwickelt; und wenn man allmälig dahin gekommen ist, dieselben in die Form feststehender Gesetze zu bringen, so hat man es einfach aus Nützlichkeits-Rücksichten, und zwar in der Regel zum Vorteil der Stärkeren, gethan.

Von ganz anderen Grundsätzen, als die metaphysische, geht die moderne Moral aus, welche übrigens schon von Epikur annähernd richtig formuliert worden ist. „Das, was man Gerechtigkeit nennt,“ sagt derselbe, „ist im allgemeinen überall dieselbe Sache. Es ist die Vernunft gegenseitiger Nützlichkeit, welche aber wechselnd ist je nach Ort, Zeit und Umständen. Wenn das, was man für gerecht hält, sich in Wirklichkeit als der Gesellschaft nützlich erweist, so ist es wirklich gerecht. Wenn nicht — nicht. Wenn ein Gesetz bald nützlich, bald nicht nützlich ist, so ist es gerecht, soweit es nützlich ist.“

Auch das vorige Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, nährte bereits sehr richtige Ansichten über die gründliche Verschiedenheit von Religion und Moral. Aber das Prinzip der eigentlich modernen oder evolutionistischen Moral ist erst von den auf der Entwickelungstheorie fußenden Philosophen der Neuzeit richtig erfaßt worden. Nach Herbert Spencer, dem eigentlichen Philosophen der evolutionistischen Psychologie, sind die moralischen Ideen im Gehirn des Menschen nach und nach gerade so entstanden und festgelegt worden wie die Vorstellungen von Raum und Zeit. „Ich glaube,“ sagt derselbe in einem Briefe an St. Mill, „daß die Erfahrungen der Nützlichkeit, organisiert und befestigt im Laufe aller hinter uns liegender Generationen der menschlichen Rasse,

entsprechende Modifikationen erzeugt haben, welche Uebertragung und fortwährende Anhäufung bei uns in gewisse Fähigkeiten moralischer Anschauung oder in gewisse, einer guten oder schlechten Aufführung entsprechende und nicht aus den Erfahrungen individueller Nützlichkeit herleitbare Gefühlsregungen umgewandelt haben."

So kann als allgemeines Resultat dieser Untersuchungen bezeichnet werden, daß die Ethik keinen Bestandteil der ursprünglichen geistigen Konstitution des Menschen bildet, sondern daß sie sich nach und nach aus dessen sozialen Beziehungen entwickelt hat, und daß die moralischen Neigungen sich langsam und allmälig in dem menschlichen Bewußtsein gebildet haben. Ohne Kenntnis dieser Entstehungsweise hat der Mensch, auf einer gewissen Bildungsstufe angelangt, diese Neigungen in sich vorgefunden und ihnen irrtümlicherweise einen mysteriösen oder metaphysischen Ursprung zugeschrieben. Wenn dieselben in verschiedenen Ländern und bei verschiedenen Völkern eine gewisse Uebereinstimmung zeigen, so kommt dieses daher, daß die großen Grundzüge der menschlichen Natur überall dieselbe Analogie zeigen, wie die frühesten Notwendigkeiten des sozialen Lebens oder der sozialen Erhaltung. Aber weder die ethischen Regeln noch die moralischen oder unmoralischen Instinkte sind unwandelbar. Die einen wie die anderen entwickeln sich langsam im demselben Maße, in welchem sich die Bedingungen des sozialen Lebens verändern, oder in welchem sich das Herz erweitert und der Kopf aufklärt.

Sollte es möglich sein, daß man jemals zu einem vollkommenen sozialen Typus gelangt, welcher die möglichst große Summe von Wohlsein realisiert, so wird auch die Moral einen bestimmteren Charakter anzunehmen imstande sein; und es werden mit der Zeit vielleicht Menschen heranwachsen, welche so moralisch dressiert oder trainiert sind, daß ihnen jene inneren und tragischen Konflikte zwischen Pflicht und Verlangen oder Neigung, welche sich so oft in unserm Gewissen abspielen,

erspart bleiben, und daß ihnen nur noch die Aufgabe bleibt, ein möglichst glückliches Leben zu führen. Höher gebildet als ihre Voreltern werden sie nicht mehr, wie diese, hunderten von politischen, gesetzlichen oder religiösen Zwangsmaßregeln unterworfen sein; sie werden vielmehr ganz instinktmäßig, ähnlich wie die Ameisen, Handlungen der Tugend oder Aufopferung ausführen, welche uns heute als heroisch erscheinen. H. Spencer hat die künftige Bildung einer solchen engelähnlichen Rasse prophezeit, deren Herrschaft allerdings, wenn die Prophezeiung richtig ist, nur in sehr entfernter Zukunft erwartet werden darf. Indessen muß zugegeben werden, daß wir uns schon gegenwärtig in einem auf die Dauer nicht haltbaren moralischen Interregnum oder Uebergangsstadium befinden. Die alte Moral ist erschüttert und die neue noch nicht geboren. Der gebildete Mensch der Gegenwart entbehrt der Moral, da diejenige der Vergangenheit keine Autorität mehr besitzt, und da die Ethik der Zukunft noch nicht formuliert ist. Immerhin kann man die Hauptgrundzüge der letzteren dahin bestimmen, daß sie, frei von jedem religiösen oder metaphysischen Vorurteil, dahin streben wird, solche Regeln aufzustellen, welche die Befriedigung der menschlichen Neigungen mit der größten Summe des öffentlichen und privaten Wohlseins vereinigen, oder — mit anderen Worten — den Menschen kräftiger, besser und intelligenter zu machen, als er zur Zeit noch ist. Alles, was diesem Ziele zustrebt, wird man als moralisch, alles, was ihm widerstrebt, als unmoralisch bezeichnen dürfen. Freilich wird damit auch eine Umänderung der menschlichen Gesellschaft selbst im Sinne größerer Gleichheit und Gerechtigkeit, größeren allgemeinen Wohlseins notwendig verbunden sein müssen; und die heutige Form der ehemaligen Leibeigenschaft oder die Lohn-Sklaverei wird ebenso verschwinden müssen, wie jene vor dem Wesen einer besseren Zeit verschwunden ist. Doch führt dieses in die weitverzweigten Wege eines Gedankenganges, deren Verfolgung

nicht in der Absicht oder dem Rahmen dieses Aufsatzes liegt, und welche auch der gelehrte und geistvolle Verfasser der im Eingang zitierten Schrift, deren Ausführungen wir im Wesentlichen gefolgt sind, am Schlusse derselben nur andeutungsweise berührt.



Wissenschaftliches.

Seelenriecher und Gedankenleser.

Wenn man einen Blick in die Geschichte der menschlichen Geistesentwicklung wirft, so begegnet man Erscheinungen, welche in dem kühlen Beurteiler einen ernstlichen Zweifel darüber erregen müssen, ob diese Entwicklung nach bestimmten Gesetzen vor sich geht, oder ob nicht vielmehr der menschliche Geist dazu verdammt sei, fortwährend in einem bunten Chaos unsinniger oder widersprechender Meinungen hin- und hergeworfen zu werden und dabei so wenig innere Kraft oder Selbständigkeit zu bewahren, daß er bald den tollsten Ausgeburten menschlicher Phantasie, bald der Wiedererweckung längst abgethaner Irrtümer oder Verirrungen keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Wenn man z. B. den Spiritisten-Unfug der Gegenwart mit jenem Geister- und Gespensterglauben vergleicht, welcher die frühesten Urzustände der Menschheit beherrscht hat und wilde, kulturlose Völker heute noch beherrscht, so ist ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Arten des Aberglaubens kaum zu endecken; und wenn selbst verdiente Gelehrte sich so weit vergessen, um solche Spuk-

geschichten als Grundlage philosophischer Theorien zu verwerten und diese Theorien als das letzte Wort der Wissenschaft zu proklamieren, während sie in Wirklichkeit nur das früheste Gestammel der Unwissenheit bedeuten — so fragt man sich erstaunt, wie so etwas in unserer hochgebildeten und ihrer Bildung sich rühmenden Zeit möglich sein könne? Sollten wir denn wirklich noch nicht einmal über die Zeiten des Animismus und Fetischismus, dieser ersten Anfänge einer religiösen oder übernatürlichen Weltbetrachtung, hinaus sein? Sollen wir dazu verdammt sein, heute noch an die umherirrenden und uns belästigenden Seelen oder Geister der Verstorbenen zu glauben? Oder sollen wir uns bequemen, zu glauben, daß man die Seelen der Lebenden mittelst des Geruchsorgans wahrnehmen und unterscheiden könne — wie ein bekannter Reise-Apostel dieser weltbeglückenden Lehre allen Ernstes, und indem er sich ein wissenschaftliches Ansehen zu geben sucht, behauptet? Wenn man sich gegen den Materialismus der Wissenschaft und gegen die materialistischen Naturforscher ereifert, so sollte man doch nicht vergessen, daß solche Behauptungen den Gipfel des Materialismus erreichen und die Seele des Menschen in die Sphäre des Moschus und der Parfümerie-Fabrikation herabziehen.

Wenn Herr Jaeger Recht behalten sollte, so wird man die auf Spiritus abgezogenen Seelen seiner Vorfahren oder Mitmenschen demnächst in den Läden der Friseure oder Apotheker zu kaufen imstande sein. Und derjenige, welcher die feinste Nase hat, wird auch der feinste und vollendetste Seelenkenner werden, während Herr Wundt und alle noch so fein gebildeten Seelenforscher der Gegenwart sich scheu vor solcher Offenbarungs-Wissenschaft verkriechen müssen. Bis jetzt hat man freilich von Seiten der Wissenschaft in dummer Unwissenheit das Wort „Seele" nicht als Bezeichnung eines materiellen, Düfte ausströmenden Wesens angesehen, sondern als Ausdruck eines Sammelbegriffes, welcher dazu bestimmt ist, die ver-

schiedenen und mannigfaltigen Aeußerungen der Thätigkeit des Gehirns und Nervensystems in einer Bezeichnung zusammenzufassen; und selbst diejenigen Psychologen, welche diese Meinung nicht teilten und die Seele als ein Wesen für sich ansahen, waren doch der Meinung, daß dieselbe als solche absolut immateriell sein müsse. Herrn Jaeger nun war es vorbehalten, zu beweisen, daß man ein immaterielles Wesen oder einen Begriff riechen, d. h. mittelst von demselben ausströmender kleinster materieller Teilchen, welche einen mechanischen oder chemischen Einfluß auf die Geruchsnerven unserer Nasenschleimhaut ausüben, wahrnehmen könne! Nur wenn Herr Jaeger die wissenschaftlich längst abgethane „Seelensubstanz“-Theorie des Herrn Rudolf Wagner seligen Andenkens zu Hilfe rufen wollte, könnte vielleicht mit Anwendung gezwungener Theorien der Sache einiger entfernter Anschein der Möglichkeit gegeben werden.

Aber unbegreiflich bliebe auch hierbei, wie es unter solchen Umständen kommen konnte, daß das Geruchs-Organ des Menschen, welchem von der Natur die wichtige Aufgabe der „Seelenriecherei“ zugeteilt wurde, im Laufe der körperlichen Entwicklung desselben so sehr verkümmern konnte, daß er in dieser Hinsicht weit hinter den meisten Tieren zurückgeblieben ist. Die wunderbarsten und oft rätselhaftesten sogenannten Instinkt-Handlungen der Tiere erklären sich zum Teil auf die ungezwungenste Weise aus deren unglaublich feinem Geruchssinn, welcher für uns fast unbegreiflich scheinende Leistungen vollbringt. Da müßten denn freilich auch die Tiere weit bessere Seelenriecher sein, als die Menschen, deren schwaches Geruchsorgan allein erklärlich machen würde, warum die Jaeger'sche Entdeckung von den riechenden Seelen nicht schon längst gemacht worden ist. Vielleicht auch haben wir uns bisher nur in der roheren Entwicklungs-Periode des Körperduftes befunden, während die höhere und bessere des Seelenduftes jetzt erst anzuheben beginnt!?

Wenn diese Vermutung richtig ist, so findet sie vielleicht noch eine weitere Bestätigung durch die kaum weniger wunderbare Entdeckung des Gedankenlesens, welcher vor ungefähr dreißig Jahren die Tischrückungs-Epidemie gewißermaßen als niedrigere Vorstufe vorangegangen ist, in ähnlicher Weise, wie einst Johannes der Täufer dem Messias. Als jene Epidemie die Menschen in eine geistige Aufregung versetzte, wie sie sonst nur große politische oder sonstige Ereignisse hervorzubringen pflegen, nahm man es den großen Gelehrten, z. B. einem Alexander von Humboldt, sehr übel, daß sie sich der neuen Entdeckung gegenüber vollständig kühl und teilnahmlos verhielten und sich nicht einmal zu einer wissenschaftlichen Prüfung der Sache herbeilassen wollten. Aber der Erfolg zeigte sehr bald, wie Recht sie hatten, als sie sich weigerten, sich mit Erscheinungen zu befassen, welche allen bekannten Naturgesetzen schnurstracks zuwiderliefen und deshalb einfach nicht wahr oder nicht richtig beobachtet sein konnten. Ganz dieselben Vorgänge haben sich gegenüber der neuesten Phase der Geschichte der Wundersuchts-Manie, dem sogenannten Gedankenlesen, wiederholt. Als die staunenerregenden Berichte über die mirakulösen Thaten der modernen Wunderthäter bekannt wurden, konnte es Menschen ohne gründliche Bildung so scheinen, als ob abermals eine neue Phase übernatürlicher Wissenschaft angebrochen sei, während ruhige Denker sich sofort sagen mußten, daß ein Lesen oder Erraten der Gedanken Anderer eine physische und psychische Unmöglichkeit sei, und daß, wenn es wirklich Menschen geben könne, welche imstande seien, in der Gedankenwelt ihrer Mitmenschen zu lesen, unsere ganze gesellschaftliche Ordnung sowohl wie unsere bisherige Wissenschaft auf die Spitze gestellt werden würden. In der That stellte es sich denn auch sehr bald heraus, daß das Wort „Gedankenlesen" eine ganze schiefe Bezeichnung für die fraglichen Vorgänge sei und ganz falsche Vorstellungen wecke, indem es sich nicht um ein Lesen oder Erraten abstrakter Gedanken, sondern nur um

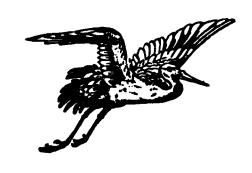
Erraten eines bestimmten Gegenstandes oder Bildes handle, das oder den die Versuchs-Person in Gedanken genommen — und zwar unter Mitwirkung der Versuchs-Person selbst! Zwar sollte sich die Versuchs-Person dabei angeblich ganz passiv oder unthätig verhalten, wie es auch den äußeren Anschein hatte. Aber man mußte sich sehr bald überzeugen, daß dem nicht so war und daß die Versuchs-Person mehr oder weniger unbewußt oder unwillkürlich ihren Gedanken verriet. Das Verhältnis ist also gerade ein umgekehrtes von demjenigen, welches es sein sollte, oder als welches es in den Augen Ununterrichteter erschien. Nicht der Experimentator oder Gedankenleser führt die Versuchsperson, sondern die letztere führt den Gedankenleser, allerdings ohne es in der Regel zu wissen oder zu wollen, denn die wenigsten Menschen sind so Herr ihrer selbst und ihrer Bewegungen, daß sie, namentlich im Angesicht einer größeren Zuschauermenge, einen Selbstverrat begehen — einen Selbstverrat, welcher durch die beständigen Ermahnungen des Experimentators, doch ja recht lebhaft an den betreffenden Gegenstand zu denken, sehr gefördert oder unterstützt wird. Daß dem so ist, hat Prof. Preyer in Jena sogar experimentell bewiesen.

Wenn der Gedankenleser bestimmte Personen, an welche die Versuchs-Person denkt, aus einer größeren Versammlung herausfindet, so hilft ihm dabei — selbst bei anscheinend fest verbundenen Augen — der Selbstverrat der Gesellschaft, welche sich unwillkürlich nach der Gegend oder Richtung wendet, wo die gesuchte Person sich befindet. Werden dagegen verschlossene Briefe oder Zettel gelesen — ein Kunststück, welches ja bereits lange vorher von Somnambulen oder Hellsehern geübt wurde, und zwar bei geeigneten Vorsichtsmaßregeln immer mit unglücklichem Erfolg — so gehört dieses einfach in das Gebiet der höheren Eskamotage oder Taschenspieler-Kunst. Wer den Vorstellungen der sogenannten „Antispiritisten", welche ja jetzt die größeren Städte bereisen, mit beiwohnt und ihre Erklärungen

angehört hat, kann über die Natur aller hierher gehörigen Erscheinungen, wenn er nicht ganz vom Vorurteil verblendet ist, nicht im Zweifel sein.

Das Publikum möge sich aber hieraus und aus den vielen vorhergegangenen Erfahrungen ähnlicher Art die Lehre ziehen, daß zwar Wundersucht und Aberglauben unter den Menschen nie aussterben, sondern immer wieder von neuem und unter neuen Verkleidungen auftreten, daß aber verständige oder gebildete Menschen solchen Dingen gegenüber auch ohne jede weitere Prüfung ihr Veto bereit halten müssen, sobald dieselben mit bekannten und anerkannten Natur- oder Weltgesetzen in unvereinbarem Widerspruch stehen. Daß dasselbe auch für alle, auf solche oder ähnliche Dinge, wie Träume, Ahnungen, Visionen, zweites Gesicht, Ekstase, Hellsehen, Mesmerismus u. s. w. gebaute philosophische Theorien gilt und gelten muß, mögen dieselben auch oft unter noch so einschmeichelnder oder anscheinend wissenschaftlicher Gewandung auftreten, braucht wohl schließlich kaum bemerkt zu werden.





Ein Gehirn-Wunder.

Der große Darwin bemerkt gelegentlich seiner interessanten Ausführungen über den Sklavenmacher-Instinkt der Ameisen, daß das Gehirn eines solchen Insektes, welches trotz seiner Kleinheit so fabelhafte Leistungen vollbringe, in gewisser Beziehung das wunderbarste Substanz-Atom in der Welt und vielleicht noch wunderbarer als das Gehirn des Menschen sei; und Romanes in seiner ausgezeichneten Schrift über die geistige Entwicklung im Tierreich fühlt sich dadurch zu der Bemerkung veranlaßt, daß ein Ameisengehirn noch bewundernswerter sei, als der Keim eines menschlichen Wesens. Wer den letzteren kennt und weiß, welche beinahe unendliche Summe von Anlagen oder Fähigkeiten, körperlicher wie geistiger Art, in diesem kleinen Gebilde schlummern, wird diesen Ausspruch fast übertrieben gewagt finden. Denn das Gehirn einer Ameise, so klein es auch an sich sein mag (es beträgt bei den größeren Arten vielleicht den vierten Teil eines Stecknadelkopfes), ist schon ein sehr kompliziertes oder fein organisiertes Gebilde und zeichnet sich durch den Besitz besonderer helm- oder filzhutförmiger Körper oder Anschwellungen aus, welche Rabl-Rückhard als Lappen mit Windungen oder radialgestreifte Scheiben bezeichnet, und deren Windungen er für Analoga der Windungen des Säugetiergehirns hält. In diesen Anschwellungen fand derselbe Forscher noch besondere ringförmige Körper, welche aus einer äußerst feinen molekulären Masse bestehen. Allerdings finden sich diese Bildungen auch

bei den Bienen und bei allen gesellig lebenden intelligenten Hymenopteren oder Immen, auch bei einigen anderen Aderflüglern, welche bei der Unterbringung und Versorgung ihrer Nachkommenschaft besonders klug zu Werke gehen, wie z. B. der Schlupfwespe; aber nirgendwo sind sie so stark entwickelt, wie bei den intelligentesten aller Ameisen-Arten, der blutroten Ameise und der Wiesen-Ameise. Auch ist sehr bemerkenswert, daß die geschlechtslosen Arbeiter die geflügelten Weibchen und Männchen durch die Größe und Entwicklung jener Bildungen, welche nach Dujardin, der sie zuerst entdeckte, auch als „gestielte Körper“ oder auch als „Beihirn“ bezeichnet werden, ebenso sehr übertreffen, wie sie dieses durch den Grad ihrer Intelligenz thun. Am kleinsten sind jene Körper bei den unintelligenten Männchen. Bei Insekten mit geringer Intelligenz verschwinden sie ganz oder fast ganz.

Wer sich über die relative Kleinheit des Ameisen-Gehirnes oder des Nervenknotens, der seine Stelle vertritt, wundern wollte, darf nicht vergessen, daß dasselbe in einem bestimmten Verhältnis zur Körpergröße des Tieres steht und stehen muß. Ein Ameisengehirn ist an sich bedeutend kleiner, als das ebenfalls sehr entwickelte Gehirn einer Biene, welche bekanntlich der Ameise an Intelligenz am nächsten kommt, dieselbe aber an Körper-Volumen weit übertrifft. Nichtsdestoweniger ist das Beihirn der Ameise demjenigen der Biene insofern weit überlegen, als sein Volumen den sechshundertsten Teil des Körper-Volumens ausmacht, während es bei der Biene sich mit dem tausendsten Teil begnügen muß. Dagegen ist das eigentliche Bienengehirn auch relativ etwas größer als das Ameisengehirn; es beträgt den zweihundertsten Teil des Körper-Volumens, letzteres aber nur den zweihundertundachtzigsten. Vergleichen wir damit das Gehirn eines anderen Gliedertieres, z. B. des dummen und plumpen Maikäfers, so ist der Unterschied ein enorm großer. Absolut ist das Maikäfergehirn etwas mehr als halb so groß, als das Bienengehirn; aber relativ muß

es sich mit dem dreitausendsten Teil der Körpergröße begnügen; ein Beihirn besitzt derselbe überhaupt nicht. Es ist also annähernd ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen dem riesigen Walfisch oder dem Elephanten und dem Menschen, dessen absolutes Gehirngewicht hinter demjenigen dieser Tiere weit zurückbleibt, während relativ oder im Verhältnis zur Körpergröße das menschliche Gehirn die beiden Tiergehirne um das Zehn- bis Zwanzig-, resp. Hundertfache übertrifft. Denn während das menschliche Gehirn den dreißigsten bis vierzigsten Teil des Körpergewichtes ausmacht, ist das Verhältnis bei dem Elephanten wie Eins zu Fünfhundert, bei dem Walfisch wie Eins zu Dreitausend.

Jedenfalls zeigen diese Thatsachen, daß, wie schon Darwin mit Recht bemerkt, „eine außerordentliche geistige Thätigkeit bei einer äußerst kleinen absoluten Menge von Nervensubstanz bestehen kann.“ Anlaß zur Verwunderung oder zum Zweifel an der körperlichen Bedingtheit geistigen Lebens braucht uns diese Betrachtung nicht zu geben, da wir wissen, daß die massige Entwicklung eines Gehirnes oder einer Nervensubstanz, welche dessen Stelle vertritt, nur einen sehr rohen und unvollkommenen Maßstab für deren geistige Entwicklungsfähigkeit abgibt, und daß die außerordentliche Feinheit ihrer inneren Form und Zusammensetzung jeden Mangel in dieser Richtung mit Leichtigkeit auszugleichen vermag. Wissen wir doch, daß das menschliche Gehirn allein in seiner sogenannten „Rinde“ oder in der die Gehirnhalbkugel überkleidenden grauen Substanz, welche den Sitz der physischen Prozesse bildet, zirka eine Milliarde sogenannter Ganglienkugeln oder Nervenzellen enthält, von denen wiederum neun- bis zehntausend Millionen Nervenbahnen ausgehen, durch welche jene Nervenkörper unter einander mit der Außenwelt zusammenhängen. Diese enormen Zahlen bieten eine mehr als genügende Perspektive für die kühnste Phantasie zur anatomischen Unterlage für alle denkbaren geistigen und seelischen Prozesse, und selbst wenn man

die Gesamtmenge der in unserem Gehirne enthaltenen oder möglichen Vorstellungen auf die gewiß übertriebene Zahl von Ein- bis Zweimalhunderttausend schätzt, so würde immer noch für jede einzelne Vorstellung die unglaubliche Zahl von fünf- bis zehntausend Zellen und zehnmal so viel Fasern verfügbar bleiben. Wir dürfen daraus schließen, daß unser Gehirn einen ungeheuren Reichtum an noch unbesetzten oder unbenutzten Stellen oder Nervenzellen besitzt, und daß hier ein anatomischer Ueberfluß vorhanden ist, für dessen Benutzung vorerst noch gar keine Aussicht besteht.

Wenden wir diese Erfahrung auf das Ameisengehirn an, so können wir nicht zweifeln, daß dasselbe als vollständig ausreichend erscheint für alle geistigen und seelischen Bedürfnisse des kleinen Tieres, wenn auch die Zahl der in ihm enthaltenen Nerven-Elemente unsres Wissens noch keine Abschätzung erfahren hat. Sind doch jene Bedürfnisse trotz der hohen Intelligenz des Tieres in einen verhältnismäßig engen Kreis gebannt! Um so erstaunter aber auch dürfen wir über die große Aehnlichkeit sein, welche sich zwischen dieser Intelligenz und derjenigen des Menschen und der höheren Tiere kund gibt, und über welche Verfasser dieses Aufsatzes in seiner Schrift: „Aus dem Geistesleben der Tiere“ (III. Aufl. 1880) eingehenden Bericht erstattet hat. Diese Aehnlichkeit ist auch nicht blos eine psychologische, sondern auch eine physiologische, indem das Organ jener Intelligenz sich gegen körperliche Angriffe ganz ebenso verhält, wie dasjenige des Menschen und der höheren Tiere, und indem Verletzungen des Ameisengehirnes bei beiden ganz dieselben Folgen nach sich ziehen. Das Benehmen gehirnverletzter Ameisen (und solche Verletzungen kommen bei dem streitsüchtigen Charakter der kleinen Tiere und den erbitterten Schlachten, welche von ihnen geschlagen werden, sehr häufig vor) gleicht auf ein Haar demjenigen gehirnverletzter Menschen oder Säugetiere oder hat wenigstens die größte Aehnlichkeit damit. Zunächst verursacht jede bedeu-

tendere Gehirn-Verletzung Krämpfe, Betäubung und eine Anzahl unbestimmter reflektierter Körperbewegungen. So bleibt eine Ameise, deren Gehirn von den spitzen Zangen der furchtbaren, räuberischen Amazonen-Ameise durchbohrt worden ist, sofort, wie an ihren Platz genagelt, aufrecht auf ihren sechs Beinen stehen; von Zeit zu Zeit durchläuft ein allgemeines Zittern ihren Körper, und eines der Beine hebt sich in regelmäßigen Zwischenräumen. Bisweilen macht sie auch einige kurze und schnelle Schritte, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, aber ähnlich einem Automaten, ohne Ziel und Zweck. Wenn man sie reizt, macht sie abwehrende Bewegungen; aber sobald man sie losläßt, fällt sie in ihre Betäubung zurück. Sie ist keiner selbstbewußten Handlung mehr fähig, sie versucht weder zu fliehen, noch anzugreifen, sie fühlt weder Sonne, noch Kälte, sie kennt weder Furcht, noch den Trieb der Selbsterhaltung. Sie ist nur noch ein automatischer und Reflex-Apparat und ihr Benehmen gleicht auf ein Haar demjenigen jener Tauben, welchen Flourens die Halbkugeln des großen Gehirnes hinweggenommen hatte. Teilweise Gehirn-Verletzungen (wie sie zahllos vorkommen) erzeugen oft die merkwürdigsten Erscheinungen. Manche Verwundete werden von einer tollen Wut ergriffen und werfen sich auf alles, was ihnen in den Weg kommt, einerlei ob Freund oder Feind, während andere wieder eine nachlässige Haltung annehmen und inmitten des Kampfes mit gleichgiltiger Miene umherspazieren. Andere wieder zeigen eine plötzliche Ermattung der Kräfte; aber sie kennen noch ihre Feinde und suchen sie zu beißen. Oft sieht man auch ein stetes Umherrennen im Kreise, ähnlich der bekannten Reitbahn-Bewegung der Säugetiere, bei denen man die Hirnschenkel der einen Gehirnhälfte durchschnitten hat.

Ihr verhältnismäßig großes und gutgebildetes Gehirn würde übrigens den Ameisen ebensowenig helfen oder nützen, wie z. B. dem im Wasser lebenden und mit einem plumpen

Körper versehenen Delphin sein großes, gut entwickeltes Gehirn großen Nutzen bringen kann, wenn nicht eine gleicherweise ausgebildete und vorteilhafte allgemeine Körper-Organisation und scharf ausgebildete Sinne damit verbunden wären. Diese Vorzüge stellen die Ameise neben der Biene an die Spitze der großen Abteilung der Gliedertiere und erheben sie nicht blos weit über die niedersten oder niederen Stufen anderer, als Klassen oder im System hoch über ihnen stehende Tiere, sondern bringen sie auch in mancher Beziehung dem Menschen so nahe, daß der Verfasser, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, es wagen durfte, jene Parallele zwischen den staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der beiden, zoologisch so weit von einander getrennten Wesen zu ziehen, welche in der vorhin erwähnten Schrift enthalten ist.





Wahre und falsche Wunder.

„Wenn die moderne Wissenschaft das Wunder leugnet, so thut sie es nur, um uns eine Welt zu zeigen, welche selbst ein ewiges Wunder ist.

A. Laugel.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Wahrheit seltsamer ist, als Dichtung, und daß selbst die kühnsten Flüge der Phantasie von der Wirklichkeit mehr oder weniger übertroffen werden. Nichtsdestoweniger ist es eine ebenso alte Erfahrung, daß die Menschen im allgemeinen geneigt sind, den Erfindungen der Phantasie weit mehr Glauben beizumessen, als den Thatsachen der Wirklichkeit. Unzähligemal sind die unwahrscheinlichsten oder unmöglichsten Dinge oder Erscheinungen oder die dreistesten Lügen willig geglaubt oder für wahr gehalten worden, während umgekehrt fast ebenso oft wirklichen Dingen oder Begebenheiten oder wunderbaren Enthüllungen der Wissenschaft der hartnäckigste Unglaube entgegengesetzt wurde. Wollte man diese eigentümliche Erscheinung durch alle möglichen oder vorhandenen Beispiele hindurch verfolgen, so könnte man fast die gesamte Kulturgeschichte der Menschheit herbeiziehen und ein dickes Buch darüber schreiben, während wir uns hier mit einigen wenigen, willkürlich herausgegriffenen Beweisstücken begnügen müssen, zu denen die großartigen und mit Recht „wunderbar“ zu nennenden Erwerbungen oder Entdeckungen der Wissenschaft in unserm Jahrhundert ein reiches Material liefern. Uebrigens gibt es kaum eine bessere Illustration des

berührten Verhältnisses, als die bekannte Anekdote von jenem unterhaltungsbedürftigen König von Siam, welchem der bei ihm beglaubigte holländische Gesandte alle möglichen oder willkürlichen Erfindungen auftischte und so lange bereitwilligen Glauben fand, bis der Erzähler, den seine Erfindungsgabe im Stiche ließ, anfing wahre Dinge zu berichten und unter anderem mitteilte, daß in Holland im Winter das Wasser der Flüsse oder Teiche so fest würde, daß man mit Wagen und Pferden darüber hinfahren könne. Da fuhr der König zornig auf und erklärte, daß er den Erzähler bisher für einen wahrhaftigen Mann gehalten habe, daß er nun aber vom Gegenteil überzeugt sei!

In ganz ähnlicher Weise fanden und finden Tausende und Millionen von Menschen keine Schwierigkeit zu glauben, daß Gott dem Moses in einem feurigen Busch erschienen sei, und daß der letztere seine Gesetze von dem ersteren auf zwei Steintafeln geschrieben empfangen habe, oder daß Bileams Esel gesprochen habe, oder daß das Geheiß eines jüdischen Propheten die Sonne habe stille stehen machen, oder daß Christus auf dem Wasser gegangen sei oder Tote lebendig gemacht habe oder selbst vom Tode auferstanden und gen Himmel gefahren sei, oder daß es Hexen, Zauberer, Teufel, Gespenster, Besessene u. s. w. gäbe, oder daß man unedle Metalle in Gold verwandeln oder Menschen auf chemischem Wege erzeugen oder mit Hilfe gewisser Tränke ewiges Leben erlangen könne, oder daß beliebige Pflanzen und Tiere ohne Eltern aus bloßem Schlamm oder Unrat entstehen könnten, oder daß Ahnungen, Träume, zweites Gesicht u. s. w. eine bestimmte Bedeutung hätten, oder daß es Menschen gäbe, welche aus dem Flug der Vögel oder aus den Stellungen der Gestirne oder durch Kartenschlagen und Aehnliches die Geschicke ihrer Mitmenschen abzulesen oder in die Zukunft zu sehen imstande wären u. s. w. Man könnte die ganze Skala menschlichen Aberglaubens von ehedem bis heute verfolgen, um dieses zu erhärten, würde aber

sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß das Verhältnis heutzutage im wesentlichen ein anderes geworden sei, als in früheren, weniger aufgeklärten Zeiten. Allerdings hat der Aberglaube der Neuzeit andere und weniger grausame oder weniger rohe Formen angenommen; aber in der Sache selbst hat sich nicht viel geändert. Man denke nur an die Heilige von Lourdes oder an den in Neapel alljährlich Blut schwitzenden heiligen Januarius oder an die Tischrückungs-Epidemie und Hellseherei, sowie an den ganzen spiritistischen und Geister-Unfug, dessen begeisterte Anhänger nach Millionen zählen, und der neuerdings sogar den frechen Versuch unternimmt, sich in ein wissenschaftliches Mäntelchen zu hüllen. Man denke an die Heilungen von Krankheiten durch Sympathie, Homöopathie, Wunderdoktoren und dergleichen, an die Jäger'sche Seelen-Riecherei, an den fortdauernden Glauben so vieler Menschen an Ahnungen oder Gesichte oder an die Bedeutung der Träume oder an die ewig schlafenden und keine Nahrung zu sich nehmenden Jungfrauen oder daran, daß die Welt vor sechstausend Jahren aus dem Nichts entstanden sei, oder daß Pflanzen, Tiere und Menschen anders entstehen könnten, als durch Abstammung und Entwickelung, oder daß es einen Himmel und eine Hölle oder eine Kraft ohne Stoff gäbe, oder daß ein schwacher, irrender Mensch, wie der Papst, unfehlbar sei u. s. w.

Man könnte noch lange fortfahren, um die grenzenlose Leichtgläubigkeit der Menschen in Bezug auf Dinge, welche sich über die gewöhnliche Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur erheben, oder an das, was ich in der Ueberschrift dieses Aufsatzes „falsche Wunder“ genannt habe, an schlagenden Beispielen nachzuweisen. Es scheint eine eigentümliche Sucht nach dem Wunderbaren oder ein Streben in der menschlichen Natur zu liegen, etwas ausfindig zu machen, was der allgemeinen Ordnung der Dinge oder der unverrückbaren Gesetzmäßigkeit der Natur, welche dem Menschen ein drückendes Gefühl verursacht, gewissermaßen eine Nase dreht — eine Sucht, welche sich viel-

leicht durch atavistische Ueberlieferung aus einer Zeit erklären läßt, da dem ersten, kaum zum Selbstbewußtsein erwachten Menschen die ganze Natur ein einziges Wunder war. Daraus läßt sich auch vielleicht das stete Wiederhervorbrechen dieser Sucht trotz aller wissenschaftlichen Aufklärung, bald unter dieser, bald unter jener täuschenden Verkleidung, erklären.

Um so auffallender muß es anderseits erscheinen, daß wirklichen oder wahren Wundern oder den wunderbaren Enthüllungen der Wissenschaft so oft der hartnäckigste und langwierigste Unglaube entgegengesetzt wurde, und daß bewiesene Wahrheiten oder unumstößliche Thatsachen die unerhörtesten Anstrengungen haben machen müssen, um Glauben und Anerkennung zu finden — eine Erscheinung, welche sich trotz aller Kultur und Aufklärung immer noch von Zeit zu Zeit wiederholt. Welche Zeit und Schwierigkeit hat es gekostet, bis das falsche sogenannte Ptolemäische Weltsystem durch das richtige Kopernikanische ersetzt, und bis die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und ihrer Umdrehung um die Sonne allgemein anerkannt wurde, obgleich diese Lehre schon zwei- oder dreihundert Jahre vor Chr. durch den griechischen Astronomen Aristarchus (wahrscheinlich nach ägyptischen, indischen oder chinesischen Quellen) aufgestellt worden und damals allgemein bekannt war. Man konnte oder wollte nicht an das wahre Wunder von den Antipoden oder Gegenfüßlern glauben, nahm aber keinen Anstand, den Erzählungen von Menschen, welche bei Nacht ihren Kopf unter dem Arme tragen oder welche auf Besenstielen durch die Luft reiten und auf hohen Bergen nächtliche Tänze mit dem Teufel aufführen oder welche Menschen und Vieh behexen, vollen Glauben beizumessen. Und selbst bis auf den heutigen Tag tauchen von Zeit zu Zeit wahnsinnige Versuche einzelner theologischer Gelehrten auf, die Richtigkeit unsrer gesamten astronomischen Wissenschaft in Frage zu stellen und die Erde wieder wie früher zum Mittelpunkt des ganzen Weltalls zu machen.

Welche Mühe und Arbeit hat es gekostet, die Menschen von einem wahren Naturwunder oder von der Thatsache zu überzeugen, daß die in der Erde gefundenen Versteinerungen vorweltlicher Pflanzen und Tiere keine „Naturspiele“, sondern wirkliche Ueberreste ehemals gelebt habender Wesen sind, und daß die ganze uns umgebende Organismen-Welt das letzte Produkt eines viele Millionen Jahre umfassenden organischen Entwickelungs-Vorganges ist — obgleich schon vor mehr als zwei Jahrtausenden der griechische Philosoph Xenophanes mit durchdringendem Scharfblick die versteinerten Tiere und Pflanzen für vormals lebende Wesen erklärt und sehr richtig aus den Seemuscheln, welche man auf Bergen findet, sowie aus den Abdrücken der Gestalten von Fischen und Robben, welche in den Steinbrüchen von Smyrna, Paros und Syrakus gefunden worden waren, geschlossen hatte, daß die Erde an diesen Stellen ehedem mit Wasser bedeckt gewesen sei! Noch um die Mitte oder gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war man in dieser Beziehung so unwissend oder ungläubig, daß selbst der gelehrte und aufgeklärte Voltaire die auf dem Mont Cenis gefundenen Muscheln oder Austernschalen für solche erklären zu müssen glaubte, welche die Rom-Pilger zufällig von ihren Muschelhüten verloren hätten, während die Theologen sich damit behalfen, daß sie die auf Bergesspitzen gefundenen Versteinerungen als von der Sündflut dort zurückgelassen ansahen. Das bekannte Aufsteigen und Niedersinken der Erde oder die Senkung und Wiedererhebung des Erdbodens aus natürlichen Ursachen hielt man für so unmöglich, daß die an den Säulen des Tempels des Jupiter Serapis zu Puzzuoli (altes Puteoli) gefundenen Löcher von marinen Bohrmuscheln, welche der zeitweisen Senkung des Bodens unter den Meeresspiegel mit darauf folgender Wiedererhebung ihre Entstehung verdanken, zu der Sage Veranlassung gaben, daß Puteoli einstmals zur Strafe für die Enthauptung eines Christen in das Meer versenkt worden sei! Der englische Gelehrte Tylor erzählt

in seinen „Anfänge der Kultur“, daß, als in der Nähe von London ein Fund fossiler (vorweltlicher) Elefanten- oder Mammuth-Knochen gemacht wurde, sich in der Nachbarschaft das Gerücht verbreitete, daß dort ein in Wombwells Menagerie gestorbener Elefant vergraben worden sei — während in früheren Jahrhunderten ähnliche Funde den allgemein verbreiteten Glauben an die Existenz eines ehemaligen menschlichen Riesengeschlechts unterstützten oder erweckten, trotzdem die Wahrheit so nahe lag und das „wahre Wunder“ so leicht zu erkennen war.

Aber während man ohne Anstand an die Existenz eines ehemaligen Riesengeschlechts glaubte, setzte man anderseits bis vor wenigen Jahrzehnten der Existenz des fossilen oder vorweltlichen Menschen den hartnäckigsten Unglauben entgegen und ließ sich nur sehr allmählich und unter heftigstem Widerstand durch die Auffindung jener berühmten, von Menschenhand gefertigten Kieseläxte oder Steinwaffen aus dem sogenannten Diluvium vom Gegenteil überzeugen. Obgleich diese Steine die unverkennbarsten Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand tragen, und obgleich sie schon im hohen Altertum bekannt waren, hatte man doch keine Ahnung von dem wahren Sachverhalt. Bald hielt man sie für Donnerkeile oder Blitzsteine, bald versuchte man die abenteuerlichsten Erklärungen für ihre Herkunft. Selbst als kein Zweifel mehr darüber blieb, daß es Erzeugnisse der Menschenhand seien, suchte man ihre Lagerung in der Tiefe des Erdreichs mittels der unwahrscheinlichsten Hypothesen begreiflich zu machen — alles aus keinem anderen Grunde, als weil man das wahre Wunder oder das jetzt unzweifelhaft bewiesene hohe Alter des Menschengeschlechts auf Erden nicht für möglich hielt oder nicht zugeben wollte.

Ebenso setzt man noch heute der Lehre von der natürlichen Entstehung des Menschen und seiner allmählichen Entwickelung aus niederen Formen, sowie der ganzen Entwickelungs-Theorie überhaupt von so manchen gelehrten und nichtgelehrten

Seiten den hartnäckigsten Unglauben oder Widerstand entgegen, obgleich jede andere Annahme oder Erklärung für diese Entstehung den Stempel höchster Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit an der Stirne trägt und als ein „Wunder“ im eigentlichsten Sinne des Wortes bezeichnet werden müßte. Auch die Existenz der nächsten tierischen Verwandten des Menschen, der sogenannten Anthropoiden oder großen menschenähnlichen Affen-Arten, ohne deren Dasein die enge Verknüpfung zwischen Menschen- und Tierwelt kaum begreiflich sein würde, und welche man jetzt tot oder lebendig in allen Museen und zoologischen Gärten zu sehen bekommt, ist noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf das ernstlichste in Zweifel gezogen oder hartnäckig geleugnet worden, obgleich schon fünfhundert Jahre vor Christo der Karthaginienser Hanno an der Westküste Afrikas die Gorillas gesehen und als „wilde behaarte Menschen“ beschrieben hatte, und obgleich von 1613—1800 mehrfache glaubhafte Mitteilungen von englischen Reisenden über diese Tiere bekannt geworden waren.

Ein ganz ähnlicher Unglaube herrscht noch bis auf den heutigen Tag bezüglich des heiklen Themas der „geschwänzten Menschen“, obgleich jetzt eine ganze Anzahl solcher Einzel-Fälle in der medizinischen und ethnologischen Litteratur bekannt ist, und zwar nicht bloß in der Form bloßer (als sogenannte „falsche Schwänze“ bezeichneter) Haut-Anhänge, sondern als wirkliche und wahre, selbst mit Muskulatur versehene Verlängerungen der Wirbelsäule mit verkümmerten Wirbeln in ihrem Innern.

Eines der größten Wunder der Wissenschaft, welches trotz zahlloser populärer Schriften den meisten Gebildeten unbekannt oder unklar ist oder aber unglaublich erscheint, ist die Entstehung des Menschen sowie aller Tiere aus einem kleinen, nur mit bewaffnetem Auge sichtbaren Bläschen oder seine allmähliche Entwickelung aus dem organischen Ur-Element der Zelle — und zwar mittels einer Reihe verschiedener Entwicke-

lungsstufen, über welche jedes Lehrbuch der Entwickelungsgeschichte genügende Auskunft gibt. Diese große Entdeckung, welche die ganze Deszendenz-Theorie gewissermaßen vorbereitet hat, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den großen Kaspar Friedrich Wolff gemacht, fand aber so wenig Glauben oder Anerkennung, daß Wolff als wissenschaftlicher Ketzer die ärgsten Anfeindungen erdulden und sich schließlich nach Rußland unter den Schutz der großen, freidenkerischen Kaiserin Katharina II. flüchten mußte. Man zog es vor, statt an das wahre, an das falsche Wunder der bis dahin herrschenden „Einschachtelungs-Theorie" zu glauben, nach welcher die biblische Stammmutter des Menschengeschlechts Eva etwa zweihundert Milliarden Keime menschlicher Wesen mit ebenso vielen Seelen oder Seelchen behufs Vorbereitung der Geburt aller folgenden Menschen in sich getragen habe!! Dies geschah nach theologischer Ansicht bei Gelegenheit der Erschaffung der Welt vor beiläufig sechstausend Jahren, so daß wir damals alle schon da waren, wenn auch nur in der Form unendlich kleiner Keime, von denen immer einer in dem andern steckte. Diese wahnsinnige Theorie wurde noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sogar von Naturforschern und Philosophen, wie Haller und Leibniz, verteidigt, nachdem bereits 1759 Wolff seine große Entdeckung veröffentlicht hatte. Erst nach langem, gelehrtem Kampfe konnte die richtige Meinung oder das wahre Wunder über das falsche die Oberhand gewinnen.

Ein ganz ähnliches Schicksal wie Wolff hatten der Engländer Harvey, der Entdecker des großen Blutkreislaufs, welchem seine große, 1619 gemachte Entdeckung und sein Hinweis auf die Töne und Geräusche des Herzens, welche sowohl gehört wie gefühlt werden könnten, nur Verhöhnungen und Anfeindungen der schlimmsten Art eintrugen — oder der große Anatom Vesalius, welcher von der spanischen Inquisition zum Tode verurteilt wurde, weil er an der Leiche eines Ge-

storbenen die heute jedem Physiologen wohlbekannten Bewegungen des Herzens nach dem Tode konstatiert hatte.

Uebrigens haben wir ein ähnliches Beispiel erst vor wenigen Jahrzehnten in Deutschland selbst erlebt, als der Arzt Robert Mayer in Heilbronn im Jahre 1845 die berühmte Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, welches gegenwärtig die gesamten Naturwissenschaften durchdringt und beherrscht, machte und zum Danke dafür von seinen gelehrten Zeitgenossen für einen unheilbaren Narren erklärt wurde.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Gesetz steht die Enthüllung eines der größten Wunder der Wissenschaft oder der Nachweis, daß die Strahlen der Sonne oder die von der Sonne angeregten Schwingungen des Lichtäthers die letzte Quelle aller auf der Erde wirksamen Kräfte und Bewegungen bilden — ein Nachweis, dessen notwendige philosophische Konsequenzen im Sinne des heutigen Materialismus oder Monismus für die große Mehrzahl der Menschen vollkommene Rätsel oder Unbegreiflichkeiten sind. Ein dem vergleichbares Rätsel bildet die Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt, deren Anerkennung so großen Hemmnissen oder Abneigungen begegnet, obgleich für den wissenschaftlich aufgeklärten Verstand über diese Wahrheit nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Nicht minder großen Schwierigkeiten begegnet die Anerkennung des Verstandes der Tiere und der Wesensgleichheit von Menschen- und Tierseele, trotz der schlagendsten dafür beigebrachten Beweise und Beispiele. Man zieht das falsche Wunder des sogenannten „Instinkts“ dem wahren Wunder vor, welches in der Erkenntnis von den hohen geistigen Fähigkeiten der Tiere und in der Thatsache liegt, daß das gesamte seelische und geistige Leben des Menschen in seinen Wurzeln oder Anfängen in der Tierseele bereits vorgebildet ist. Die zahllosen, noch so gut verbürgten Beispiele tierischer Intelligenz begegnen mitleidigem Achselzucken oder hartnäckigem Unglauben, während das — abgesehen von den Vererbungs-Erscheinungen — völlig

unerklärbare Etwas des Instinkts gläubig und unbesehen hingenommen wird.

Ist das kaum stecknadelkopfgroße Gehirn einer Ameise oder Biene, welches der Träger einer so hohen, fast an diejenige des Menschen heranreichenden Intelligenz und sozialer Gewohnheiten ist, nicht ein Naturwunder, welches eine ganze Reihe falscher Wunder weit hinter sich läßt? Oder ist der winzige Samenfaden des Mannes, dessen molekuläre Zusammensetzung alle die zahllosen und wunderbaren Erscheinungen möglich macht, welche der Vorgang der Vererbung mit sich führt, nicht ein noch größeres Naturwunder? Oder übertreffen die Enthüllungen der modernen Molekular-Physik oder der kinetischen Gastheorie nicht alles, was selbst die kühnste Phantasie über die Unendlichkeit der Welt des Kleinsten hätte ersinnen können?

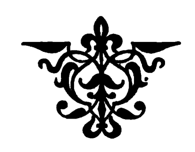
Aber vielleicht das auffälligste und lehrreichste aller Beispiele des Unglaubens an wahre oder wirkliche Wunder der Wissenschaft bilden die sogenannten Meteoriten oder Meteorsteinfälle, auch Aërolithen oder Luftsteine oder Steinregen genannt. Diese kleinen Himmelskörper (vielleicht Ueberreste aufgelöster Kometen oder zerfallender Weltkörper), welche wahrscheinlich in ungezählten Mengen den Weltraum erfüllen, fallen bekanntlich in solchen Mengen auf die Erde nieder, daß nach Arago täglich mindestens zwei derselben niederfallen, während Reichenbach durchschnittlich auf jedes Jahr nicht weniger als 4500 Meteorsteinfälle rechnet und Haidinger das Gewicht der jährlich niederfallenden auf 450000 Pfund veranschlägt. Auch hat man dieselben schon recht genau im Altertum beobachtet, wie aus den Mitteilungen verschiedener griechischer und römischer Schriftsteller, sowie aus den von Biot gesammelten Chroniken der Chinesen hervorgeht. Männer wie Plutarch, Diogenes von Apollonia u. a. beschrieben Sternschnuppen und Meteorsteine bereits vollkommen richtig als Wurf und Fall himmlischer Körper und zogen daraus richtige

Schlüsse bezüglich der Mechanik des Himmels. Nichtsdestoweniger setzte man diesem wahren Naturwunder in späteren Zeiten den vollständigsten Unglauben entgegen, oder man versuchte die abenteuerlichsten Erklärungen, ähnlich den bei den prähistorischen Kieseläxten vorgebrachten. Bald hielt man die Meteorsteine für Auswürflinge von Vulkanen, bald nahm man an, daß der Blitz einzelne, in der Erde verborgen liegende Steine treffe und enthülle, indem er sie gleichzeitig erhitze; bald hielt man die Sternschnuppen und Feuerkugeln für Erzeugnisse brennbarer Gase, welche von der Erde aufgestiegen wären und sich in der Höhe entzündet hätten, während der Volksglaube der Alten die ersteren als böse Geister oder Dämonen ansah, welche die Gespräche der Himmlischen belauscht hätten und zur Strafe dafür aus den oberen Regionen in die unteren herabgestürzt würden. Jedenfalls kam dieser naive Volksglaube der Wahrheit näher, als die Meinungen der Gelehrten, welche noch um die Mitte und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts alle Nachrichten über derartige Vorkommnisse als auf Irrtum, Aberglauben und Fälschung beruhend erklärten und es für eine physische Unmöglichkeit hielten, daß Steine vom Himmel fallen könnten. Noch im Jahre 1790 äußerte Stütz bei Gelegenheit der Erwähnung des berühmten Meteoritenfalls von Agram (1751), „es wäre in unserer Zeit unverzeihlich, solche Märchen auch nur wahrscheinlich zu finden“. In demselben Jahre ereignete sich zu Juillac in der Gascogne ein Meteoritenfall, über den die Gemeindebehörde höchst vernünftigerweise ein Protokoll aufnehmen und von dreihundert Augenzeugen unterzeichnen ließ. Als aber dieses Protokoll der Pariser Akademie vorgelegt wurde, fand man eine obrigkeitlich beglaubigte Urkunde über einen solchen Blödsinn höchst amüsant; und in derselben Akademie schnitt bei einer anderen Gelegenheit der große und um die Fortschritte der Chemie so hochverdiente Gelehrte Lavoisier jede weitere Erörterung des Gegenstandes mit den Worten ab, daß es im Himmel keine

Steine gäbe, und daß daher auch keine solchen aus dem Himmel auf die Erde herabfallen könnten! Diese Ansicht behielt die Oberhand, bis am 26. April 1803 der große, über die Entfernung einiger Meilen sich erstreckende Steinfall von Aigle in der Normandie, welcher zufällig von Tausenden von Menschen beobachtet wurde, allen Zweifeln ein Ende machte. Aber erst im Jahre 1819 konnte die wahre Natur der Meteoriten als aus dem kosmischen Weltraum kommender Stein- und Eisenmassen durch den berühmten Wittenberger Physiker Chaldni enthüllt und zur Anerkennung gebracht werden. Seitdem sind massenhafte Beobachtungen von Meteorsteinfällen, welche nicht selten den Tod von Menschen oder Tieren veranlaßt haben, und über welche in meiner Schrift „Licht und Leben", Anmerkung 14, zum Teil näher berichtet ist, bekannt geworden. Freilich müssen solche und ähnliche Dinge, an denen die Wissenschaft reich ist, dem wissenschaftlich nicht gebildeten Verstande wunderbar und fast noch wunderbarer erscheinen, als die gewöhnlichen, so gern geglaubten Wunder der Kirche oder des Spiritismus. Aber sie haben vor den letzteren den Vorzug oder unterscheiden sich von den falschen Wundern eben dadurch, daß sie wahr sind. Man sollte denken, daß es viel leichter sei, an wahre als an falsche Wunder zu glauben; aber die Erfahrung lehrt, daß es in Wirklichkeit oder sehr häufig gerade umgekehrt ist. Daß Steine aus dem Himmel fallen, will man nicht glauben; aber daß ein toter Mensch in den Himmel fährt oder ewig fortlebt, findet man eher wahrscheinlich. Unter allen Wundern ist diese Eigentümlichkeit oder Verkehrtheit des menschlichen Geistes vielleicht das allergrößte und um so auffallender, als es in Wirklichkeit an wahren Wundern der Natur und Wissenschaft weit weniger fehlt als an falschen oder eingebildeten Wundern des Glaubens. Wer also Wunder liebt, hat nicht nötig, solche in den Regionen des Aberglaubens oder der Einbildung zu suchen oder sich tolle Märchen und Schnurren aufbinden zu lassen; er braucht nur einen oberfläch-

lichen Blick in die Regionen der menschlichen, durch Jahrtausende währende Arbeit der besten Geister aufgebauten Wissenschaft zu werfen, um auf jedem Schritt und Tritt wunderbaren Entdeckungen und durch dieselben vermittelten großartigen Erfindungen und Fortschritten des Menschengeistes zu begegnen oder — mit andern Worten — sein Wundergefühl mehr Befriedigendes zu finden, als er sucht und braucht. Kann es Wunderbareres geben als unsere Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Telegraphen, Telephone, Phonographen, unser elektrisches Licht, unsere Kunst der Photographie oder alle die großartigen mechanischen Wirkungen, welche wir durch die Entfesselung der alles besiegenden Molekularkräfte hervorbringen? Und kann es Erstaunlicheres geben als die wunderbaren Enthüllungen der modernen Astrophysik und Spektralanalyse oder der Entwickelungslehre und Zeugungsgeschichte oder der Archäogeologie oder der Altertumskunde oder der Tier-Psychologie oder der Mikroskopie oder auch nur der gewöhnlichen Physik, Chemie, Physiologie u. s. w. u. s. w.? Wer sich mit diesen Wundern näher vertraut macht, wird, wie gesagt, sein Wundergefühl vollauf befriedigt finden und dabei das befriedigende Bewußtsein genießen, daß er keine falschen oder eingebildeten Wunder, sondern deren wahre und wirkliche vor sich hat. Er wird dabei auch Gelegenheit finden, die Richtigkeit des im Eingang unsers Aufsatzes aufgestellten Satzes zu erproben, daß Wahrheit seltsamer ist als Dichtung, und daß alle Erfindungen der ausschweifendsten Phantasie hinter der kalten, nüchternen Wirklichkeit zurückbleiben. Man denke sich einen rohen Naturmenschen aus der prähistorischen Zeit oder aus den ersten Anfängen menschlicher Geistes-Kultur plötzlich in die Mitte unsrer modernen Zivilisation versetzt mit der Fähigkeit, dieselbe zu begreifen oder zu verstehen! Wird er nicht glauben, daß alle die Naturwunder, welche ihm vielleicht seine ungezügelte Phantasie vorgespiegelt hat, Wirklichkeit geworden, oder daß die übermächtigen Wesen, welche er sich über den Wolken

thronend und seine sowie die Geschicke der Natur beherrschend vorgestellt hat, auf die Erde herabgestiegen seien? „Geistreich,“ sagt daher mit vollem Recht F. Mohr, der geistvolle Mitentdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, „ist nur, was wahr ist, und keine Phantasie ist so erhaben, so wahrhaft poetisch als die wirkliche, nackte Natur.“





Wissenschaft und Religion.

Das einzige Heil gegen die Fortschritte und stets wachsenden Anmaßungen des Katholizismus und Ultramontanismus erblickt der ungenannte Verfasser einer kleinen Schrift „Science contre réligion (Bruxelles, 1879) nicht in staatlichen Maßregeln, welche auf die Dauer mehr oder weniger wirkungslos bleiben, sondern in der Bildung und Aufklärung des Volkes an der Hand der modernen Wissenschaft. Dieses hat auch der katholische Klerus sehr gut eingesehen; und dieses ist auch die Ursache, warum derselbe neuerdings mit so viel Ungestüm und blinder Wut gegen die Lehren der Wissenschaft ankämpft. Er weiß, daß es einen Kampf auf Leben und Tod gilt, und daß er nur siegen kann, wenn er es nicht mehr, wie früher versucht, sich mit wissenschaftlichen, z. B. astronomischen Wahrheiten auf diese oder jene Weise abzufinden, sondern wenn er eine undurchdringliche Mauer der Unwissenheit, des Fanatismus und der Verstocktheit zwischen sich und der Wissenschaft aufrichtet. Der Unfehlbare spricht, und die stumme Heerde der ganzen katholischen Welt beugt das Haupt und gehorcht. Welche großartige, auf die grenzenlose Dummheit und Unterwürfigkeit der großen Masse gebaute Organisation und Machtfülle! Es gibt nur eine einzige Macht, welche mit ihr in die Schranken treten kann: und dieses ist, wie gesagt, die Macht der seit einem halben Jahrhundert so reißend vorangeschrittenen Wissenschaft und der auf diese Wissenschaft gebauten natürlichen oder Wirklichkeits-Philosophie, welche

das Gesetz an die Stelle der Willkür, die ewige Weltordnung an die Stelle der Anarchie gesetzt hat. Die Astronomie hat uns belehrt über die Entstehung der Welt- und Planetensysteme aus ursprünglich zerstreuten Nebelmassen, die Geologie über die allmähliche Entwickelung der Erde und ihrer Bewohner, die Physik über die Erhaltung und Umwandlung der Kraft und Bewegung, die Chemie über die Unsterblichkeit der Atome und die höchst wahrscheinlich im Hintergrund der Theorie der chemischen Elemente schlummernde Einheit des Stoffs, die Spektral-Analyse über die Verbreitung dieser Einheit von Stoff und Kraft durch das ganze uns bekannte Weltall, die Biologie über die Entstehung und Umwandlung der gesamten Lebewelt aus den niedrigsten Anfängen u. s. w. u. s. w. Geschlechter und Sterne entstehen, wachsen und vergehen, und über allem Sein und Werden, ob organisch oder unorganisch, herrscht unwandelbar die ewige, unbeugsame, jeden willkürlichen Eingriff ausschließende Gesetzmäßigkeit der Natur oder die Einheit der Substanz und des Gesetzes.

Auch das geistige Wesen des Menschen, welches nur die höchste Entwickelung der bereits in der Tierwelt vorhandenen Fähigkeiten darstellt, macht davon keine Ausnahme. Wie im Geschlecht, so entwickelt sich auch im einzelnen Menschen, von der Kindheit anfangend, der Gedanke nur nach und nach auf Grund sinnlicher Eindrücke und Erfahrungen und der von den Eltern ererbten Anlagen. Angeborene Ideen oder Ideen ohne eine vorangegangene Ideen-Verbindung gibt es nicht. Der physiologische Mechanismus, durch welchen das Bewußtsein im Gehirn von Mensch und Tier zustande kommt, ist uns allerdings zur Zeit noch unbekannt und wird es vielleicht immer bleiben; aber dieses ändert nichts an der offen vor Augen liegenden Thatsache, daß das Bewußtsein ein Ausdruck der Nervenbewegung ist. Daraus folgt auch, daß der freie Wille eingeschränkt ist, und daß die Handlungen der Menschen durch

Naturgesetze regiert werden, welche bald von außen, bald von innen wirken.

Zuletzt kommt der Verfasser, wie die meisten Schriftsteller seiner Richtung, zu dem Schluß, daß ein Ersatz für den Verlust der religiösen Dogmen oder Heilswirkungen nur auf dem Boden verbesserter gesellschaftlicher Zustände und größerer gesellschaftlicher Gleichheit oder Erleichterung des Kampfes um das Dasein gesucht und gefunden werden könne — ein Gedanke, der hier nicht näher ausgeführt zu werden braucht, da er in anderen Teilen oder Aufsätzen dieser Schrift eine eingehende Erörterung gefunden hat. Nur das erscheint dabei bemerkenswert, daß dieser, die Gegenwart bewegende Grundgedanke überall wiederkehrt, wo es sich darum handelt, eine Lösung für die geistigen oder moralischen Probleme der Gegenwart zu finden, und daß neben ihm oder seiner Verwirklichung alle sonstigen Schwierigkeiten mehr oder weniger verblassen oder in den Hintergrund treten. Würde die katholische Kirche mit ihrer bekannten Schlauheit diesen Weg benutzen oder ernstlich und mit Erfolg betreten, so könnte ihr dieses vielleicht mehr nützen, als ihr verzweifelter und auf die Dauer doch aussichtsloser, eigensinniger Kampf gegen die moderne Wissenschaft und Aufklärung.





Auch ein Wort über Telepathie.

In dem Januarhefte des Jahres 1890 der „Deutschen Revue,“*) findet sich ein Aufsatz über „Das Geheimnis der Telepathie und die moderne Naturwissenschaft“ von dem bekannten und angesehenen, aber etwas mystisch und spiritistisch angehauchten französischen Astronomen Camille Flammarion, in welchem zwei Dinge in Konnex oder Verbindung gebracht werden, welche den diametralsten Gegensatz zu einander bilden, nämlich Wunderglaube und Wissenschaft! Herr Flammarion glaubt an eine „sinnliche Wahrnehmung von Dingen und Ereignissen aus weiter Ferne,“ während die Wissenschaft es für absolut unmöglich erklären muß, daß eine sinnliche Wahrnehmung außerhalb des natür'lichen Bereichs der Sinne stattfinden könne. Niemand kann dasjenige sehen, was seinem Gesichtskreis entrückt ist, oder einen Schall hören, dessen Luftwellen nicht sein Gehörorgan erreichen oder in Schwingung versetzen, oder die Empfindung eines Eindrucks haben, der seine Gefühlsnerven nicht trifft, oder eine Blume riechen, deren Düfte nicht mit seiner Nasenschleimhaut in Berührung kommen, oder einen gut verschlossenen Brief lesen oder Personen sehen, welche nicht da sind, außer durch Erregung der Einbildungskraft, oder seine Gedanken Anderen mitteilen ohne jedwede sinnliche Vermittelung rc. rc. Dieses sind Wahrheiten oder Erfahrungs-Thatsachen so alltäglicher Natur, daß eigentlich kein

*) Verlag von Ed. Trewendt in Breslau.

Mensch im Ernste daran zweifeln kann, und daß unser ganzes gesellschaftliches Leben darauf basiert ist. Wer würde es wagen, etwas zu thun oder zu reden oder nur zu denken, was Andre nicht sehen oder hören oder wissen sollen, wenn er voraussetzen müßte, daß es Menschen gäbe, welchen eine Gabe verliehen ist, die man sonst nur Gott zuzuschreiben pflegt, nämlich in das Verborgene oder in die Tiefen des Herzens oder Geistes zu sehen? Oder warum vertrauen wir die wichtigsten Geheimnisse unsern Briefen an, wenn wir nicht sicher wüßten, daß sie niemand lesen kann, außer nach gewaltsamem Erbrechen? Oder wer würde sich in seinen Entschließungen noch sicher glauben, wenn er befürchten müßte, daß er durch psychische Einwirkung eines Dritten aus der Ferne und ohne eignes Zuthun nach Belieben in seinen Gedanken, Empfindungen oder Handlungen bestimmt werden könnte? Oder wer würde es wagen, ein wichtiges Geheimnis zu bewahren, wenn er Gefahr laufen müßte, daß ihn eines schönen Tages ein sog. Gedankenleser überraschen und seine geheimsten Gedanken von seiner Stirn ablesen würde? Wie, sagt schon Braid, der berühmte Entdecker des Hypnotismus, wie kann man glauben, daß ein Sehen in die Ferne stattfinden könne, wenn schon ein einfacher Bogen Papier, den man zwischen das Auge der Hellseherin und die zu lesenden Schriftzeichen bringt, hinreicht, um ihr das Lesen unmöglich zu machen? Es ist, so fährt er weiter fort, eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes, so etwas für möglich zu halten. Unsere ganze gesellschaftliche Ordnung müßte auf das Tiefste erschüttert werden, wenn es dennoch möglich wäre, und wenn die bekannten Kunststücke der gewerbsmäßigen Magnetiseure, Spiritisten und Gedankenleser auf etwas anderem, als auf Geschicklichkeit oder auf natürlichen Vorgängen und Zusammenhängen beruhen würden. In der That haben denn auch alle ernsthaften Prüfungen angeblicher Hellseherei ohne Ausnahme jedesmal zu negativen Resultaten geführt; und es konnte auch

nicht ein einziger Fall einer übernatürlichen Fähigkeit oder eines Wahrnehmens außerhalb des natürlichen Bereichs der Sinne mit Einfluß der durch Hypnose künstlich erzeugten Hyperästhesie oder übergroßen Empfindlichkeit einzelner Sinnesorgane konstatiert werden — obgleich zahllose Versuche dieser Art gemacht und hohe Preise auf das Gelingen derselben gesetzt worden sind.

Die Erzählungen, welche Herr Flammarion in seinem in Rede stehenden Aufsatz mitteilt, unterscheiden sich in nichts von hunderten oder tausenden ähnlicher Erzählungen, wie man sie in Wort und Schrift so häufig zu hören oder zu lesen bekommt. Sie sind nicht einmal alle authentisch, sondern rühren zum Teil aus dritter Hand her; auch befindet sich nicht eine einzige eigne Beobachtung darunter. Ueberdem sind es keine „Thatsachen", wie sie der Herr Verfasser in sonderbarer Verkennung des Sachverhaltes nennt, sondern sie gehören samt und sonders in jenes reiche Gebiet von Ahnungen, Träumen, Gesichten, Geister- und Gespenster-Erscheinungen, welche sich alle auf subjektivem Boden oder auf dem Boden einer überreizten oder krankhaft erregten Phantasie einzelner Personen bewegen. Anfangs oder im Grunde sehr unbestimmt oder formlos, pflegen sie erst in der Erinnerung und bei öfter wiederholter Erzählung eine solche feste Gestalt anzunehmen, welche dem Erzählten den Anschein der Wirklichkeit verleiht und welche den Erzähler selbst daran glauben läßt. Endlich passen sie im Grunde gar nicht recht unter die Rubrik oder Aufschrift, welche ihnen Herr Flammarion als Beweise sog. „Telepathie" gegeben hat. Unter Telepathie (wenigstens im engeren Sinne) versteht man unsers Wissens nicht das Hellsehen oder die Clairvoyance, auch nicht Gesichte und Geister-Erscheinungen, sondern eine „Fernwirkung des Denkens" oder dasjenige, was die gewerbsmäßigen Magnetiseure als sog. „Magnetisieren aus der Ferne" bezeichnen und was die französischen Gelehrten neuerdings als Suggestion mentale (geistige Suggestion oder Einflüsterung)

unter eine mehr wissenschaftliche Rubrik gebracht haben. Das Magnetisieren aus der Ferne ist eine geistige Einwirkung eines angeblich mit einer besonderen magnetischen Kraft ausgestatteten Experimentators auf das Vorstellungs- und Empfindungs-Leben entfernter, aber mit dem letzteren in sog. „magnetischem Rapport“ stehender Personen — so daß diese Personen z. B. einschlafen oder eine bestimmte Empfindung haben oder eine gewisse Bewegung oder Handlung ausführen müssen, wenn es der Magnetiseur wünscht oder will, ohne daß irgendwie eine weitere Berührung oder Verständigung zwischen beiden stattgefunden hätte. Dieses ist also eine Telepathie oder (wörtlich übersetzt) eine Fern-Empfindung oder ein aus der Ferne veranlaßter leidender Zustand im eigentlichen Sinn des erst neuerdings in Mode gekommenen Wortes. Da nun der „magnetische Rapport“ physiologischerseits längst in das Gebiet der Märchen verwiesen ist, so müssen wir uns nach einer anderen Erklärung für derartige Erscheinungen umsehen — vorausgesetzt, daß sie als solche wirklich als vorhanden angenommen werden müssen. Diese Erklärung liefert uns der hypnotische Zustand und die soeben erwähnte geistige Suggestion oder Gedanken-Uebertragung aus der Ferne, welche gewissermaßen als die höchste Stufe der Suggestion überhaupt angesehen werden kann. Die gewerbsmäßigen Magnetiseure halten diese Art der Suggestion für sehr gewöhnlich und erklären sie, wie gesagt, durch den magnetischen Rapport, in welchem sie angeblich zu den von ihnen dressierten oder trainierten Subjekten stehen, während ernste Forscher behaupten, daß dieselbe sehr selten und nur bei sehr disponierten Subjekten, auch nur nach langer hypnotischer Vorbereitung, welche dem Subjekt den festen Glauben an das Bestehen eines geheimnisvollen geistigen Rapports mit dem Experimentator beibringe, zu beobachten sei. Auch geben sie zu, daß selbst unter solchen Umständen das Mißlingen derartiger Experimente die Regel, und daß nur in einer kleinen Anzahl von Fällen auf einen mehr oder weniger deutlichen Erfolg zu rechnen sei.

Selbstverständlich streitet die Annahme einer Gedanken-Uebertragung ohne weitere Vermittlung, als durch den Gedanken selbst — einerlei ob im hypnotischen oder nicht-hypnotischen Zustand —, so sehr gegen alle Wissenschaft und Erfahrung, daß man dieselbe ohne die Möglichkeit einer natürlichen Erklärung wissenschaftlicherseits gar nicht in Betracht zu ziehen nötig haben würde und alle derartigen Beobachtungen ohne weiteres in das Gebiet absichtlicher oder unabsichtlicher Täuschungen oder Zufälligkeiten verweisen könnte. Denn die von mancher Seite versuchte Zuhilfenahme der Elektrizität erklärt in dieser Sache gar nichts und kann nur von Leuten versucht werden, welche weder hinreichende physikalische noch hinreichende physiologische Kenntnisse besitzen. Die wirkliche Erklärung ist viel einfacher und weniger weit herzuholen.

Vor allem muß hierbei die bereits erwähnte Hyperästhesie oder gesteigerte Empfindlichkeit einzelner Sinnesorgane bei den somnambulen oder hypnotisierten Personen in Rechnung gezogen werden. Dieser Umstand macht es den genannten Personen möglich, Dinge, Geräusche oder äußere Zeichen wahrzunehmen, die zwar den Umstehenden oder der Umgebung verborgen bleiben, aber für den gesteigerten Empfindungszustand des Subjekts bemerkbar sind. Das Subjekt selbst hat davon keine klare Erkenntnis, kein wachendes Bewußtsein und daher auch keine Absicht zu simulieren; es fühlt oder empfindet, ohne zu wissen wie? Uebrigens ist eine solche Gefühlssteigerung durchaus nichts Abnormes oder Unnatürliches und lehnt sich an längst bekannte Erscheinungen an. Man denke nur an die bekannte Steigerung der Perceptionsfähigkeit des Tastgefühls bei Blinden, welche so weit geht, daß sich selbst blinde Taubstumme mittels derselben genügend über ihre Umgebung zu orientieren imstande sind, oder an die Geschicklichkeit, mit welcher Taubstumme die gesprochenen Worte von den Lippen der Sprecher, selbst unter den schwierigsten Umständen, ablesen oder auch ohne dieses die Gedanken ihres Gegenüber an den äußerlichen Zeichen der

inneren Sprache erraten. Damit verbindet sich die wunderbare Steigerung des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit in hypnotischen Zuständen höheren Grades.

Das Subjekt ist also fähig, Zeichen oder Bewegungen des Magnetiseurs wahrzunehmen, welche so gering sind, daß sie andern Personen entgehen. An solchen Zeichen fehlt es aber niemals, auch ohne daß die Absicht dazu bestände. Man braucht sich nur an das Gedankenlesen zu erinnern, um zu erkennen, daß es keinen auf bestimmte Gegenstände gerichteten Gedanken gibt, der sich nicht durch gewisse Muskelbewegungen des Denkenden verraten würde, wenn diese Bewegungen auch noch so leise sind. Auch ist es physiologisch längst erwiesen, daß jedem psychischen Vorgang gewisse Veränderungen im Gefäßsystem entsprechen, welche von Aenderungen der Gesichtsfarbe, der Temperatur, der Ausscheidung u. s. w. begleitet sind. Mit andern Worten, es geht nichts in unserm Geiste vor sich, das nicht eine Aenderung oder Mitleidenschaft der Substanz im Gefolge hätte; und niemand kann sagen, bis zu welchem Grade solche Aenderungen für ein gesteigertes Empfindungsvermögen bemerkbar sind. Sind es nicht Bewegungen der Lippen, des Gesichtes, der Zunge, der Augen, der Glieder, welche zu Verrätern werden, so können die nur für das Ohr des Subjekts hörbaren Muskel- oder Bewegungsgeräusche die Verräter-Rolle übernehmen, wobei nicht zu vergessen ist, daß der Suggerant sich alle denkbare Mühe gibt, um den einwirkenden Gedanken in sich recht lebhaft werden zu lassen, und daß solches nicht ohne unwillkürliche oder wenigstens unabsichtliche Muskelanstrengungen und sogar nicht, wie man an sich selbst beobachten kann, ohne Vermehrung der Pulsschläge vor sich gehen kann. Es findet also ein unbewußter oder ungewollter Selbstverrat des Hypnotiseurs statt, und die auf solche Weise veranlaßten Geräusche können selbst dann zu Verrätern werden, wenn das Subjekt verbundene Augen hat oder dem Hypnotiseur den Rücken zukehrt.

Dazu kommt, daß bei derartigen Versuchen in der Regel nicht die unumgänglich nötige Vorsicht beobachtet, und daß eine der häufigsten Ursachen des Irrtums durch die mündliche, indirekte und unbeabsichtigte Suggestion gebildet wird. „Man muß wissen,“ sagen Binet und Fère in ihrem ausgezeichneten, die reichen Erfahrungen auf der Charcotschen Klinik in Paris verwertenden Schrift über tierischen Magnetismus, „daß gewisse Hysterische, wenn sie einmal eingeschläfert sind, so sensible Subjekte werden und so fein reagieren, daß kein gesprochenes Wort oder keine noch so flüchtige Gebärde ihnen entgeht. Sie sehen und hören alles und behalten es im Gedächtnis, wie vervollkommnete Registrierungs-Apparate. Es kann daher sehr leicht vorkommen, und es kommt in der That vor, daß der Operateur, welcher ein Resultat zu erhalten wünscht, das Subjekt durch einen Blick, ein Wort oder eine unvorsichtige Gebärde auf den rechten Weg bringt,“ u. s. w.

Alles dieses ist um so leichter möglich, als, wie bereits bemerkt, die Versuche nur ausnahmsweise und nur bei solchen Personen gelingen, welche bereits hypnotisch erzogen oder öfter suggeriert worden sind und welche die dunkle Empfindung dessen haben, was mit ihnen geschehen soll und was wohl schon öfter mit ihnen geschehen ist. Gewohnheit und Erziehung wirken hier zusammen, um eine Art unbewußter geistiger Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Operateur hervorzubringen, welche übrigens nicht dem letzteren spezifisch anhaftet, sondern sich auch bei jedem andern Operateur, welcher in gleicher Weise verfährt, geltend machen kann.

Ganz besondere Vorsicht gebietet sich selbstverständlich bei den gewerbsmäßigen Magnetiseuren, welche die ihnen dienenden Subjekte in der Regel jahrelang dressieren oder trainieren und auf diese Weise in der That einen geistigen Rapport mit ihnen herstellen, der aber nicht magnetischer, sondern sehr natürlicher Art ist. Bis zu welchen geradezu wunderbaren und fast unbegreiflichen Leistungen ein solcher jahrelang geübter Rapport

oder Verständigungs-Mechanismus mit Hilfe von Verständigungsmitteln, welche für die Umgebung vollständig unbemerkbar sind, getrieben werden kann, haben die in einer Reihe von Städten produzierten öffentlichen Vorstellungen eines Herrn Homes und seiner Frau, welche aus ihrer Kunst gar kein Geheimnis machten, zum höchsten Erstaunen aller Anwesenden gezeigt. Auch verstehen es jene Künstler, auf allerlei Weise ihren Subjekten den festen Glauben beizubringen, daß sie ganz in ihrer magnetischen Gewalt seien und unbedingt alles thun müßten, was man von ihnen verlangt, oder eine Art unbedingter und instinktiver geistiger Unterwerfung zu erzielen. Ja, sie kommen schließlich, wenn sie sehen, welche Gewalt sie über ihre Subjekte ausüben, unwillkürlich selbst zu dem Glauben oder zu der Ueberzeugung, daß ihnen eine wirkliche magnetische Kraft innewohne, und daß sie von derselben auch andern Personen gegenüber Gebrauch machen könnten. Daher kann man, ohne falsch zu gehen, sagen, daß eine große Anzahl der von den Verteidigern des ehemaligen tierischen Magnetismus angeführten Thatsachen richtig, und daß nur ihre Interpretation im Sinne eines tierisch-magnetischen Rapports oder Fluidums unrichtig ist.

Wenn nun diese Gesichtspunkte richtig oder stichhaltig sind, so fällt der Unterschied zwischen mündlicher und geistiger Suggestion zugleich mit dem anscheinend Wunderbaren der letzteren ganz hinweg, und beide Arten von Suggestion gehen ineinander über. In der That haben die wissenschaftlichen Verteidiger der geistigen Suggestion im Angesicht solcher und ähnlicher Erwägungen die Annahme der letzteren für alle solche Fälle, wo der Hypnotiseur in Gegenwart des Subjekts operiert, bereits aufgegeben und sich auf das Feld derjenigen Suggestionen zurückgezogen, welche aus weiter oder wenigstens räumlich vollständig getrennter Entfernung und ohne jeden Kontakt zwischen Operateur und Subjekt geschehen sollen. Eine solche Suggestion würde nun allerdings eine Telepathie

im wahrsten und eigentlichsten Sinne des Wortes oder einen leidenden, durch rein geistige Einwirkung einer entfernten Person verursachten Zustand des Subjekts darstellen; und sie würde, wenn keine andere Erklärung möglich wäre, die Möglichkeit einer Gedankenübertragung von einer Person auf die andere ohne jede weitere Vermittlung, als durch den Gedanken selbst, außer Zweifel stellen. Die philosophischen Konsequenzen einer solchen Möglichkeit würden von ganz enormer Tragweite sein und einen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit der spiritualistischen Anschauung über das Verhältnis von Geist und Stoff liefern. Ich wage nicht zu sagen „von Kraft und Stoff", da in der physikalischen Wissenschaft die Möglichkeit einer Kraftübertragung ohne Stoff oder ohne materielle Basis schon seit den Zeiten Newtons vollständig ausgeschlossen ist. Dem gegenüber würde die Gedanken-Uebertragung durch den bloßen Gedanken beweisen, daß das Verhältnis von Geist und Stoff ein ganz anderes und demjenigen von Kraft und Stoff in keiner Weise vergleichbares oder ganz andern Gesetzen unterworfen ist. Der Geist würde als etwas von der Natur und ihren Gesetzen Abgetrenntes und Unabhängiges erscheinen, und die letzte Konsequenz würde ein gänzlich unvereinbarer und verwirrender Gegensatz zwischen dieser Erfahrung und tausend anderen Erfahrungen über die naturnotwendige Verbindung von Geist und Stoff sein.

Glücklicherweise ist die ganze Sache nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Anblick aussieht; und wenn auch die Erscheinung selbst nicht ganz abzuleugnen ist, so ist sie doch überaus selten und kommt nur unter ganz besonderen Umständen vor, welche sich der wissenschaftlichen Bestimmtheit noch mehr oder weniger entziehen.

Doch wird man nicht fehlgehen, wenn man die bis jetzt beobachteten (überdem in der Regel mehr oder weniger zweifelhaften) Vorkommnisse aus sogen. Autosuggestion oder Selbsthypnotisierung, Selbst-Einflüsterung erklärt. Man kann z. B. ein eingeübtes oder hypnotisch erzogenes Subjekt sehr leicht

aus der Ferne einschläfern, wenn dieses Subjekt weiß, daß in dem anstoßenden Zimmer ein Magnetiseur sich aufhält, mit dem dasselbe in magnetischem Rapport zu stehen glaubt, oder von dem es mit Recht voraussetzt, daß er auf dasselbe einzuwirken sucht. Der bloße Gedanke daran genügt, um die Wirkung eintreten zu lassen, und genügt um so mehr, je öfter solche Vorgänge sich bei einer und derselben Person wiederholen. Dasselbe ist auch möglich bei noch viel weiteren Entfernungen, wie z. B. von einer Stadt zur anderen, wenn das Subjekt den Tag und die Stunde kennt, in welcher die Operation vor sich gehen soll, oder wenn man die Subjekte durch Berührung von Gegenständen einschläfert, von welchen sie glauben, daß dieselben tierisch-magnetische Kraft besäßen oder mit dem magnetischen Fluidum geladen seien. Die ganze Erscheinung der Autosuggestion ist, wie es ja auch der Name besagt, eine rein subjektive und erklärt alle die vielen wahren oder halbwahren Erzählungen der gewerbsmäßigen Magnetiseure über das „Magnetisieren aus der Ferne“, welches bei ihren Produktionen eine so bedeutende und mit dem wahren Zusammenhang unbekannte Personen so verblüffende Rolle spielt. Ein eifriger Anhänger des Mesmerismus, Herr Morin, hat selbst in vielen Fällen konstatiert, daß es genügt, eine Somnambule glauben zu machen, sie würde aus der Ferne magnetisiert, um sie sofort in Schlaf verfallen zu lassen, während umgekehrt, wenn das Subjekt nichts davon wußte, daß sich der Magnetiseur in Gedanken mit ihm beschäftigte, alle noch so heftigen Anstrengungen des letzteren erfolglos blieben. „Man sieht,“ sagt Herr Morin, „daß ohne die Einbildungskraft die magnetische Kraft im Stiche läßt; die Wirkung ist daher eine imaginäre.“ (A. S. Morin: Du Magnetisme et des sciences occultes, Paris 1860.)

Dieses zeigt sich auch darin, daß nach der Angabe zuverlässiger Beobachter die Versuche geistiger Suggestion oder der Fernwirkung durch den Gedanken im Zustand des Wachens

oft noch besser gelingen, als während des hypnotischen Schlafs. Wenn es z. B. einem Operateur gelingt, in Gesellschaft oder von einem anderen Zimmer oder selbst von der Straße aus wachende Personen, mit denen er in hypnotischen Beziehungen steht, geistig zu beeinflussen oder einzuschläfern, oder dahin zu bringen, daß sie den Operateur bitten, er möge sie in Ruhe lassen, so kann dieses nur durch Autosuggestion oder Selbsthypnotisierung geschehen sein, d. h. durch die Einbildungskraft des Subjekts, welches entweder das Auge des Hypnotiseurs auf sich gerichtet sah oder aber seinen Tritt hörte, oder aus irgend einem noch so unbedeutenden Anzeichen auf seine Nähe schloß. Trotzdem sind die gelungenen und unzweifelhaften Versuche oder Vorkommnisse dieser Art, wie bereits bemerkt, so selten, daß man auch den Zufall zur Erklärung zu Hilfe nehmen kann, während, wenn eine wirkliche Telepathie möglich wäre, dieses jederzeit in unzweifelhafter Weise müßte demonstriert oder experimentiert werden können. Was und wie Bedeutendes übrigens auf diesem Gebiet die Einbildungskraft zu leisten vermag, könnte an zahllosen, noch weit schlagenderen Beispielen aus Leben und Geschichte nachgewiesen werden. Wenn Luther auf der Wartburg in mitternächtiger Stunde den Teufel in leibhaftiger Gestalt vor sich sah und das Tintenfaß nach ihm warf, oder wenn in den abergläubischen Zeiten des Mittelalters dieser selbe Teufel von Tausenden gesehen und nach seinem Aussehen genau beschrieben wurde, oder wenn in einer von Hexen-Glauben ganz durchseuchten Zeit sonst ganz verständige Männer oder Frauen einen Eid darauf ablegten, daß sie diese oder jene Hexe auf einem Besenstiel durch die Luft hätten reiten oder mit dem Teufel Unzucht treiben sehen, oder wenn sich selbst noch in heutiger Zeit jeden Augenblick Leute finden lassen, welche bereit sind zu beschwören, daß sie die Mutter Gottes oder andre Heilige, wie z. B. die berühmte Heilige von Lourdes, in dieser oder jener Gewandung an diesem oder jenem Orte mit eignen Augen gesehen hätten —

so sind dieses Wirkungen der Einbildungskraft, im Vergleich mit denen die Einbildungen der angeblich telepathisch beeinflußten Personen oder die Geister-Erscheinungen, von denen Herr Flammarion erzählt, reine Kinderspiele der Phantasie sind. Die Geschichte des Teufels, der Hexerei, der Besessenheit, der dämonikalischen Epidemieen oder der suggerierten Gesamt-Hallucinationen, welche, wie Professor Bernheim treffend sagt, wie ein abscheulicher Alp auf den vergangenen Jahrhunderten lasten, zeigt deutlich, bis zu welchen haarsträubenden Verirrungen der menschliche Geist durch irregeleitete Phantasie gebracht werden kann. Rechnet man dazu das Heer der eingebildeten Krankheiten, die Wunderkuren, die religiösen Selbstpeinigungen, die durch Askese herbeigeführte Schmerzlosigkeit und so vieles dem Aehnliche, so darf uns auf diesem weiten Gebiete nichts anscheinend noch so Wunderbares in Erstaunen setzen. Wie weit in diesen Dingen die Macht des Geistes über den Körper zu gehen imstande ist, hat bereits Braid in seiner 1846 erschienenen ausgezeichneten Schrift über den Gegenstand an zahlreichen, von ihm selbst beobachteten Beispielen erläutert unter Beifügung der vortrefflichen, aus eigner Erfahrung geschöpften Bemerkung: „Das Vergnügen, angeführt zu werden, ist ebenso groß, wie das, anzuführen.“

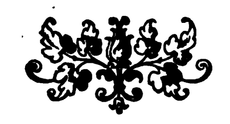
Freilich hat Herr Flammarion recht, wenn er sich darauf beruft, daß die menschliche Wissenschaft unvollkommen sei, und daß es „mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt“. Nur dürfen diese Dinge nicht solche sein, welche mit allem, was uns Vernunft und Wissenschaft kennen gelehrt haben, mit anerkannten Naturgesetzen, mit unumstößlichen Wahrheiten in grellem Widerspruch stehen. Als der Tischrückungs-Wahnsinn die meisten Menschen ergriffen hatte, dachte kein ernsthafter Gelehrter daran, seine Kräfte an eine wissenschaftliche Widerlegung dieses Unsinns zu verschwenden; er wartete es einfach ab, bis die Zeit die Narren kuriert haben würde, weil er wußte, daß die

ganze Sache eine naturgesetzliche Unmöglichkeit sei. Ebenso wenig dürfen Erzähler von Geister-Erscheinungen oder Gespenster-Geschichten oder von zu einer bestimmten Stunde eintreffenden Todes-Ahnungen u. s. w. erwarten, daß man ihren Erzählungen Glauben schenken oder dieselben einer wissenschaftlichen Prüfung unterwerfen werde. Herr Flammarion beruft sich auf jene Erzählungen als auf „Thatsachen"; aber als Naturforscher wird und muß er ja sehr gut wissen, wie vieles fortwährend als Thatsache ausgegeben wird, was es nicht ist, und welche genaue und gewissenhafte Beobachtung und Prüfung durch vorurteilslose und der wissenschaftlichen Beobachtung fähige Personen dazu gehört, um eine wirkliche Thatsache als solche festzustellen. Wie sehr in dem blinden Glauben an angebliche Thatsachen nicht bloß von der großen Menge, sondern mitunter selbst von gebildeten oder gelehrten Leuten gesündigt wird, mag eine Erinnerung an die bekannte Anekdote des witzigen oder schalkhaften Lichtenberg lehren, welcher die Beantwortung der Frage, warum ein toter Fisch mehr wiege, als ein lebendiger, öffentlich ausgeschrieben hatte. Es lief eine nicht geringe Menge von Antworten, worunter recht gelehrte Abhandlungen, ein, welche alle denkbaren Erklärungen versuchten, bis es einem weniger glaubensstarken Herrn einfiel, zu untersuchen, ob denn die Thatsache als solche richtig stehe, und bis bei dieser Prüfung konstatiert wurde, daß ein toter Fisch gerade soviel wiegt, wie ein lebendiger! In nicht unähnlicher Weise fordert oder verlangt Herr Flammarion wissenschaftliche Erklärungen für die angeblichen Thatsachen der Telepathie oder erwartet sie von der Zukunft, ehe bewiesen ist, daß solche Thatsachen wirklich existieren. Eine wirkliche wissenschaftliche Prüfung aber wird und muß die große Mehrzahl dieser angeblichen Thatsachen als nicht existierend herausstellen; und was den kleinen Rest betrifft, der alsdann noch übrig bleiben könnte, so erklärt er sich, wie bereits ausgeführt, auf eine sehr ungezwungene Weise aus einer Selbstthätigkeit des Geistes oder der Einbil-

dungskraft der beeinflußten oder sonstwie geistig oder gemütlich erregten Personen. Gewiß ist Herr Flammarion ganz in seinem Rechte, wenn er es eine Thorheit nennt, das zu leugnen, was man nicht erklären könne. Wollten wir eine solche Thorheit begehen, so müßten wir unsere eigne Existenz leugnen, da wir dieselbe auch nicht erklären können. Noch niemand ist imstande gewesen, das Verhältnis von Gehirn und Seele oder Körper und Geist zu erklären, obgleich dieses Verhältnis unzweifelhaft besteht. Ebenso wenig können wir das Wesen der Anziehungskraft und deren Fernwirkung oder des Magnetismus, oder aller übrigen Naturkräfte, und noch weniger das rätselhafte Wesen der Materie erklären — und Tausende von ähnlichen Beispielen. Aber wir versuchen hier deshalb keine Erklärung, weil eine solche über unser wissenschaftliches Begriffs-Vermögen hinausgeht, während der Glaube an Ahnungen und Träume oder an Geister- und Gespenster-Erscheinungen gänzlich aus dem Rahmen wissenschaftlicher Beobachtung und Beurteilung heraustritt und daher auch keinen Anspruch auf jenes Benefizium wissenschaftlicher Unerklärbarkeit machen kann. Die Wirkungen gewisser Naturkräfte können jedem mit fünf Sinnen begabten Menschen jeden Augenblick ad oculos demonstriert werden; auch treten jene Wirkungen unter bestimmten Umständen jedesmal mit absoluter Sicherheit oder Unfehlbarkeit ein, während auf dem hier in Rede stehenden Gebiet von dem allen das Gegenteil der Fall ist, und während wir mit voller wissenschaftlicher Bestimmtheit die absolute Unmöglichkeit alles dessen behaupten dürfen, was gegen anerkannte Naturgesetze oder gegen die allgemeine Erfahrung streitet. Würde es jemals möglich sein, daß ein Gedankenleser einen abstrakten Gedanken, z. B. „Wissen ist Macht“ oder „Alle Menschen sind sterblich“ oder nur einen beliebig gedachten Satz ohne Zuhilfenahme äußerer Zeichen von der Stirn eines Menschen ablesen würde; oder daß ein noch so kleines Stückchen Metall durch die bloße vereinte Gedankenwirkung oder

Willenskraft noch so vieler versammelter Mesmeristen auch nur um eines Haares Breite, entgegen dem Gesetz der Schwere, von seiner Unterlage entfernt werden könnte, ohne daß eine mechanische Berührung stattgefunden hätte; oder daß eine hypnotisierte oder somnambule Person in Sprachen reden würde, welche sie nicht versteht oder niemals gehört hat, oder daß sie in die Ferne oder in die Zukunft sehen oder überhaupt Fähigkeiten entwickeln würde, welche ihr nicht natürlich sind (abgesehen von einer vorübergehenden Steigerung solcher Fähigkeiten), oder daß ein toter Mensch wiederkommen und in die von den Spiritisten behauptete Beziehung zu den Lebenden treten würde — und Hunderte von ähnlichen Dingen —, so würde Verfasser dieses bereit sein, sofort alle seine philosophischen Ueberzeugungen abzuschwören und in das Lager der extremsten Spiritualisten überzugehen. Aber solches oder ähnliches kann und wird niemals geschehen, weil dadurch die ganze uns umgebende Weltordnung zerrissen oder zu nichte gemacht werden würde! Daß es im Weltenraum (oder auf anderen Weltkörpern), wie Herr Flammarion meint, noch andere Wesen gibt oder geben kann, welche mit mehr Sinnen und mehr Fähigkeiten begabt sind, als wir, soll nicht geleugnet werden. Solches ist nicht bloß möglich, sondern sogar recht wahrscheinlich. Immerhin aber werden diese Wesen, gerade so wie wir, an jene allgemeinen Naturgesetze gebunden sein, welche uns hier beherrschen und welche durch den ganzen Weltraum, soweit er unserer Erkenntnis zugänglich ist, verbreitet und wirksam sind. Ob es aber in Regionen, welche dieser Erkenntnis nicht zugänglich sind, andre Weltordnungen geben kann, wie die unsrige, ist — obgleich eine solche Annahme der Einheit der Natur widerspricht — eine Frage, welche von uns nicht beantwortet werden kann; und es ist daher ganz unzulässig, aus einer solchen Möglichkeit Analogieen bezüglich unserer eignen Existenz ziehen zu wollen. Im Gegenteil dürfte die Vermutung gerechtfertigt sein, daß es dort Wunder, d. h.

Verstöße gegen die allgemeine Naturgesetzlichkeit und Naturordnung, ebensowenig geben wird, wie bei uns, und daß ein Durchbrechen jener unbesiegbaren Schranke, welche das Gesetz der Kausalität dem gesamten Dasein auferlegt, nirgendwo möglich ist. Herr Flammarion dürfte daher wohl vergeblich warten, wenn er auf eine andere wissenschaftliche Erklärung der von ihm berichteten Erscheinungen wartet, als diejenige ist, welche die Wissenschaft der Psychiatrie unter dem längst bekannten Kapitel der „Visionen" und „Hallucinationen" oder Sinnestäuschungen zu geben imstande ist.



Religiöses.

Christus und Buddha.

Das vortreffliche Buch von R. Seydel über das Verhältnis des christlichen Evangeliums zur Buddhasage und Buddhalehre (Leipzig, 1882), über welches Referent in seinen gesammelten Aufsätzen: „Aus Natur und Wissenschaft", II. Band, S. 409 (Leipzig, 1884) ausführlich berichtet hat, hat, wie nicht anders zu erwarten war, den lebhaftesten Widerspruch von seiten der christlichen Theologen hervorgerufen, welche nicht zugestehen wollen, daß, was schon Schopenhauer behauptet hat, das Christentum indisches Blut im Leibe habe, und zwar unter ägyptischer Vermittlung; es soll autochthon sein. Zwar sind dieselben außer stande, die vielen auffallenden, von Seidel nachgewiesenen Aehnlichkeiten zwischen der Buddha- und Christusmythe abzuleugnen; aber sie wollen darin keinen inneren Zusammenhang beider Legenden, sondern nur zufällige Parallelen, oder aber in einzelnen Fällen umgekehrt Entlehnungen des Buddhismus aus dem Christentum erblicken. Dieser Widerspruch hat den Verfasser veranlaßt,

seinem größeren Werke eine kleinere Schrift folgen zu lassen*), in welcher in eingehendster Weise und mit Hilfe zahlreicher Belegstellen die ursprüngliche Position aufrechterhalten und nochmals begründet wird. In der That, wenn man bedenkt, daß aus den Säulen- und Felseninschriften des Königs Asoka (des Konstantins des Buddhismus), der sich darin selbst in die Zeit des Antiochus II. von Syrien, des Ptolemäus Philadelphus von Egypten, des Antigonus Gonnatas von Macedonien und des Magas von Kyrene datirt, vollkommen feststeht, daß Buddha im dritten Jahrhundert vor Chr. bereits als historischer Stifter der Religion galt, deren weiteste Verbreitung jener Fürst sich angelegen sein ließ, und daß es zu derselben Zeit bereits eine buddhistische Litteratur gab, aus welcher jene Inschriften sogar Büchertitel anführen, wenn man weiter den Missionseifer der Buddhisten und den von Lassen nachgewiesenen lebhaften Schiffs- und Völkerverkehr zwischen Indien und dem Westen zu jener Zeit ins Auge faßt, so wird man wohl kaum anderer Meinung sein können. Alle buddhistischen Lehren, Geheimlehren und Legenden entstanden fünf- bis sechshundert Jahre vor den christlichen Evangelien; und zur Zeit, als die letzteren abgefaßt wurden (ein bis zwei Jahrhunderte n. Chr.), bestanden bereits zwei vollständige buddhistische Canone, ein nördlicher neuerer und ein südlicher älterer (auf Ceylon), und war die Buddha-Legende in den Sanskritwerken, in welchen sie schon zwei Jahrhunderte nach Asoka ihre vollständige Ausbildung erfahren hatte, ausführlich niedergelegt. 65 n. Chr. kam der Buddhismus nach China mit Hilfe einer eigens dazu beauftragten chinesischen Gesandtschaft, und wurden die buddhistischen Schriften auf kaiserliche Anordnung in das Chinesische übersetzt.

---

*) Rudolf Seydel: Die Buddha-Legende und das Leben Jesu nach den Evangelien. Erneute Prüfung ihres gegenseitigen Verhältnisses (Leipzig, O. Schulze, 1884).

Wenn nun unter solchen Umständen und Verhältnissen das Wesentliche der Buddha-Legende (lehrendes Wanderleben in Begleitung der meist in der Zwölferzahl wiederkehrenden Jünger, unterbrochen durch zeitweises Zurückziehen in die Wüsteneinsamkeit, Bergpredigten, bisweilen auch erfolgreicher Einzug in das Gewühl der Residenz, viele Wunder, Frühreife, Versuchung, himmlische Erleuchtung, Erlösung der Armen und Gedrückten, göttliche Empfängnis, Missionswesen, Reden und Gleichnisse ꝛc.) in der Christus-Mythe wiederkehrt, und wenn dieselbe und noch größere Aehnlichkeit in der Lehre und im Dogma (mit alleiniger Ausnahme der Gottesidee) nachgewiesen werden kann; wenn man endlich jenes allgemeine Gesetz der Geschichte nicht vergißt, nach welchem Nationen und Vorstellungen sich immer nur an der Stütze ihnen vorangegangener Vorbilder in die Höhe ranken, was kann alsdann eine unbefangene, vorurteilslose Betrachtung anders, als daraus schließen, daß die christlichen Evangelisten mit jener, einen großen Teil der damaligen Welt erfüllenden Sage direkt oder indirekt bekannt waren und ihre Erzählung — wenigstens teilweise — darnach modellierten? Jede andere Erklärung muß als eine mehr oder weniger gezwungene angesehen und aus dem bei christlichen Theologen sehr begreiflichen Streben, dem Christentum seine Ursprünglichkeit und den Charakter einer Offenbarungsreligion zu wahren, erklärt werden. Uebrigens versäumt der sonst sehr christlich gesinnte Herr Verfasser am Schlusse seines Schriftchens nicht, zu versichern, daß das „wahre Bild des Meisters“ nur dabei gewinnen könne, wenn uns der „fremde Ursprung seiner Entstellungen“ deutlich werde, und wenn dasselbe aus diesen Umhüllungen bald „für alle Welt neu, kraftvoll, die Nebel zerstreuend“ hervortreten werde. Auf welche Weise dieses geschehen solle, da wir ja unseres Wissens andere Quellen, als die durch fremde Einwirkung getrübten Evangelien, nicht besitzen, unterläßt allerdings der Herr Verfasser anzugeben. Auch wird er als ge-

nauer Kenner der Buddha-Sage und Buddha-Lehre wohl kaum behaupten wollen, daß dieselbe als solche der christlichen Sage und Lehre an Gehalt oder Bedeutung nachstehe. Ist doch selbst heute noch die Zahl der Buddha-Bekenner eine weit größere als diejenige der Christusverehrer!





Anfänge und Fortgänge der Religion.

Je schärfer und drohender der Zwiespalt zwischen Religion und Wissenschaft oder zwischen Glauben und Wissen emporwächst, um so dringender wird das Bedürfnis empfunden, sich klar zu werden über die Ursprünge und die Begriffsbestimmung dessen, was man mit dem Wort „Religion“ bezeichnet, und zwar nicht von den befangenen Standpunkten des Theologen oder Metaphysikers, sondern von demjenigen objektiver Wissenschaftlichkeit aus. Einen solchen Standpunkt nimmt der Verfasser der soeben erschienenen vortrefflichen „Natürlichen Geschichte der Religionen,“ Herr E. Véron, ein.*) Er definiert Religion als den „Glauben an das Uebernatürliche“, was ja auch mit der etymologischen Bedeutung des Wortes zusammenstimmt (das lateinische Wort religio bedeutet die Ehrfurcht oder Scheu vor den Göttern). Auch mit der Definition Max Müller's, welcher Religion als die Erfassung des Unendlichen bezeichnet, ist jene Erklärung zum mindesten sehr nahe verwandt. Aber freilich, so setzt Herr Véron weiter auseinander, erfordert die Unterscheidung zwischen „Natürlich“ und „Uebernatürlich“ bereits eine gewisse Stufe der Bildung oder des Nachdenkens, welche den frühesten Stadien der Menschheit abgeht. Für den rohesten Wilden ist die erste oder Anfangsstufe der Religion der sog. „Animismus,“ welcher zugleich als die erste Form des Spiritualismus angesehen werden kann,

*) Eugène Véron: „Histoire naturelle des religions,“ Paris 1885.

und welcher die ganze Natur und alle Dinge um ihn her als in gleicher Weise belebt oder beseelt ansieht, wie er es selbst ist. Rohe Wilde, welche nicht bis drei zählen können, sind alle Spiritualisten, und es finden sich bei ihnen die weitgehendsten Doktrinen einer philosophischen Richtung, welche manche Gelehrte der Gegenwart als das letzte Wort der Wissenschaft bezeichnen, während sie in Wirklichkeit nur das früheste Gestammel der Unwissenheit ist. Der Wilde ist Visionär (Hellseher) von Natur, wozu ihn seine langen (freiwilligen oder gezwungenen) Fasten, seine Träume und seine Furcht vor den Seelen der Gestorbenen besonders disponieren. Stellt er sich doch seine eigene Seele als etwas ganz Materielles vor, welche im Traume oder in den Zuständen der Ohnmacht, der Ekstase u. s. w. oder im Tode den Körper verläßt, umherschweift, beim Gehen Spuren im Sande zurückläßt, ein gewisses Gewicht hat u. s. w. (Die modernen Spiritisten behaupten gleicherweise, daß die Geister drei bis vier Unzen wiegen.)

Als die früheste oder Anfangsform des Animismus und damit auch der Religion selbst muß der bekannte Fetischismus angesehen werden, welcher sich am verbreitetsten bei den Völkern des dunklen Weltteils und seine Erklärung darin findet, daß der Wilde seinen Fetisch oder irgend einen lebenden oder leblosen Gegenstand als den Wohnsitz eines mächtigen Geistes ansieht, welcher seine Kraft durch jenen ausübt. Der Fetischismus ist an und für sich noch keine Religion, aber der notwendige Ausgangspunkt aller Religionen und viel vernünftiger, als derjenige des neunzehnten Jahrhunderts, weil der arme Wilde das Recht hat, an die Wirklichkeit seiner Träume und Visionen zu glauben, und weil für ihn die ganze Welt mit Seelen oder Geistern bevölkert ist, welche ihm Gutes oder Böses zufügen und welche er sich mittelst seines Fetisch gefällig zu machen suchen muß. Uebrigens sind unsere heutigen Religionen noch voll von Fetischen, was sich wahrscheinlich durch Atavismus (Vererbung) erklärt, und wofür Véron eine Menge

interessanter Beispiele bis herunter auf die **Notre Dame de Lourdes** (Heilige von Lourdes) anführt. Auch ist der Fetischismus selbst noch heute in den Vorstellungen der niederen Klassen der gebildetsten Nationen deutlich nachzuweisen.

An den Fetischismus schließt sich als weitere Stufe eng an die Idolatrie oder der Bilderdienst, welcher den Uebergang zum Anthropomorphismus (Vermenschlichung des Göttlichen) vermittelt. Man errichtete den Göttern oder übernatürlichen Mächten Statuen oder Bilder, welche bestraft wurden, wenn sie den Willen ihrer Anbeter nicht erfüllten, oder suchte Häuser, Wege u. s. w. durch Aufstellung allerhand grober Figuren zu schützen. Aehnliches geschieht übrigens auch heutzutage noch mit den Bildern der Heiligen.

Darauf folgte der Kultus der reinen Geister ohne äußere Gegenstände, welche in Wäldern, Schluchten u. s. w. umherirren und den Lebenden, namentlich bei Nacht, gefährlich sind. Daraus entwickelte sich auch der bekannte Kultus der Vorfahren, welcher eine besondere, in China und Japan jetzt noch herrschende Art von Religion darstellt und zum Teil den konservativen Charakter dieser Nationen verschuldet, weil jede Neuerung als eine Sünde gegen die Geister der Vorfahren erscheint. Die Götter dieser Religion sind oft nichts Anderes, als diese Geister der Verstorbenen. Uebrigens verdienen solche Anschauungen immer noch mehr Respekt, als die Phantasien unserer heutigen Metaphysiker und Theologen, welche sich, um der Wissenschaft zu entrinnen, den absurdesten Theorien in die Arme werfen. Der Glaube an eine allgemeine Belebtheit der Natur ist z. B. viel vernünftiger, als derjenige an das Dogma der Dreieinigkeit.

Zur eigentlichen Religion entwickelt sich der Fetischismus erst bei solchen Völkern, welche bereits imstande sind, zwischen „Natürlich“ und „Uebernatürlich“ zu unterscheiden, was zugleich als der erste Anfang der das Uebernatürliche mehr und mehr ausscheidenden Wissenschaft erscheint. Daraus, daß sich ein

Fetisch mächtiger erweist, als der andre, und daß derselbe im Besitze einzelner Menschen ist, entwickelte sich auch das Magier-, Priester- und Zauberer-Wesen. Durch Fasten, Askese, Einsamkeit u. s. w. erlangten diese Leute, welche als Betrüger und Betrogene zu gleicher Zeit erscheinen, übernatürliche Kräfte und Fähigkeiten, namentlich als Medizin-Männer gegen das sog. Besessensein durch Krankheit.

Ein eigentlicher Kultus des Fetischismus bestand anfangs nicht. Der Fetisch wurde nur als Talisman angesehen und wird erst mit seiner idolatrischen Umbildung Gegenstand der Verehrung und Anbetung, wobei Blutopfer als die angenehmsten erscheinen.

Der Uebergang von diesen Religions-Vorstellungen zu dem Theismus oder Gottglauben vermittelt sich durch die Vergöttlichung der verschiedenen Natur-Erscheinungen der Erde und des Himmels, wie Donner, Blitz, Wind, Regen, Erdbeben, Sterne, Sonne, Mond, Regenbogen, Kometen u. s. w., wobei die Sonne als die große Spenderin von Licht und Leben und als Siegerin über die unheimliche und Verderben bringende Finsternis an oberster Stelle steht. Der Animismus ist ein unvollständiger Anthropomorphismus, ohne Bewußtsein oder Analyse, wobei die Menschen überall sich selbst wiederfinden, weil sie nichts Höheres oder Weiteres und kein allgemeines Gesetz kennen. Im Gegensatz dazu erfindet der Theismus den Begriff übernatürlicher, von den Dingen oder Erscheinungen getrennter Mächte, welche jene beherrschen. Die Seelen oder Geister trennen sich von den Sachen, um ein Leben für sich zu führen.

Die erste Form des Theismus ist der Polytheismus (Vielgötterei), welcher unter den Einzelgöttern eine ähnliche Rangordnung oder Stufenleiter einführt, wie in der menschlichen Gesellschaft. In der Regel, aber nicht immer, erscheint die Sonne als oberster Gott, während neben ihr der Erd-Dienst, namentlich in den fruchtbaren Ebenen Inner-Asiens,

eine hervorragende Rolle spielt. Die Erde, welche auch den Namen „die große Mutter“ führt, erscheint als Verkörperung der Fruchtbarkeit und als Jungfrau, weil man sich ihre Erzeugnisse als aus freiwilliger Zeugung oder ohne Samen hervorgegangen vorstellte. Dieser Gedanke findet sich in der heutigen „Mutter Gottes,“ welche unbefleckt empfängt und zeugt, wieder. Nachdem man indessen die Notwendigkeit der Konkurrenz des männlichen Prinzips erkannt hatte, entwickelte sich daraus eine hermaphroditische (mann-weibliche) Anschauung, wonach die Bilder der Erd-Göttin Attribute oder Zeichen beider Geschlechter an sich hatten. In noch weiterer Folge schlossen sich daran die wunderbaren Erscheinungen des Phallismus und der religiösen Prostitution, sowie des Hetärismus.

Betrachtet man nun unter diesen Gesichtspunkten die einzelnen Religionen, so geht aus dem ältesten Schriftwerk unserer arischen Rasse, dem Rig-Veda, hervor, daß der arische Geist in Indien alle niederen Stufen der religiösen Entwickelung durchgemacht hat, dabei aber rascher, als andere Völker, vorangeschritten ist. Eine Hauptrolle spielt bei dieser Entwickelung der große Gegensatz von Licht und Finsternis und die daraus entstehende Annahme guter und böser Götter, wobei die letzteren wegen des armseligen Lebens der frühesten Menschen anfangs das Uebergewicht hatten. Schließlich aber besiegt Indra, der allmächtige Gott des Himmels und die Verkörperung des Lichtes, seine Gegner und wird dafür im Rig-Veda mit endlosen Lobgesängen überhäuft. Jeden Morgen vor Eintritt der Dämmerung suchte man das Wiedererscheinen des Lichtes, das man für etwas durchaus nicht Sicheres ansah und welches man nur der Güte der Götter zu verdanken glaubte, durch Brandopfer herbeizuführen. Daraus entstand der sehr hochgehaltene Kultus des Feuergottes Agni (ignis) als irdischen Abbildes der Sonne, bis schließlich Brahma als oberster Gott die zahllose Menge von Untergöttern unter seiner Herrschaft vereinigte und damit die indische Priester-

Herrschaft begründete. Aus dem Brahmaismus entwickelten sich der revolutionäre und atheistische Buddhismus mit seiner wunderbaren Erfindung des Nirvana, welches ein Aufgehen der bewußten Persönlichkeit in das unbewußte All bedeutet, und in entfernterer Linie auch die verschiedenen Religionssysteme der Griechen, Römer, Perser, Germanen u. s. w.

Auch der Judaismus begann mit Fetischismus, wofür die deutlichsten Beweise im Alten Testament zu finden sind, welches Alte Testament übrigens lange nach Moses geschrieben wurde, als die Juden aus einem Nomaden- ein ackerbautreibendes Volk geworden waren, und welches grenzenlose Absurditäten und Widersprüche enthält. Der einzige, wirklich alte Teil der Bibel sind die ersten Propheten, einige Psalmen und Fragmente und das Buch der Richter. Später folgte, wie überall, die Anbetung der meteorologischen Götter (Wind, Wolken, Licht, Hitze, Fruchtbarkeit, Sterne, Sonne, Himmel u. s. w.) unter verschiedenen Namen, vor allem aber diejenige der Sonne und des Lichtes oder Himmels, welches letztere gleichbedeutend mit dem obersten Gott Elohim oder Jahveh oder Jehovah ist, während der Sonnengott Adonai nur den ersten Minister oder Diener Jahveh's darstellt. Die Mythe von Samson ist eine reine Sonnen-Mythe und kommt in ganz ähnlicher Gestalt bereits im Rig-Veda vor, wie sich denn überhaupt alle jüdischen Mythen aus dem Sonnendienst und aus dem Kampfe des Lichtes gegen die Finsternis erklären lassen. Sogar die Messias-Idee findet hier ihren Ursprung, wenn sie auch später eine ganz andre Gestalt annahm.

Die bevorzugte Stellung Jahvehs führte die Juden zum Monotheismus (Eingottglauben), welcher aber erst nach der Gründung Jerusalems und Erbauung des Tempels herrschend wurde, weil die durch David und Salomon angebahnte politische Konzentration auch eine solche in religiöser Beziehung wünschenswert machte. Nichtsdestoweniger kamen häufige Rückfälle in Polytheismus (Vielgötterei) vor, bis 454 vor Christus

der Monotheismus definitiv festgesetzt wurde. Aber auch hier war die monotheistische Idee insofern immer noch sehr eingeschränkt, als der jüdische Gott immer nur ein solcher der Juden, nicht aber der übrigen Völker war.

Uebrigens kann der so viel gerühmte jüdische Monotheismus nicht grade als ein Fortschritt betrachtet werden. Wer möchte es z. B. wagen, die Bildung der monotheistischen Juden und Araber über diejenige der polytheistischen Griechen und Römer zu stellen! Wenn heutzutage die gebildetsten Völker Monotheisten sind, so verdanken sie ihre Bildung anderen Ursachen, als ihrer Religion.

Der Islamismus stammt aus dem Judentum, indem sein Gründer die Religion Abraham's und die Einheit Gottes wiederherstellen wollte. Er repräsentiert den reinsten Monotheismus ohne Mittelspersonen, wenn derselbe auch später mannichfaltiger fetischistischer Entartung unterlag. Wenn Mohammed heute wieder zur Welt zurückkäme, so würde er über sein Werk ebenso erstaunt und entrüstet sein, wie es Christus oder Zoroaster über das ihrige sein würden.

Aus dem Judentum entwickelte sich unter Mitwirkung indischer Einflüsse das Christentum oder jene Religion, welche Gott mehr liebt als die Menschen und die letzteren nicht auf das Leben, sondern auf das Sterben vorbereitet. Ihr Stifter war ein Jude und ein jüdischer Reformator, welcher von sich selbst sagt, daß er nicht gekommen sei, die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. Er hatte weder die Absicht, eine Revolution herbeizuführen, noch eine neue Religion zu gründen. Sein ganzer Zweck ging dahin, im Anschluß an die messianischen Weissagungen das Königreich Gottes oder das große Gericht Jahveh's vorzubereiten, dessen Ankunft er ganz nahe glaubte, und welches nach der Meinung der Juden diesen die Herrschaft über die Welt geben sollte. Jeden Augenblick wiederholt sich in den Evangelien, namentlich bei Matthäus, die bekannte Ermahnung: Thut Buße, denn das Königreich des Himmels ist nahe!

Der Gott der Juden war ein orientalisch unumschränkter, stolzer, eigenwilliger Despot, welcher ein Vergnügen daran findet, seine Kreaturen leiden zu sehen, und stumpfe, willenlose Ergebung in seinen Willen verlangt. Der Mensch ist ihm gegenüber nur ein elender, unwissender, mit der Erbsünde behafteter, auf dem Bauche liegender Sklave. Diese Anschauung hat sich auch mehr oder weniger dem Christentum mitgeteilt, welches alles von der Gnade und dem guten Willen des allmächtigen Gottes abhängig macht. Derselbe weiß und bestimmt alles vorher und führt die Bösen zur Sünde, die Guten zur Tugend. Streng genommen kann daher der Christ weder freien Willen, noch Moral, noch Verantwortlichkeit haben, welche letztere allein auf Gott fällt. Wenn man die aus solchen Anschauungen und aus dem Dogma von der Allmacht und Allwissenheit Gottes fließenden Widersprüche, Unsinnigkeiten und grenzenlosen Ungerechtigkeiten den Verteidigern des Christentums vorhält, so erhält man als einzige Antwort den zweifelhaften Trost: Gott ist nicht zu begreifen; seine Gerechtigkeit ist nicht diejenige der Menschen!

Im übrigen ist die christliche Moral eine Wucher-Moral, welche nur besteht in Aussicht auf tausendfältige Vergeltung im Himmel und eigentlich nur die Tugenden des Mönchtums kennt. Bei den Alten gründete man die Moral auf Tugend und Glück, während der Christ nur tugendhaft ist aus Rücksicht auf den Willen Gottes und auf künftige Belohnung. Die Tugenden der Brüderlichkeit und gegenseitigen Liebe finden sich bei Pythagoras, Euripides, Cicero und vielen anderen in viel eindringlicherer Weise empfohlen und ausgebildet, so daß das Christentum inbezug auf die moralischen Ideen eher als ein Rückschritt, denn als ein Fortschritt betrachtet werden muß. Die vielgerühmte christliche Barmherzigkeit richtet sich nur gegen Solche, welche Gott lieben, darf also gegen Ketzer, Ungläubige u. s. w. vollständig außer acht gelassen werden, wofür die Geschichte bekanntlich die traurigsten Belege liefert. In

den unbarmherzigen, alle Greuel der Geschichte überbietenden Ketzer-Verfolgungen späterer Jahrhunderte kann man nur den alten rachsüchtigen und blutdürstigen Gott der Juden, nicht denjenigen christlicher Güte und Barmherzigkeit wiedererkennen. Aber mag man den letzteren auch noch so schön finden, so muß er dennoch im Vergleich mit den Alten als ein Rückschritt angesehen werden. Die Griechen hatten schon achthundert Jahre vor der definitiven Begründung des Christentums viel erhabenere Ideen über die Gottheit als Jesus; und der Gott des Sokrates wiegt den christlichen Gott zehnmal auf, während die von Xenophon und Plato gepredigten Tugenden den christlichen wenigstens nichts nachgeben, und während letzterer der eigentliche Urheber des Dogmas von der Unsterblichkeit der Seele ist.

Zu behaupten, sagt ein berühmter englischer Schriftsteller, daß das Christentum der Welt vorher unbekannte sittliche Wahrheiten mitgeteilt habe, beweist entweder grobe Unwissenheit oder geflissentlichen Betrug.

Umgekehrt verhält sich das Christentum gleichgiltig oder feindlich gegen eine ganze Anzahl von Ideen oder Einrichtungen, welche zu allen Zeiten der Menschheit heilig waren und es noch sind. Aus der willenlosen, von ihm gepredigten Hingabe an den allmächtigen Gott fließt zunächst seine Gleichgiltigkeit gegen Vaterland und politische Unterdrückung; ferner seine Abneigung gegen Familie und Heirat, welche letztere als Fleischeslust und Satans-Verführung gilt. „Es ist gut," sagt der weiberverachtende Paulus in seinem ersten Brief an die Korinther, „eine Frau nicht zu berühren," und der Kirchenvater Augustinus geht so weit, die Liebe der Eltern zu den Kindern für ein Verbrechen zu erklären. Die Frau ist nach christlicher Anschauung ein Wesen niederer Art, von dem sogar nach den Aussprüchen der Kirchenväter zweifelhaft ist, ob es eine Seele besitzt, und ganz dem Manne unterthan. Die Heirat wird nur erlaubt, um die Zahl der Verehrer Gottes

zu vermehren. Jesus selbst bekümmerte sich nicht um seine Familie und verleugnete sie gradezu; seinen Schülern empfiehlt er sogar Haß gegen ihre Familien und vollständige Entsagung von Familienbanden (Lukas XIV, 26). Uebrigens ist das nur konsequent gedacht; denn wenn in der That Gott dem Christen alles sein soll, so bleibt für die Familie wenig oder nichts übrig.

Wie die Familie, so verachtet Christus auch das Eigentum. Er predigt gradezu Haß gegen die Reichen, verbietet Reichtümer zu sammeln, will nur die Armen selig werden lassen und verlangt Gütergemeinschaft. Diese Anschauung führt notwendig zum Kommunismus, und in der That waren auch die christlichen Klöster, welche später eine so große Ausbreitung gewannen, ein verwirklichter Kommunismus. Wahrscheinlich verdankte Christus diese Anschauungen, sowie auch manches andere der religiösen Sekte der Essäer oder Essener, welche um jene Zeit in Palästina in einer Zahl von ungefähr 4000 Seelen in einer Art klösterlicher Gütergemeinschaft mit sehr strengen Sitten und selbstauferlegten Entbehrungen lebten und einem unbeschränkten Glauben an Gott und die Fortdauer der Seelen huldigten (nach Josephus und Philo).

Auch die segenbringende Arbeit, welche das eigentliche Glück der Einzelnen, wie der Völker ausmacht, war dem Christentum mehr oder weniger fremd oder verhaßt. Sorgt nicht für Essen, Trinken, Kleidung u. s. w., sondern verlaßt euch, wie die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde, auf euren himmlischen Vater! (Matthäus VI, 24—35; Lukas XII, 22—31). Sucht nur das Reich Gottes zu gewinnen in Erwartung des großen Gerichts; alles übrige findet sich von selbst.

Einer der schlimmsten Vorwürfe, welche man dem menschheitsbeglückenden Christentum machen kann, ist seine unumwundene Billigung des abscheulichen Instituts der Sklaverei, gegen welche sich bereits unter den heidnischen Philosophen

Stimmen genug erhoben hatten. Zwar spricht Jesus selbst nicht davon, aber Paulus, der eigentliche Begründer des Welt-Christentums, nimmt dieselbe ausdrücklich in Schutz und schickt einen entlaufenen Sklaven seinem Herrn zurück. Dasselbe thaten die Kirchenväter, indem sie sich damit begnügten, Milde gegen die Sklaven zu empfehlen. Dementsprechend hat die Sklaverei bei vielen christlichen Völkern lange, in Amerika bis vor kurzem, fortgedauert und besteht heute noch in Brasilien und den spanischen Kolonien.

Uebrigens war das ganze Auftreten von Jesus zu seiner Zeit ein höchst unbedeutendes Ereignis, welches gar kein Aufsehen machte und keine Erwähnung bei gleichzeitigen Schriftstellern oder bei solchen des ersten Jahrhunderts findet. Die Messias-Idee wurde erst von den Aposteln ausgebildet, und erst lange nach dem Tode des Stifters machten sich Einflüsse geltend, welche, auf eine Exaltation des Glaubens an das Uebernatürliche gestützt, aus seiner Lehre eine neue Religion und eine Reihe von Dogmen hervorgehen ließen, welche dem Ur-Christentum fremd sind. Die eigentliche Organisation der christlichen Kirche fand erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. statt und war zugleich von einem Geist der Unduldsamkeit und Verfolgungswut beseelt, welcher sich nach und nach zu seiner ganzen Höhe entwickelte. Wer nicht an Christus und die Lehren der christlichen Kirche glaubt, ist verdammt und verloren, zu welcher ewigen Verdammnis dann später auch noch die weltliche Strafe des Feuertodes hinzukam.

Wenn man sich die Frage vorlegt, wie eine Religion, welche in ihren semitischen Bestandteilen den Anschauungen und Gefühlen der arischen Völker so sehr zuwider war und welche den Fortschritt der Menschheit während fünfzehnhundert Jahren aufgehalten hat und es teilweise noch thut, nichtsdestoweniger eine solche Macht und Ausbreitung erlangen konnte, so gibt es zur Erklärung eine ganze Reihe teils notwendiger, teils zufälliger Umstände, unter denen die in dem christlichen

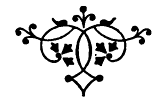
Dogma enthaltene Schmeichelei gegenüber den niederen Klassen der Gesellschaft und deren Hoffnung auf Vergeltung und Besserung im Angesicht eines allgemeinen, durch die römische Unterdrückung und die sich mehrenden Einfälle der Barbaren herbeigeführten Elends bei gleichzeitigem Verfall des alten Götterglaubens eine Hauptrolle gespielt haben mag. Für die gebildeten Klassen der Gesellschaft mag auch die große Aehnlichkeit der neuen Lehre mit den mystischen Lehren des damals sehr verbreiteten Neu-Platonismus zum Teil bestimmend gewesen sein.

Eine Reihe von nicht weniger als achtzehn nacheinander folgenden Konzilen oder Kirchenversammlungen (in den Jahren 325, 381, 431, 451, 553, 680, 787, 869, 1123, 1139, 1179, 1215, 1245, 1274, 1311, 1414—18, 1438—42, 1545—63), welche hauptsächlich dazu bestimmt waren, den endlosen dogmatischen Zänkereien und kirchlichen Streitigkeiten ein Ende zu machen, befaßte sich mit der weiteren Ausbildung und Feststellung der kirchlichen Lehren, bis auf dem letzten der genannten Konzile zu Trient jene berüchtigten Canons und anathematisirenden (verfluchenden) Sätze oder Vorschriften erlassen wurden, welche zeigen, bis zu welchem Grade intellektueller Entartung die Geister durch religiöse Einflüsse geführt worden waren — eine Entartung, welcher erst durch die Reformation und die Aufklärungsbestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts ein Halt geboten wurde. Nichtsdestoweniger hat das letzte, im Jahre 1870 in Rom gehaltene Konzil sich nicht entblödet, die aller Wissenschaft und gesunden Vernunft in das Gesicht schlagenden Dogmen des unbefleckten Empfangenseins der heiligen Jungfrau und der Unfehlbarkeit des Papstes aufzustellen und damit die absolute kirchliche Monarchie zu proklamieren. Bald darauf folgte dann in konsequenter Verfolgung dieses Gedankens die berüchtigte päpstliche Encyklika (Rundschreiben), welche nichts mehr und nichts weniger ist, als

eine offene, unverhüllte Kriegserklärung gegen die ganze moderne Bildung, Zivilisation und Wissenschaft.

Wenn wir nun am Schlusse noch einmal das Ganze der an der Hand des Herrn Véron entwickelten Beweisführung überblicken, so folgt daraus ein von Stufe zu Stufe sich steigernder Gegensatz zwischen Religion und Wissenschaft oder zwischen übernatürlicher und natürlicher, göttlicher und nichtgöttlicher Weltordnung. Im Anfang war es die Furcht vor den übermächtigen Einflüssen der Natur und vor den umherirrenden Seelen oder Geistern der Gestorbenen, welche die Menschen zu religiösen Anschauungen führte, und wobei Religion und Wissenschaft noch in keiner Weise getrennt waren. Es war die vollständige Herrschaft des Subjektivismus (Ichheit). Aber in demselben Maße, in welchem der Objektivismus oder die wissenschaftliche Betrachtung der Außenwelt zunimmt, muß die Religion in den Hintergrund treten, bis es nach und nach zur Erreichung jenes großen Zieles kommen wird, an welchem Vernunft, Gerechtigkeit und Moralität an die Stelle der absurden, widerspruchsvollen und vernunftwidrigen Lehren der Kirche treten werden, und bis man erkannt haben wird, daß Moralität ganz unabhängig von religiösen Vorstellungen ist und sein muß. Nur wenn man darauf besteht, das Wort „Religion" in einem anderen, als dem hier vorgeführten Sinne zu nehmen und ihm die erweiterte Bedeutung allgemeiner und idealer, über das einzelne Menschendasein hinausgehender Anschauungen und Strebungen unterzulegen, welche das eigene Herzens- und Vernunft-Bedürfnis befriedigen, ohne sich an bestimmte Dogmen zu binden, können Freidenker oder freidenkende Menschen von ihrer „Religion" reden oder sich „freireligiös" nennen. Sogar der Glaube an die allgemeine Möglichkeit übernatürlicher oder übermenschlicher Daseinsformen kann auf solchem Standpunkte mit Rücksicht auf die Schwäche und Beschränktheit menschlicher Erkenntnis festgehalten werden, wenn auch ohne Bezug

auf unser eigenes Dasein und mit Ausschließung theologischer oder philosophischer Phantasiegemälde. In diesem Sinne mag wohl auch unser großer Dichter Schiller das Wort „Religion“ genommen haben, als er das berühmte Distichon verfaßte: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen! Und warum keine? Aus Religion!“





Christliche Moral.

Sehr häufig hört man in Gesprächen über Wert und Bedeutung des Christentums die Aeußerung, daß zwar dessen dogmatischer Teil dem heutigen Stande der Wissenschaft gegenüber nicht mehr aufrecht zu erhalten sei, daß es aber auch darauf gar nicht ankomme, da dessen ethischer Teil unangefochten dastehe und vollkommen genüge, um die hohe Wertschätzung der christlichen Lehre und ihre Bedeutung als Führerin unseres moralischen Lebens zu rechtfertigen. Christus habe die reinste und vollkommenste Sittenlehre gepredigt, welche jemals dagewesen sei; und ihre Befolgung genüge, um uns zu Christen und guten Menschen zu machen.

Aber auch diese Behauptung oder wenigstens deren erster Teil hat entschiedenen Widerspruch bei Solchen gefunden, welche darauf hinweisen, daß lange vor Christus die indischen, persischen, chinesischen, griechischen und römischen Philosophen und Religionsstifter eine Moral gelehrt hätten, welche der christlichen Moral nicht nur gleichkäme, sondern sie noch vielfach überträfe, und daß diese Lehren zum Teil wörtlich mit den angeblich von Christus ausgesprochenen übereinstimmen. „Zu behaupten,“ sagt der berühmte Engländer Buckle, „daß das Christentum der Welt vorher unbekannte sittliche Wahrheiten mitgeteilt habe, beweist entweder grobe Unwissenheit oder geflissentlichen Betrug.“

Indessen käme es auch darauf, daß diese Wahrheiten früher schon gekannt und bekannt waren, im Wesentlichen nicht

an, wenn man zugeben müßte, daß dieselben durch das Christentum in einer Weise gelehrt und verbreitet worden seien, welche vor ihm nicht möglich oder vorhanden war und welche wohlthätig auf die moralische Entwicklung der Menschheit gewirkt habe. Aber auch dieses Verdienst wird von neueren freidenkerischen Schriftstellern in Zweifel gezogen, und zwar auffallenderweise im Widerspruch mit hervorragenden Vertretern der eigenen Richtung. So hatte Frau A. Besant in London, die gelehrte und entschiedene Freidenkerin und mit Bradlaugh Führerin der ganzen englischen Freidenker-Bewegung, in einer Schrift über die Ursprünge des Christentums die Aeußerung gethan: „Alle geben zu, daß das Christentum einige edle moralische Wahrheiten lehrt," und sich zum Beweis dessen auf die Evangelien und die christlichen Lehren bezogen. Dem gegenüber erklärt ein Herr M. J. Birch in einem längeren, in dem Organ der englischen Freidenker, dem „National Reformer" (17. April 1887), enthaltenen Artikel, daß man solche Aeußerungen gewöhnlich thue, ohne irgend Beweise dafür beizubringen. Im Gegenteil seien alte moralische Wahrheiten, wie sie die Evangelien nach Frau Besant, wenn auch gemischt mit manchem Widersinnigen, enthalten sollen, durch dieselben eher aufgehoben oder entstellt worden.

In der berühmten Bergpredigt sind nach Birch die Seligpreisungen alle dem Alten Testament entnommen, mit Zusätzen und Aenderungen, welche nicht als Verbesserung angesehen werden können. So ist die berühmte Vorschrift, daß man seine Feinde lieben solle, im Alten Testament in einem sehr eingeschränkten und vernünftigen Sinne gegeben. Wollte man aber diese Vorschrift in der von Jesus gegebenen Form ausführen, so würde das zu den tollsten Verirrungen der Einzelnen wie der Völker führen, und blinde Unterwerfung unter Tyrannei und Unterdrückung müßte die Folge sein. War doch Christus selbst von der Befolgung seiner eigenen Vorschrift so weit entfernt, daß er sagt, er sei gekommen, nicht

um Frieden zu bringen, sondern das Schwert, und daß er die stärksten Verwünschungen gegen die Feinde seiner Lehre in dieser und jener Welt aussprach. Auch sagt er seinen Landsleuten schwere Strafe für ihren Unglauben an ihn selbst voraus. Er hatte kein Gefühl für seine Familie und verleugnet sie geradezu, war gleichgiltig gegen sein Vaterland und gegen politische Unterdrückung und eiferte gegen die als Fleischeslust und Satans-Verführung dargestellte Heirat. Seinen Schülern empfahl er sogar Haß gegen ihre Familien und vollständige Entsagung von Familienbanden (Lukas XIV, 26). Er griff die Grundlagen der Gesellschaft an, indem er nach der Analogie der Lilien auf dem Felde und der Vögel unter dem Himmel das Nichtsthun empfahl und gegen Reichtum und gegen das Eigentum eiferte. Die von ihm gepredigte Welt würde in Befolgung solcher Lehren noch schneller zugrunde gegangen sein, als durch die Befolgung der Vorschrift, daß man seine Feinde lieben solle. Ganz im Gegensatz dazu empfiehlt das Alte Testament die Arbeit, tadelt den Faulen und lobt die fleißige Ameise, wie denn überhaupt eine Menge darin enthaltener Stellen direkt gegen solche Lehren, wie die christlichen, geschrieben zu sein scheinen. Auch Moses hat Mißgriffe genug gemacht, aber sie sind doch nur gering im Vergleich mit denjenigen seines Nachfolgers.

Der römische Schriftsteller Celsus, welcher 150 Jahre nach Chr., also zu einer Zeit lebte, da die Evangelien geschrieben oder der Welt bekannt wurden, und welcher die erste durchgreifende Polemik gegen das Christentum schrieb, gibt dem Stifter desselben Epitheta, welche wir hier nicht wiederholen wollen oder können, und sagt, daß das, was darin anscheinend neu und gut, von Plato entlehnt und in einer dieses Philosophen wenig würdigen Sprache wiedergegeben sei. Die christlichen Wunder nennt er solche, welche jeder egyptische Zauberkünstler besser machen könne.

Im darauffolgenden Jahrhundert schrieb der Neuplatoniker

Porphyrius fünfzehn gelehrte und scharfsinnige Bücher gegen das Christentum, welche alle unterdrückt wurden. Sogar die Widerlegung des Bischofs Methodius von Tyrus wurde wegen der für gefährlich erachteten Zitate aus Porphyrius mit unterdrückt.

In dem auf dieses folgenden Jahrhundert wollte der berühmte römische Kaiser Julian der Abtrünnige nichts Gutes im Christentum anerkennen und verfolgte dasselbe mit Haß, obgleich er ein moralischer und frommer Mann in seiner Weise war.

Es könnten aus der langen Periode von fünfzehnhundert oder mehr Jahren noch eine Menge von Schriftstellern angeführt werden, welche eine der von Frau Besant aufgestellten Ansicht entgegengesetzte Meinung verteidigen, namentlich aus dem dreizehnten Jahrhundert in Frankreich und England.

Was dem Christentum bei der großen Menge seinen Sieg verschaffte, waren weniger seine moralischen Wahrheiten, als vielmehr seine Versprechungen mit Belohnungen im Himmel und seine Drohungen mit ewigen Höllenstrafen, welche dem wahren moralischen Gefühl geradezu entgegenarbeiten.

Schließlich bezieht sich Herr Birch auf zwei neuere englische Schriftsteller über das Christentum, die Herren Newman und Morison, welche über dasselbe gerade so urteilen, wie Celsus, und behaupten, daß dasselbe der Menschheit als solcher mehr Schaden als Nutzen gebracht hat.

Sogar die eifrigsten Orthodoxen sollen nach Birch auf der Behauptung bestehen, daß Christus, wenn er nicht Gott gewesen wäre, als der schlimmste der Menschen angesehen werden müsse, und er führt dafür eine Reihe schlagender Beweisstellen an. Canon Wilberforce sagt ausdrücklich, daß die Gottheit Jesu Christi der Grundstein unserer Religion sei, und daß, wenn Christus nicht Gott, er nicht gut sei!

Dieses ist in der That ganz konsequent gedacht, und diejenigen rationalistischen Theologen, welche die Gottheit Christi

leugnen, aber seine Moral-Grundsätze als unübertrefflich oder unübertroffen hinstellen, dürften den Thatsachen gegenüber in eine schwierige Stellung geraten. Wäre es so, wie diese Herren annehmen, so hätte der Stifter der christlichen Religion es gewiß nicht wagen dürfen, sich fälschlicherweise für den „Sohn Gottes“ auszugeben.





Ueber den Begriff des Wortes „Religion."

Die vielen Streitigkeiten und Mißverständnisse, welche in allem, was die „Religion" betrifft, fast unvermeidlich sind, dürften ihren Grund nicht zum wenigsten darin finden, daß die Meinungen über die eigentliche Bedeutung des Wortes „Religion" und demnach auch die Definitionen des damit verbundenen Begriffs außerordentlich verschieden sind. Es dürfte daher wohl der Mühe verlohnen, diese Definitionen oder wenigstens die bedeutendsten derselben einmal Revue passieren zu lassen und zu prüfen, ob und inwieweit man einer derselben den Vorzug vor der andern geben darf.

Die gewöhnlichste und zugleich einfachste Definition der Religion ist die auch von Véron in seiner Schrift über die natürliche Geschichte der Religionen gegebene als des Glaubens an das Uebernatürliche. Auf den ersten Anblick scheint das sehr zutreffend und stimmt auch so ziemlich mit der etymologischen Bedeutung des lateinischen Wortes „religio", welches die Ehrfurcht oder Scheu vor den Göttern bedeutet, während das Zeitwort relego oder religo den Begriff des Zurücknehmens, Wiederlesens oder Verbindens ausdrücken soll.*) Auch

---

*) Schon die alten Römer haben Streit über die Ableitung des Wortes „Religion" geführt. Einige leiteten es von relinquere (zurücklassen, absondern), andere von relegere (wiederlesen, wiederholen, genau nachdenken) ab, während es der christliche Kirchenvater Augustinus von religare (verbinden) ableitet. Diese letztere Ansicht drang unter den Christen siegreich durch, und ihr zufolge wäre also unter Religion eine

mit der Definition Max Müller's, welcher Religion als die Erfassung des Unendlichen bezeichnet, ist jene Erklärung zum mindesten sehr nahe verwandt, wenn auch gegen die Definition selbst eingewendet werden kann, daß eine Erfassung des Unendlichen für den menschlichen Geist eine Unmöglichkeit ist. Aber eine genauere Prüfung jener Definition ergibt doch manches Unhaltbare oder Widersprechende. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die früheste oder Anfangsstufe der Religion oder der sogenannte Animismus, wobei der Unterschied zwischen „natürlich“ und „übernatürlich“ dem Geiste des rohen Wilden oder Urmenschen noch gar nicht klar geworden ist, und wobei er die ganze Natur und alle Dinge um ihn her als ebenso belebt oder beseelt ansieht, wie er es selbst ist, in dieser Definition nicht wohl untergebracht werden kann. Zweitens steht ihr entgegen das verbreitetste Religionssystem der Erde oder der atheistische Buddhismus mit seiner halben Milliarde von Anhängern, welcher weder Gott noch Unsterblichkeit anerkennt, also jener beiden Grundlagen entbehrt, welche unsere Theologen für unerläßliche Bestandteile jeder Religion erklären. Dennoch hat man den Buddhismus noch niemals anders denn als eine Religion bezeichnet. Drittens gibt es in unserer Zeit eine verbreitete philosophische oder philosophisch sein wollende Sekte, welche den Glauben an das Uebernatürliche oder Uebersinnliche mit großem Eifer pflegt und verteidigt,

---

Verbindung des Menschen mit Gott zu verstehen. Leitet man aber mit Cicero das Wort von relegere ab, so kann man darunter das Nachdenken oder die gewissenhafte Ueberlegung über dasjenige verstehen, was zum Leben und zur Ausübung der Pflicht gehört. Dieser ciceronianischen Ableitung haben sich stets die freier denkenden Gelehrten angeschlossen, und in ihrem Sinne hat jeder gewissenhafte, pflichttreue Mensch Religion, einerlei welches sein Glaubensbekenntnis sein mag, während die Herren Theologen daran festhalten, den Glauben an Gott und die Verbindung oder Wiedervereinigung mit ihm als das eigentlich Bestimmende anzusehen. So faßt auch heute noch die Mehrzahl der Menschen infolge ihrer kirchlichen oder konfessionellen Erziehung die Sache auf.“

aber doch weit entfernt ist, sich den Namen einer „Religion“ oder eines Religionssystems beizulegen oder beilegen zu lassen. Es sind die bekannten „Spiritisten“, welche ebenso an das materielle Dasein von Geistern und Gespenstern glauben, wie die roheſten, auf der Stufe des Animismus stehenden Wilden der Vergangenheit oder Gegenwart, und welche ihre tollen Hirngespinnste für das letzte Wort der Wissenschaft auszugeben wagen, während es doch in Wirklichkeit nur das früheste Gestammel der Unwissenheit ist.

Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, hat man die Definition etwas weiter zu fassen gesucht und Religion als das Verhältnis des Menschen zum Unbegreiflichen bezeichnet. Aber dagegen läßt sich zunächst einwenden, daß die Bezeichnung des „Unbegreiflichen“ eine viel zu weite und unbestimmte ist. Man denke vor allem daran, wieviel Unbegreifliches es in der menschlichen Wissenschaft selbst, namentlich in der Naturwissenschaft gibt. Unbegreiflich ist für uns beispielsweise das Wesen der Atome oder des Aethers oder der Wirkung der Anziehungskraft in die Ferne oder des Verhältnisses von Kraft und Stoff oder dasjenige von Geist und Materie oder die Schnelligkeit des Lichts und der Elektrizität ꝛc. ꝛc. und wird es vielleicht oder wahrscheinlich auch immer bleiben. Man könnte also ebensowohl Religion als das Verhältnis des Menschen zur Wissenschaft oder zum Unbegreiflichen in der Wissenschaft bezeichnen, was ja wohl niemand für richtig halten wird.

Auch darf bei allen Definitionen, welche den Menschen mit hereinbeziehen, nicht außer Acht gelassen werden, daß die ersten Spuren oder frühesten Wurzeln der Religion auch bei dem Tiere angetroffen werden, und zwar in der Form jener instinktiven Furcht vor dem Unbekannten oder Geheimnisvollen, welche auch in der Seele des Urmenschen bei dem Entstehen religiöser Vorstellungen ohne Zweifel eine wesentliche Rolle gespielt hat.

Dieser Fehler klebt auch einer weiteren Definition an, welche Religion als den Ausdruck des Verhältnisses des Menschen zum Ewigen und Unendlichen bezeichnet. Aber hier ist außerdem zu errinnern, daß die Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt einen der Hauptgrundsätze der materialistischen oder atheistischen philosophischen Schulen oder Systeme bildet, und daß damit Religion in dem herkömmlichen Sinne unvereinbar ist. Man könnte, wenn man diese Definition gelten lassen wollte, ebensowohl Religion als den Ausdruck des Verhältnisses des Menschen zur Welt als solcher bezeichnen, was wiederum niemand als zutreffend befinden wird.

Um diesem Anstoß zu entgehen, hat man an Stelle des Verhältnisses zum Ewigen und Unendlichen das Verhältnis zum letzten Grund aller Dinge gesetzt. Aber abgesehen davon, daß dabei eine (an sich unmögliche) Definition des letzten Grundes aller Dinge vorhergehen müßte, muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese Definition unvereinbar ist nicht blos mit den Erscheinungen des Animismus und Fetischismus, sondern auch mit einer der allgemeinsten und verbreitetsten Religionsformen, mit dem Kultus der Ahnen oder Vorfahren oder der Verstorbenen nämlich. Zudem ist „der letzte Grund aller Dinge“ durchaus kein religiöser, sondern ein philosophischer Begriff, der überhaupt erst auf einer höheren Kulturstufe möglich wird und daher unmöglich zur Grundlage des so allgemein verbreiteten und in seinen Anfängen dunklen religiösen Gefühls gemacht werden kann.

Dieser Einwand bleibt auch für Diejenigen bestehen, welche, um die genannten Religionsformen ausschließen und zum Ziele kommen zu können, Religion als die Vorstellung bezeichnen, welche sich jeder Einzelne von seinem eigenen Verhältnis zum letzten Grund aller Dinge macht. Ueberdem ist diese Definition viel zu subjektiv und würde es geradezu unmöglich machen, allgemein giltige Religionsnormen für Viele

aufzustellen, während doch die Geschichte davon gerade das Gegenteil zeigt.

Sehr allgemein bezeichnet David Strauß Religion als das Gefühl der Abhängigkeit von einem Höheren, während Duboc dieser Definition die Worte „in Ehrfurcht“ zusetzen zu müssen glaubt und behauptet, daß im „ehrfürchtigen Empfinden“ das Wesen der Religion liege. Wenn dieses richtig wäre, so müßte der bei uns noch ziemlich allgemein gebrauchte Kanzleistil fürstlichen Personen gegenüber eine gründliche Umänderung erfahren; denn das ehrfürchtige Empfinden und Ersterben findet da noch ziemlich allgemeine Anwendung und müßte daher als Ausdruck religiöser Verehrung angesehen werden. Ja sogar nichtfürstlichen Personen oder beliebigen Behörden oder selbst den Vorständen privater Vereine gegenüber findet der Ausdruck ehrfürchtiger Empfindung oder Ergebenheit noch sehr häufig, wenn auch ganz unpassender Weise, Anwendung. — Was aber die Strauß'sche Definition ohne den Duboc'schen Zusatz angeht, so muß dieselbe schon auf den ersten Blick als ungenügend erscheinen. Die Abhängigkeit von einem Höheren und das Gefühl dafür kommt auch innerhalb der menschlichen Gesellschaft und unter Menschen selbst ohne jede Beimischung von Religion so häufig vor oder ist so sehr die Regel, daß man die Definition nur dort zutreffend finden könnte, wo menschlichen Herrschern göttliche Verehrung erwiesen wird. Da dieses aber nicht die Regel ist, so muß auch von dieser Definition, welche überdem den Begriff des Höheren selbst vollkommen dunkel läßt, abgesehen werden.

Endlich sind diejenigen Definitionen in Betracht zu nehmen, welche, indem sie von einer sog. petitio principii ausgehen, das theologische Element in den Vordergrund stellen und das Verhältnis des Menschen zu Gott oder des menschlichen Geistes zum göttlichen oder die Beziehung des menschlichen Selbstbewußtseins zum Gottesbewußtsein als eigentlichen Inhalt der Religion bezeichnen. Etwas rationalistischer und vorsichtiger

wird diese Definition von dem Amerikaner Savage formuliert als „das richtige oder falsche Verhältnis, in welchem der Mensch zu seinem Gott und zu seinen Mitmenschen steht", mit welchem letzteren Zusatz das moralische Element, welches nachgewiesenermaßen nur Folge und Ausdruck gesellschaftlicher Beziehung ist, mit in die Religion und den Glauben an Gott hereinzuziehen versucht wird.

Alle diese theologischen Definitionen kranken an dem Fehler, daß sie den unbewiesenen Gottesbegriff voranstellen und somit den Religionsbegriff nur auf diejenigen Religionen beschränken, welche einen Gottesbegriff als unentbehrliche Grundlage festhalten. Nun ist das aber weder vereinbar mit dem Buddhismus, noch mit dem Animismus und Fetischismus, noch mit dem Sintuglauben oder der religiösen Verehrung der Vorfahren, noch mit der ganzen großen Gruppe der polytheistischen Natur-Religionen, noch mit der sehr verbreiteten Meinung Derjenigen, welche Religion auch ohne die Beigabe theistischer Vorstellungen zu haben glauben und behaupten.

So bliebe denn nach allem diesem, um zu einem Resultat zu gelangen, nichts übrig, als wieder auf die zuerst genannte Definition als die wahrscheinlichste zurückzukommen, d. h. den wesentlichen Inhalt der Religion in dem Glauben an das Uebernatürliche zu erblicken. Die dagegen vorgebrachten Einwände aus dem Animismus, Buddhismus und Spiritismus ließen sich dahin beseitigen, daß zunächst der Animismus noch nicht als eine eigentliche Religion, sondern nur als eine Vor- oder Anfangsstufe zu einer solchen zu betrachten ist, und daß derselbe in seiner besonderen Form als Fetischismus bereits das Dasein mächtiger, den Fetisch bewohnender und dem Schicksal gebietender, also gewissermaßen übernatürlicher Geister voraussetzt. Weiter ist der Buddhismus offenbar ursprünglich keine Religion, sondern ein philosophisches System gewesen und ist erst infolge späterer Entartung und Vermischung mit außerbuddhistischen Elementen oder Religionsvorstellungen zu einer solchen herab-

gesunken. Umgekehrt verdient der als dritter Einwand geltend gemachte Spiritismus weit eher den Namen einer Religion, als denjenigen einer Wissenschaft oder eines philosophischen Systems; denn er beruht auf dem festen, durch keinerlei wissenschaftliche Gründe gestützten und nicht selten fanatisch festgehaltenen Glauben an über- oder außernatürliche Daseinsformen oder Einwirkungen und hat auch äußerlich durch sein Sektiererwesen große Aehnlichkeit mit einer religiösen Gemeinschaft. Wenn die dem Animismus huldigenden Wilden alle geborene Spiritualisten sind, so sind sie es mit gutem Rechte, weil, wie bereits erwähnt, der Unterschied zwischen „Natürlich" und „Uebernatürlich" als solcher für sie noch nicht besteht, während ihre modernen Epigonen für ihren Geisterunfug und ihre Zitationen Verstorbener eine solche Entschuldigung nicht haben. Wer solche Dinge für möglich hält, kann ebensowohl an einen persönlichen Gott oder Teufel, an Gespenster, an Fortleben nach dem Tode ꝛc. glauben; und seine ganze Denkweise verdient, wenn er es auch nicht Wort haben will, ebensowohl den Namen einer Religion, wie andere, mit diesen Begriffen verschwisterte Religionsformen.

Dem Glauben an das Uebernatürliche steht selbstverständlich entgegen oder gegenüber der Glaube an das Natürliche oder der Glaube daran, daß Alles in der Welt nach ewigen und unabänderlichen Naturgesetzen und nach dem unverbrüchlichen Gesetz von Ursache und Wirkung und ohne die Möglichkeit einer persönlichen Dazwischenkunft geschieht, geschehen ist und immer geschehen wird. Dieses ist der Glaube oder — wenn man das Wort in seiner weitesten Bedeutung nimmt — die Religion des Freidenkers. Denn auch der Freidenker hat eine Religion oder kann eine solche haben, wenn er darunter den Glauben an das Glück, die Wohlfahrt und den Fortschritt des menschlichen Geschlechts auf Erden und seine persönliche Mitwirkung dabei versteht. Auch ist dieser Glaube in einem gewissen Sinne „übernatürlich," da er sich über den Natur-

zustand des Menschen erhebt und denselben in eine Gesetzes-Sphäre höherer, wenn auch selbstgeschaffener Potenz emporhebt. Der Unterschied zwischen dem „Uebernatürlich“ des Gott- oder Religionsgläubigen und demjenigen des Freidenkers besteht nur darin, daß es der Eine über, der Andere unter den Wolken sucht.

In diesem Sinne würde also die genannte Definition selbst auf eine Religion ohne eigentlich religiöse Vorstellungen oder auf den ganz allgemeinen Glauben an den Fortschritt und an den endlichen Sieg des Wahren, Guten und Gerechten anwendbar sein und somit auch Denjenigen gerecht werden, welche Religion ohne theistische Beimischungen oder ohne jede Entstellung durch konfessionelle Beschränkung zu besitzen glauben. Eine so geartete Religion muß für alle Menschen, einerlei ob Christ oder Heide, ob Theist, Pantheist oder Atheist, dieselbe sein und sich auf dasjenige gründen, was allein menschlich ist.

Die wahre, d. h. die durch Vernunft erleuchtete und geleitete Religion sollte Menschen und Völker zu gegenseitiger Liebe und Verbrüderung führen, während die dogmatische Religion der Kirche, wie die Geschichte lehrt, sie zu Fanatismus und gegenseitiger Verfolgungswut aufstachelt. Diese wahre Religion kann auch nicht, wie die letztere, fortwährend in unheilbaren Konflikt mit der voranschreitenden Wissenschaft kommen, weil sie der letzteren und der Vernunft nicht befiehlt, sondern gehorcht. Sie kann auch nicht, wie das geschichtliche Christentum, in feindliche Konfessionen zerfallen, sondern muß zu der ursprünglichen Lehre Christi zurückkehren, welcher nur eine Religion lehrte und die gegenseitige Liebe aller ihrer Bekenner predigte.

Daß eine Zeit kommen muß und wird, wo diese hier geschilderte Religion der Humanität oder des Freidenkertums die Religion der Kirche ablösen, und wo man das Wort „Religion“ wieder zu seiner wahren oder Ciceronianischen Bedeutung erheben wird, ist ein Wunsch oder eine Hoffnung, welche gewiß alle

wahren Menschenfreunde mit uns teilen werden. Dann wird auch eine Zeit kommen, wo kirchliche und weltliche Unterdrückung und Bevormundung ein Ende nehmen werden, und wo die von ihren alten Peinigern befreite Menschheit aufatmen wird, wie ein aus langjähriger Kerkerhaft Befreiter. Humanismus oder allgemeine, gegenseitige und werkthätige Menschenliebe und darauf gegründetes Menschenglück werden dann noch die einzigen Götter sein, denen unsere Enkel und Urenkel huldigen, oder die einzigen Mächte, denen sie unterworfen sein werden. Aber wie lange es noch dauern wird bis zur Erreichung eines solchen Zieles, kann niemand vorhersagen. Nur soviel scheint gewiß, daß jener glückliche Zustand nicht eher wird eintreten können, als bis es gelungen sein wird, jenem verderblichen, aus den Zeiten unserer tierischen Vergangenheit uns überkommenen „Kampfe um das Dasein“, welcher unser ganzes gesellschaftliches Leben beherrscht, durch verbesserte gesellschaftliche Einrichtungen die Spitze abzubrechen oder aus einem von den Einzelnen geführten Kampfe um das Dasein einen gemeinschaftlichen Kampf für das Dasein zu machen. So lange alles dem Egoismus unterworfen ist, und so lange der Einzelne nicht in dem Glück, sondern in dem Verderben der anderen seinen eigenen Vorteil zu finden gewohnt ist, kann die Idee der allgemeinen Bruder- und Menschenliebe unmöglich die Oberhand gewinnen. Erst wenn alle Menschen von dem Bewußtsein und der Ueberzeugung beseelt sein werden, daß einer für alle arbeitet, und daß alle für einen arbeiten, wird die „Religion der Humanität“ an die Stelle der alten Religion des Hasses, des Aberglaubens und der gegenseitigen Unterdrückung treten; und der Gott der Menschen-, nicht der sogenannten „christlichen Liebe“ wird, wie gesagt, der einzige Gott sein, zu dem die Menschen noch beten werden. „Menschenliebe“, sagt L. Feuerbach sehr bezeichnend, „ist die einzig wahre Gottesliebe.“



Christentum und Sklaverei.

Unter den mancherlei Verdiensten, welche dem Christentum fälschlicherweise nachgerühmt werden, figuriert auch häufig genug die Behauptung, daß es die Sklaverei abgeschafft habe. Sogar der fromme und angeblich liberale, abgedankte Minister Gladstone, welcher doch die Geschichte besser kennen sollte, hat in seinem bekannten Streite mit dem amerikanischen Freidenker Ingersoll diese falsche Behauptung, von der das gerade Gegenteil wahr ist, wiederholt. Bekanntlich spricht Jesus selbst nie davon; aber sein fanatischer Nachfolger Paulus, der eigentliche Begründer des Heiden- und Welt-Christentums, nimmt die Sklaverei ausdrücklich in Schutz und schickt einen entlaufenen Sklaven seinem Herrn Philemon in Begleitung eines Briefes an denselben zurück. Dasselbe thaten die Kirchenväter, welche sich damit begnügten, Milde gegen Sklaven zu empfehlen.

Auch ist es eine ganz falsche Meinung, daß das häßliche Institut der Sklaverei nicht vor der Zeit der Einführung des Christentums als solches erkannt und verdammt worden sei. Seneka bekämpfte dasselbe ausdrücklich, und Verordnungen der Kaiser Nero, Claudius, Antoninus und Hadrian waren anhaltend bemüht, das Sklavenlos zu verbessern. Seinen Hauptstoß aber erhielt dasselbe durch die Einfälle der nordischen, an freiere Institutionen gewöhnten Barbaren. Schließlich wurde die Zahl der sogenannten „Freigelassenen" so groß, daß sie lästig wurden, und daß Verordnungen für eine bessere

Regelung dieser Angelegenheit erlassen werden mußten. Dieses war der Augenblick, wo das Christentum, indem es die Freigelassenen zu Mönchen machte und in Klöstern vereinigte, sich selbst das Verdienst der Neuerung zuschreiben zu dürfen glaubte. Aber sehr bald verkehrte sich dieses in sein Gegenteil, indem die Klostervorstände die Sklavenarbeit vorteilhafter fanden, als die freie Arbeit. Damit fand das christliche Emanzipationsstreben ein rasches Ende. Die Klöster oder Kirchengüter nahmen viele Tausende von unfreien, an den Boden gefesselten Leibeigenen in ihren Dienst, und gerade diese waren unter den letzten, welche schließlich emanzipiert wurden. So setzte sich in Europa die Sklaverei bis in das dreizehnte, die Leibeigenschaft bis in das achtzehnte Jahrhundert fort, während die erstere in Nordamerika erst vor kurzem ausgerottet wurde und in Brasilien und den spanischen Kolonien zum Teil heute noch fortdauert — gar nicht zu reden von dem von christlichen Händlern noch andauernd betriebenen afrikanischen Skavenhandel.

Erst seit ungefähr fünfzig Jahren kämpfen die christlichen Mächte gegen den Sklavenhandel, und viele Jahrhunderte hindurch hielten Spanien und Portugal Sklaven in ihren Kolonien oder begünstigten den Sklavenhandel. Portoriko und Cuba haben erst vor ganz kurzer Zeit die Sklaverei aufgehoben. Ein christlicher König (Karl V.) und ein christlicher Mönch waren es, welche den Sklavenhandel zwischen der alten und der neuen Welt begründeten. Fast achtzehnhundert Jahre lang hielten Christen Sklaven und trieben Sklavenhandel. Bristol und Liverpool wurden vor mehr als hundert Jahren allein durch diesen Handel reich. Während des neunten Jahrhunderts verkauften griechische Christen den Sarazenen Sklaven. Im elften Jahrhundert wurden Prostituierte in Rom öffentlich als Sklaven verkauft, und der Gewinn floß in den Seckel der Kirche! Im Jahre 1796 verteidigte Wilberforce im Haus der Gemeinen in England, indem er sich auf das anarchische Frankreich berief, ohne Erfolg die Abschaffung der Sklaverei

in den englischen Kolonien. Mit welchen Schwierigkeiten die Abolitionisten in Amerika zu kämpfen hatten, ist bekannt. Sie mußten es sich sogar gefallen lassen, von den südlichen Pfaffen als Atheisten denunziert zu werden. Zahlreiche südliche Geistliche waren bereit, die Sklaverei zu verteidigen; man erklärte sie geradezu für eine göttliche Institution und suchte den Beweis zu führen, daß die Sklaverei unbeschadet des christlichen Glaubens und der christlichen Kirche bestehen könne!! Im siebzehnten Jahrhundert bestand im hochchristlichen Schottland eine wahre weiße Sklaverei unter den Kohlen- und Salzgewinnungs-Arbeitern; sie konnten verkauft, vertauscht und verpfändet werden.

Endlich lehrte die christliche Kirche trotz ihrer vielgerühmten „Bruderschaft aller Menschen“, daß Nicht-Christen nach Belieben zu Sklaven gemacht oder wie Tiere ohne Seelen behandelt werden dürften. Die blutigen Greuel, welche diese verruchte Lehre bei der spanischen Eroberung Amerikas im Gefolge hatte, sind bekannt. Ebenso bekannt ist der bereits erwähnte, unter christlicher Herrschaft aufgekommene und betriebene Sklavenhandel von Afrika nach Amerika und der dortige, Jahrhunderte andauernde Zustand der Sklaverei, im Vergleich mit welchem die antike Sklaverei als paradiesischer Zustand betrachtet werden muß. Sklaven wurden dort als reine Sachen betrachtet und entsprechend behandelt, während die christliche Kirche und ihre Vertreter ihren vollen Segen dazu gaben und keinen Anstand nahmen, sich darauf zu berufen, daß es Herren und Sklaven schon zu Zeiten der Ur-Kirche gegeben habe, und daß die Sklaverei durch Christus und seine Apostel gebilligt worden sei!!

Bei Gelegenheit eines zwischen dem Kardinal Lavigerie, welcher den Islam allein für die Schrecken der afrikanischen Sklaverei verantwortlich gemacht hatte, und dem türkischen Gesandten in Brüssel, Karatheodory Effendi, geführten Zeitungsfehde wies der letztere durch eine Reihe von Stellen aus

dem Koran nach, daß der Islam, welcher bei seiner Entstehung die Sklaverei bereits vorfand, eine humane Behandlung der Sklaven und selbst ihre Freilassung unter Umständen vorschreibt. Der Türke weist ferner nach, daß auch die mosaische Religion die Sklaverei nicht verbiete, und daß sich weder im Evangelium noch in den Schriften der Kirchenväter ein ausdrückliches Verbot der Sklaverei vorfindet. Der heilige Thomas von Aquino habe sogar in seinem Werke „De regime principum“ die Sklaverei als einen Ausfluß des menschlichen und göttlichen Rechtes bezeichnet. Ebenso hat auch Bossuet, also ein katholischer Bischof, einem jeden Eroberer das Recht eingeräumt, den Besiegten zu töten, und die Abführung des Besiegten in die Sklaverei demgemäß als „Wohlthat und Milde“ bezeichnet. Weiter zitiert Herr Karatheodory die „Institutions théologiques“, in denen Bischof Bouvier von Le Mans ausdrücklich erklärt, daß der Sklavenhandel auch nach christlichem Lehrbegriffe ein erlaubter Handel sei. Schließlich weist der türkische Gesandte auf die Thatsache hin, daß noch vor fünfundzwanzig Jahren Katholiken und Protestanten in Louisiana, Cuba, Virginien ꝛc. die Sklaverei betrieben.

Wenn daher der gegenwärtige Papst Leo XIII. in seiner Encyklika die Sklaverei bekämpft und sich seiner Anstrengungen im Interesse ihrer Abschaffung rühmt, so kann er dieses nur thun im Widerspruch mit dem Geist und der Vergangenheit seiner eigenen Kirche und an der Hand der schlauen Berechnung, daß es Dinge gibt, in welchen selbst die kirchliche Allmacht mit dem Geiste der Zeit rechnen muß. Wer aber nach obigen Aufklärungen noch die alte Behauptung wiederholen wollte, daß das Christentum als solches die Sklaverei abgeschafft oder bekämpft habe, müßte entweder mit Blindheit geschlagen oder von bösem Willen getrieben sein.



Gottesdienst oder Menschheitsdienst?

Solchen, welche nicht blos die Oberfläche der geistigen Strömungen ihrer Zeit beobachten, sondern gewohnt oder imstande sind, in deren Tiefe zu blicken, kann es schwerlich verborgen bleiben, daß wir gegenwärtig wieder an einem jener großen Wendepunkte der Entwickelung der Gedanken- oder Ideenwelt angelangt sind, welche sich in der Geschichte der Menschheit von Zeit zu Zeit wiederholen und welche jedesmal den Schluß einer alten und den Beginn einer neuen Epoche in dem Zustande des allgemeinen Bewußtseins bezeichnen. Daher auch die weite Verbreitung oder Intensität jenes Gefühls von geistigem Unbehagen, welches sich in solchen Zeitläufen oder Uebergangsperioden so vieler denkender Geister zu bemächtigen und Anlaß zu einer starken litterarischen Produktion zu geben pflegt — indem jeder von jenem Gefühl Ergriffene den unwiderstehlichen Drang empfindet, entweder an der Entwickelung oder dem Durchbruch der neuen Ideen selbst mitzuarbeiten oder aber sich mit den von Anderen darüber produzierten Gedankenkreisen bekannt zu machen. Ein vollgiltiger Beweis dafür scheint dem Verfasser in dem außerordentlichen Erfolge der Max Nordau'schen Schriften zu liegen, welche es sich bekanntlich zur speziellen Aufgabe gemacht haben, die in der Gegenwart wirksamen geistigen Gegensätze einander gegenüber zu stellen und dem Verständnis des Lesers nahe zu bringen. Gewiß ist es nicht ein Behagen an diesen Gegensätzen oder ein Behagen an solcher die eigene Ruhe

störenden Lektüre gewesen, welches ihren ungewöhnlichen Erfolg verschuldet hat, sondern vielmehr jenes erwähnte Gefühl geistigen Unbehagens, welches nach einem Ausgleich der empfundenen Gegensätze verlangt.

Zwei an sich ganz verschiedene, aber doch innerlich nahe verwandte Gebiete oder Richtungen sind es nun, in welchen sich diese Gegensätze bewegen oder geltend machen. Es sind einerseits das soziale, andererseits das religiöse Gebiet, auf welchen beiden die Bewegung mächtig zum Umsturz oder doch zur Reform des Bestehenden und zum Ersatz des Alten durch Neueres oder Besseres drängt. Wie es in der physischen Welt allgemeines Gesetz ist, daß alles, was da ist, einen Zyklus von Entstehen, Leben und Vergehen durchmacht, so auch in der geistigen und moralischen Welt, und angebliche Wahrheiten oder Glaubenssätze der Menschen entstehen und vergehen ebenso wie diese selbst. Mag man auf der Oberfläche der Erde suchen, wo man wolle, überall findet man die Spuren vergangener Menschengeschlechter. Man findet ihre Gräber, ihre Asche, ihre Tempel, Zeugnis ablegend von längst dahingegangenen Anschauungen oder Glaubenskreisen, welche zu ihrer Zeit als ewige oder heilige Wahrheiten angesehen wurden, aber späteren Zeiten nur Ausdrücke der Verwunderung oder des Spottes entlockten. So vergänglich die Gebäude der Menschen aus Holz oder Stein sind, so haben sie doch nicht selten die Götter, die in ihnen angebetet oder verehrt wurden, um Tausende von Jahren überlebt. Es scheint keine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu geben, daß die Religionssysteme in demselben Maße an Ansehen verlieren, in welchem sie nach Ueberschreitung ihrer Glanzperiode an Jahren zunehmen, und daß ihre ehrwürdigsten Glaubenssätze schließlich dem Zweifel und der Ableugnung verfallen. So ist es gegangen mit dem zu seiner Zeit allmächtigen Polytheismus der Griechen und Römer, und so wird und muß es mit der Zeit dem Hinduglauben, dem Islam, dem Protestantismus und dem Katholizismus ergehen.

Es ist der umgekehrte Gang von demjenigen, welchen wissenschaftliche Wahrheiten durchzumachen pflegen. Anfangs bezweifelt und zurückgewiesen, befestigen sie sich mit der Zeit immer mehr, während früher für unumstößlich gehaltene Glaubenssätze schließlich als Irrtümer erkannt werden.

Daher denn auch jener bekannte Konflikt oder Gegensatz zwischen der an Ansehen und Bedeutung von Jahr zu Jahr verlierenden Theologie und der vorangeschrittenen und voranschreitenden Wissenschaft oder zwischen Glauben und Wissen — ein Gegensatz, welcher die Gegenwart beunruhigt und so drohend wie niemals vorher auftritt. Zwar mag zugegeben werden, daß der Kampf der Aufgeklärten und Freigeister gegen den religiösen und speziell gegen den christlichen Glauben in dem hinter uns liegenden Jahrhundert noch weit schärfer und erbitterter geführt wurde als heutzutage. Aber der Erfolg dieses Kampfes war ein verhältnismäßig geringer, weil er noch nicht hinlänglich durch die Wissenschaft gestützt wurde, und weil die Theologen gegenüber dem bloßen Raisonnement ihrer Gegner ein verhältnismäßig leichtes Spiel der Verteidigung hatten. Das sogenannte „Licht der Natur“, welches die Deisten des 17. und 18. Jahrhunderts zur Hilfe herbeiriefen, reichte nicht hin, um das mächtige Licht der Kirche zu ersetzen, und der Materialismus der französischen Aufklärer und Revolutionsmänner war so wenig imstande, den religiösen Glauben der großen Menge zu verdrängen, daß er vielmehr einen mächtigen Rückschlag und eine Stärkung der Kirche im Gefolge hatte. Dazu kommt, daß die Wissenschaft früherer Jahrhunderte gewissermaßen mit einem Strick um den Hals arbeitete und nur unter steten Demuts- oder Ergebenheitsversicherungen gegen die Kirche und ihre Lehren ihr durch Folter und Scheiterhaufen geängstetes Dasein fristen durfte. Sah sich doch selbst der große Descartes genötigt, seiner Naturphilosophie die Bemerkung vorauszuschicken, daß es zwar keinem Zweifel unterliegen könne, daß Gott die Welt aus freiem Willen und auf

einmal geschaffen habe, daß es aber doch interessant sei, eine Untersuchung darüber anzustellen, wie sie möglicherweise von selbst hätte entstehen können!

Heutzutage ist das Verhältnis beinahe ein umgekehrtes geworden, und die ehemalige Herrscherin Kirche hat sich genötigt gesehen, der Wissenschaft gegenüber eher die Rolle einer Bittenden als einer Befehlenden anzunehmen. Sie wagt nicht mehr, wissenschaftliche Wahrheiten offen abzuleugnen oder ihnen gar ein Verbot entgegenzusetzen, sondern sie sucht sich auf jede mögliche oder unmögliche Weise mit denselben zu vergleichen oder auseinanderzusetzen, wie z. B. in der bekannten Identifizierung der sechs Schöpfungstage der Bibel mit den von der Geologie festgestellten Thatsachen. Dieses Verfahren, wenn es auch nicht zum Ziele führen sollte, ist wenigstens besser als das entgegengesetzte. Denn wenn sich, wie gesagt, die Theologie gegen ihre bloß spekulativen Gegner und namentlich gegen die deistischen Philosophen erfolgreich verteidigen konnte, so ist dieses ihren naturwissenschaftlichen Gegnern und Kritikern gegenüber nicht mehr gut möglich. Was will sie den Thatsachen der Astronomie, der Geologie, der Paläontologie, der Biologie, der Entwickelungsgeschichte u. s. w. entgegensetzen? Wie will sie das Paradies und die Geschichte von Adam und Eva noch verteidigen im Angesichte einer Forschung, welche bewiesen hat, daß der Mensch nicht aus einem höheren oder besseren Zustand herabfiel, sondern daß er allmählich im Laufe unberechenbar langer Zeiträume den entgegengesetzten Weg verfolgt hat? Wie will sie die ihr unentbehrlichen teleologischen Gesichtspunkte noch festhalten gegenüber den schlagenden Aufklärungen, welche die Entwickelungstheorie über das Zustandekommen zweckentsprechender Einrichtungen der Natur gegeben hat? Wie kann sie sich erkühnen, die christlichen Wunder noch aufrecht erhalten zu wollen im Angesicht einer Zeit, welche von der Unabänderlichkeit der Naturgesetze überzeugt ist? Nur gänzlich unwissenschaftliche Zeiten oder ganz ungebildete Men-

schen können heutzutage noch im Ernste an Wunder glauben. Könnte es wirklich Wunder geben, so würden solche, welche einen Zweifel an ihrer Wirklichkeit nicht könnten aufkommen lassen, in unserer skeptischen Zeit eine weit größere und auffallendere Wirkung äußern müssen, als in ehemaligen wundersüchtigen und wundergläubigen Zeiten und mit einem Schlage jeden Widerstand der Wissenschaft über den Haufen werfen. Eine einzige unzweifelhafte Wiedererweckung eines wirklich Toten, ein minutenlanger Stillstand der Sonne auf menschlichen Befehl oder menschliches Bitten würde das Unterste zu oberst kehren und den Triumph des Glaubens über das Wissen zu einem vollständigen machen. Aber solche Verstöße gegen die natürliche Ordnung der Dinge kommen eben nicht vor; und was hin und wieder dafür ausgegeben wird, wie die Heilige von Lourdes oder ein Monate lang fastendes Mädchen oder die Wunder des Spiritismus und ähnliche kompromittierende Dinge, hat sich bei genauerer Betrachtung jedesmal als Schwindel oder Täuschung entpuppt. Dazu kommt, daß die dem Christentum zu Grunde liegende Idee, daß Gott das Bedürfnis gefühlt habe, sich mit seinen sündigen Geschöpfen durch den Tod des unschuldigen Christus zu versöhnen, wohl in jenen barbarischen Zeiten möglich war, welche die beleidigten Gottheiten durch Opfer versöhnen zu können glaubten, aber unseren heutigen geläuterten Gefühlen und Anschauungen direkt zuwiderläuft. Dies ist gleicherweise der Fall mit jener anthropomorphistischen Vorstellung von Gott, welche für frühere Zeiten ganz natürlich war, aber dem gebildeten Bewußtsein der Gegenwart widerstrebt. Alle Vorstellungen, welche man sich von einem persönlichen Gott macht, können nur von dem eigenen Selbst abstrahiert sein. Der Begriff eines göttlichen Willens oder einer göttlichen Intelligenz nach dem Muster der menschlichen verlangt notwendig eine Lokalisation in Raum und Zeit, eine Beschränkung oder Bedingung durch andere Willen und Intelligenzen, welche mit dem wahren Gottesbegriff

unvereinbar ist. Eine von solchen Beziehungen freie und unabhängige Intelligenz ist eine Vorstellung ohne Sinn.

Auch in moralischer Beziehung ist die Idee eines wohlwollenden und gütigen Schöpfers aller Dinge unvereinbar mit den zahllosen Greueln und Grausamkeiten, welche der unerbittliche Gang der Natur und des Schicksals mit sich bringt. Mehr als die Hälfte der ganzen tierischen Schöpfung besteht aus sogenannten Parasiten oder Schmarotzern, welche nur auf Kosten und zur ewigen Qual ihrer Mitgeschöpfe da sind. Wenn nun, wie Agassiz sagt, jede einzelne Art die Verkörperung eines göttlichen Gedankens ist, so erscheint das göttliche Wohlwollen mindestens in einem recht sonderbaren Lichte.

Wenn nun trotz dem allem der religiöse und speziell christliche Glaube immer noch einen so großen Einfluß besitzt oder eine so große Macht ausübt, so ist die Ursache dafür weniger in ihm selbst, als vielmehr in einer Reihe von Umständen zu suchen, unter denen die Macht der Gewohnheit und der Erziehung — wenigstens bei der großen Menge — die erste oder Hauptrolle spielen dürfte.

Der zweite und fast noch wichtigere Umstand ist die ziemlich allgemein verbreitete Ueberzeugung, daß es an einem genügenden Ersatz fehlt für dasjenige, was aufgegeben werden soll, und daß mit dem Verlust des religiösen Glaubens eine höchst gefährliche Erschütterung der Moralität und der gesellschaftlichen Ordnung notwendig verbunden sein müsse. Philosophie und Wissenschaft können nur verhältnismäßig Wenigen den Verlust jenes Glaubens ersetzen; und der Hang zu dem Uebernatürlichen, zu dem, was über das Grab hinausgeht, wurzelt so tief in der menschlichen Natur, daß er auf irgend eine Weise befriedigt werden muß. Gewiß würden die Gaukeleien des Spiritismus nicht so viele Gläubige und Anhänger finden, wenn nicht selbst in den Kreisen der Gebildeten und Halbgebildeten dieser Hang so mächtig wäre, daß er sich, nachdem die religiösen Vorstellungen mehr oder weniger wankend

geworden sind, mit Gewalt auf dieses neue und vielversprechende Gebiet wirft. Faßt man gar die niederen und niedersten Klassen der Gesellschaft ins Auge, so können dieselben nach der Meinung der christlichen Theologen nicht bloß, sondern auch nach derjenigen der meisten Moralisten nur durch die Furcht vor künftiger Strafe oder Belohnung in einem ewigen Leben vor Verbrechen und Laster bewahrt, und kann so die allgemeine Moralität erhalten werden. Dazu kommt der gewaltige und gar nicht zu entbehrende Trost; welcher das menschliche Herz unter den unvermeidlichen Leiden des Lebens und Schlägen des Schicksals durch die Aussicht auf eine Ausgleichung in einem besseren Leben, Wiederfinden geliebter Toten u. s. w. stärkt und aufrecht erhält. Ein Aufgeben des christlichen Glaubens und der Tröstungen der Kirche müßte daher notwendig mit einer allgemeinen Verzweiflung und Ruchlosigkeit, mit einer schweren Gefährdung der menschlichen Gesellschaft selbst enden oder verbunden sein.

Solchen düsteren Prophezeiungen oder Befürchtungen gegenüber, welche die Güte der menschlichen Natur und die Schutz-Vorrichtungen der menschlichen Gesellschaft sehr gering anschlagen und welche ihre Sache weniger mit Gründen, als mit Drohungen verteidigen, dürfte es wohl der Mühe lohnen, eine kurze Untersuchung darüber anzustellen, inwieweit dieselben gegründet sein können oder nicht, namentlich darüber, ob die Religion wirklich imstande ist, die von ihr erwartete Hilfe und Tröstung zu verleihen; ferner darüber, ob das Christentum die behauptete Stütze der Moralität bildet, und endlich darüber, ob wirklich ein allgemeiner Ausbruch von Zuchtlosigkeit und Verbrechertum als das natürliche Resultat des Aufgebens der hergebrachten theologischen Meinungen zu erwarten ist?

Was den ersten Punkt anbelangt, so ist die mit religiösen Vorstellungen notwendig verbundene Zerknirschung und Furcht vor Gott keineswegs geeignet, Trost und Erquickung in die Seelen zu gießen. Geht man der Sache auf den Grund, so

wird man finden, daß die Religion bisher mehr Ursache für innere Pein und Beängstigung gewesen ist, als für Trost und Beruhigung, und daß allein die vielfachen Kontroversen über Auslegung der Bibel oder gewisse Glaubenssätze Tausenden und Millionen den Frieden ihrer Seele geraubt haben, während dem gegenüber, wie Virgil in seiner Georgika sagt, Derjenige glücklich zu preisen ist, welcher die Gesetze der Natur erkannt und seinen Fuß auf das unerbittliche Verhängnis gestellt hat. Die Furcht vor dem jüngsten Gericht oder dem Zorn Gottes hat sicher Tausenden und aber Tausenden das Sterben schwerer gemacht als den Ungläubigen, während das Dogma von der absoluten Verderbtheit der menschlichen Natur gewiß nicht geeignet ist, Hoffnung und Seelenstärke zu verleihen. Dagegen sind die entsetzlichen Aeußerungen fanatischer Glaubenshelden über die ewige Bestrafung der Sünder, Ketzer und Ungläubigen Zeichen einer Roheit und Härte des Herzens, welche mit dem angeblichen mildernden und wohlthuenden Einfluß der Religion auf das menschliche Gemüt im schneidendsten Widerspruch steht.

Was zweitens den Einfluß religiöser und speziell christlicher Vorstellungen als Leiter und Führer zur Moralität angeht, so ist bekanntlich gerade dieses Verdienst von Denjenigen, welche die Dogmen und Wunder des Christentums nicht anerkennen, aber dafür seinen ethischen Wert um so höher anschlagen, in den Vordergrund geschoben worden. Nun kann aber von Unterrichteten gewiß nicht bestritten werden, daß das eigentliche und wahre Ziel des Christentums von Anfang an nicht in der Moralität an sich, sondern vielmehr in der Hoffnung auf ewige Seligkeit oder auf Strafe und Belohnung in einem himmlischen Jenseits gerichtet war. Nicht Regeln, sondern Beweggründe, nicht Vorschriften, sondern heilige Weihen und Hoffnungen sollten den Christen zu moralischem Wandel veranlassen. Mit anderen Worten — der eigentliche Zweck der christlichen Mission war nicht, moralische Menschen zu erziehen, sondern dieselben für jenen künftigen Zustand vorzubereiten,

der ihnen Lohn oder Strafe bringen sollte; und wenn nicht geleugnet werden kann, daß das Resultat beider Lehrmethoden oft zusammenfallen oder das nämliche sein mag, so beruht dieses doch mehr auf Zufälligkeit als auf Notwendigkeit. Selbst der große Reformator Luther nahm diesen Standpunkt ein und erblickte das eigentliche Ziel des Christentums in der Seelen-Rettung in einer künftigen Welt, nicht in moralischem Verhalten in dieser. Und in der That ist dieses ganz konsequent gedacht; denn wenn das irdische Leben nur ein Vorbereitungsstadium für das jenseitige ist, so kommt die kurze Spanne Zeit, welche dasselbe umfaßt, und das Maß von Glück, welches wir hier genießen, der Ewigkeit gegenüber kaum in Betracht. In ähnlicher Weise fallen die Unannehmlichkeiten, welche wir z. B. auf einer noch so langen Seereise zu erdulden haben, im Vergleich mit dem Glück oder Wohlsein, das wir jenseits des Ozeans erwarten, gar nicht ins Gewicht, und derjenige, welcher sich für die kurze Zeit der Ueberfahrt seemännische Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen wollte, würde ebenso thöricht handeln wie ein gläubiger Christ, welcher sein Herz dauernd an irdische Güter und Freuden hängen wollte. Immerhin würde zuzugeben sein, daß auch unter solchen Umständen die irdische Moralität aus der Furcht vor dem himmlischen Richter Nutzen ziehen könnte oder müßte, wenn dem nicht das dem Christentum unentbehrliche Dogma von der Gnade und der Sünden-Vergebung im Wege stünde. Kein aufrichtiger Christ wird leugnen oder in Abrede stellen wollen, daß die mit der Erbsünde belegte Menschheit allein durch das Verdienst und die Leiden Jesu Christi von ewiger Verdammnis gerettet werden, und daß infolgedessen der hartgesottenste Sünder, wenn er nur glaubt und bereut, ebensogut selig werden kann wie derjenige, welcher während seines ganzes Lebens den Pfad der Tugend gewandelt ist. Zwar differieren Katholiken und Protestanten in diesem Punkte insofern, als die ersteren das Hinzukommen der „Gnade“ für unerläßlich halten, während

die letzteren den Hauptnachdruck auf den „Glauben“ legen. Aber in der Sache selbst ist diese Differenz, welche seit den Zeiten der Reformation Anlaß zu endlosen Diskussionen gegeben hat, unwesentlich. Die Mehrzahl der Theologen stimmt darin überein, daß ein noch so sündhaftes Leben, wenn vor dem Tode bereut, ein geringeres Hindernis für den Eintritt in das Paradies bildet, als ein noch so tugendhaftes, aber im Unglauben verbrachtes Leben. Pönitenz ist in diesem Sinne alles, Moralität nichts. Der Sünder wird gewaschen mit dem Blute des Lammes und geht ein zur ewigen Herrlichkeit. Hat doch Christus selbst dem neben ihm am Kreuze hängenden Sünder, welcher seinen Glauben an ihn aussprach, versprochen, daß er noch desselbigen Tages mit ihm im Paradiese sein werde!

Und der fanatische Kirchenvater Augustinus (354—430), der einen so verderblichen Einfluß geübt hat, sagt sehr bezeichnend, daß, wenn man von der Gnade absähe, kein Grund vorhanden wäre, warum nicht die größten Heiligen die schlimmsten Sünder oder Verbrecher sein könnten.

Man wird kaum zu behaupten wagen, daß solche und ähnliche Lehren der Moralität förderlich seien; sie laden im Gegenteil zur Sünde ein. Dies wird auch leider durch die Erfahrung bestätigt. Denn wie sollten sonst, nachdem das Christentum fünfzehnhundert Jahre Zeit gehabt hat, um seinen moralischen Einfluß auf die Gemüter der Menschen auszuüben, die ewigen und endlosen Klagen der Theologen und Priester über die grenzenlose Verderbtheit der Welt möglich oder erklärlich sein? Ihr ewiger Refrain ist, daß die ganze Welt in Sünde und Verderbnis läge, was ja nicht möglich sein würde, wenn der Hinweis auf jenseitige Bestrafung und Belohnung einen merkbaren Einfluß auf die Gemüter der meisten Menschen zu üben imstande wäre, oder wenn die Beziehung zwischen Glauben und Moralität so innig wäre, wie die Theologen annehmen. Die meisten Menschen lassen sich nicht beunruhigen durch den Gedanken an entfernte Gefahren oder Uebel; und

der Tod entfaltet für sie seine Schrecken erst dann, wenn er unmittelbar vor ihnen steht. Wenn daher die Welt nichtsdestoweniger in Kultur, Sitten, Moralität und allen guten Werken vorangeschritten ist, so muß die Ursache dafür in anderen als religiösen Einwirkungen oder Vorstellungen gesucht werden.

In der That liefert denn auch die Geschichte die unzweideutigsten Belege dafür, daß Glaube und Moralität durchaus nicht in einem geraden Verhältnis stehen, und daß im Gegenteil die Zeiten, welche in Sachen des Glaubens am höchsten standen, die moralisch schwächsten waren, während, wenn jene theologische Behauptung richtig wäre, das direkt Umgekehrte der Fall sein müßte. In demselben Maße, in welchem wir aus der Gegenwart mit ihren skeptischen Anwandlungen und ihrer vielgetadelten Glaubenslosigkeit rückwärts schreiten, finden wir, daß die Neigung zu Verbrechen, Sünde und Gewaltthat zunimmt, und begegnen inmitten einer durch den devotesten Glauben und durch die unumschränkte Macht der Kirche beherrschten Gesellschaft einem Zustand der Dinge, in welchen wir uns von unserem vergleichsweise zahmen und moralischen Standpunkte aus kaum mehr hinein denken können. Verbrechen und Thaten von ausgesuchtester Schlechtigkeit vertrugen sich mit einem ungewöhnlichen Eifer in religiösen Dingen; und wenn man hinzurechnet, daß der Zustand der damaligen Gesellschaft die Entdeckung und Verfolgung von Verbrechen weit leichter machte als heutzutage, wo die Zahl der Bevölkerung, die Größe der Städte, die leichten Kommunikationsmittel dem Verbrechen zu Hilfe kommen, so muß man gestehen, daß der Durchschnitt der Moralität ebenso niedrig wie der Durchschnitt des religiösen Glaubens und Eifers hoch war. Man lebte, wie Bourdaloue von der Zeit Ludwigs XIV. sagt, wie Heiden und nannte sich Christen; und die hervorragendsten Kirchenlichter jener Zeit führten ohne Furcht vor Tadel oder Scheu vor der Oeffentlichkeit ein höchst skandalöses Privatleben.

Man denke auch an die sprichwörtlich gewordene Korruption des Klerus, überhaupt an die unglaubliche Unmoralität der Klöster und an die bekannten Zustände in den glaubenseifrigsten Ländern, wie Schottland, Spanien Frankreich u. s. w. Weder Aristophanes noch Athenäus oder Petronius haben Zustände gezeichnet, welche dem Bilde tiefster moralischer Verworfenheit nahe kommen, wie es uns z. B. der heilige Pater Damiani, der Freund und Mitreformator des großen Hildebrand (Papst Gregor VII.), in seinem „Liber Gomorrheanus" von dem Klerus seiner Zeit hinterlassen hat.

Ludwig XIV. welcher gewiß nicht der Mann war, um schlecht von den religiösen Orden zu sprechen, sagt von dem Orden der Karmeliterinnen: „Ich wußte, daß sie Diebe, Intriganten, Schwätzerinnen, Lügnerinnen, Straßenläuferinnen sind; aber ich glaubte nicht, daß sie auch Giftmischerinnen seien." In Schottland hauste der Kalvinismus fast noch ärger als die Inquisition in Spanien, und wenn ein fanatischer Glaube an Christus und die Unfehlbarkeit der Bibel ein Volk moralisch machen könnten, so hätte Schottland gegen Mitte und Ende des 17. Jahrhunderts das moralischste Land der Welt sein müssen, während das gerade Gegenteil der Fall war.

Aus allem diesem darf man gewiß folgern, daß die höchste Unmoralität, die ärgsten Vergehen gegen das Moralgesetz sehr wohl vereinbar sind mit dem glühendsten und eifrigsten Glauben an Gott, an die Bibel, an Christus u. s. w.

Ebensowenig wie in moralischer, kann man diesem Glauben einen günstigen Einfluß auf die Gemüter der Menschen in politischer Beziehung nachrühmen. Fast immer stand die christliche Kirche auf der Seite politischer Gewalt und Unterdrückung und predigte passiven Gehorsam nicht bloß gegen Gott, sondern auch gegen dessen geistliche oder weltliche Vertreter auf Erden. Was die Beziehung des christlichen Glaubens zur Philosophie betrifft, so ist bekannt, daß die letztere in der Form der sogenannten Scholastik sich bis in die Mitte

des vorigen Jahrhunderts fast nur in der Eigenschaft einer ancilla theologiae frei bewegen durfte. Ebenso war dieser Glaube Gegner und Verächter alles weltlichen Fortschrittes überhaupt, in welchem er nur eine Mißachtung Gottes und seiner Werke zu erblicken glaubte, und ist es — wenigstens dort, wo er konsequent sein will — bis auf den heutigen Tag geblieben. Als die in England wegen ihrer aufopfernden Krankenpflege wie eine halbe Heilige verehrte „Mutter Margaret" (Margaret Hallahan), deren Lebensbeschreibung im Druck erschienen ist, zuerst das Wunderwerk der Britannia-Brücke zu Gesicht bekam, rief sie aus: „O, wie wunderbar! Aber wenn die Menschen solche Dinge machen, so werden sie anfangen zu denken, daß sie Gottes nicht mehr bedürfen!" Und ihr Biograph erzählt weiter, daß sie eine gewisse Befriedigung empfand, wenn einige der wunderbaren Entdeckungen der Neuzeit zu Fall kamen. So war sie froh zu hören, daß der erste Versuch der Legung des transatlantischen Kabels mißlang; und sie freute sich sogar darüber, wenn trotz Leuchttürmen, Sturmsignalen und meteorologischen Stationen die Schiffbrüche an der englischen Küste sich vermehrten, statt verminderten. „Ich freue mich darüber," sagte sie, „daß diese gelehrten Herren darüber belehrt werden, daß Gott der Herr ist!"

Das ist in der That im christlichen Sinne ebenso konsequent gedacht oder gefühlt wie die Befriedigung, welche die wirklich Gläubigen im Mittelalter bei dem gräßlichen Anblick eines Autodafe's oder eines gefolterten Ketzers empfanden. Aber daß dieser Standpunkt heutzutage von verhältnismäßig so Wenigen geteilt, und daß jede neue Entdeckung oder Erfindung der Wissenschaft oder Technik, jeder Fortschritt auf geistigem oder materiellem Gebiet mit Frohlocken begrüßt wird, zeigt deutlich, daß der wahre christliche Glaube an das alleinige Heil der Kirche und das Jenseits nur noch auf sehr schwachen Füßen steht und wahrscheinlich längst durch Besseres ersetzt worden wäre, wenn solches vorhanden wäre, oder wenn nicht die un-

erschütterliche Macht der Gewohnheit und Erziehung dem entgegenstünde. Eine bittere Erfahrung hat die Menschen darüber belehrt, daß Gebete nichts helfen und daß der Himmel taub ist für die Klagen und Fragen der Menschen. Sie haben es daher für besser befunden, sich lediglich auf die eigene Kraft zu verlassen und die Religion gewissermaßen nur noch als ein durch Tragen bequem gewordenes Kleid zu behalten, welches man nicht wegwirft, so lange man nichts Besseres anzuziehen hat.

Aber hier entsteht die große und schwer zu beantwortende, schon am Eingang unseres Aufsatzes berührte Frage, was an deren Stelle gesetzt werden soll? Das religiöse Gefühl der Menschheit, welches nicht weniger mächtig ist als der Intellekt, bleibt und sucht Befriedigung. Eine neue Religion kann man nicht machen, sie will geboren sein; und diejenigen, welche in dieser Richtung vorwärts drängen, haben vor allen Dingen danach zu fragen, was die moderne Richtung von Gefühl und Gedanke ist.

Die Beantwortung dieser Frage dürfte indes nicht allzu schwer fallen, wenn man die Geschichte der menschlichen Geistes- und Gemütsentwickelung zu Rate zieht. Die Geschichte aller Religionen zeigt, daß an die Stelle der anfänglichen Gottesopfer und Gottesverehrung eine allmähliche Umwandlung des Kultus der Götter in den Kultus des Menschen tritt, und daß der letztere in demselben Maß an Kraft, Einsicht und Glück zunimmt, in welchem er sich auf die eigenen Füße stellt oder auf die eigene Kraft verläßt. „Wer nur am Glauben hält“, sagt P. Heyse, „dem wankt die Welt. Wer auf sich selber ruht, steht gut.“ In diesem Sinne ist an die Stelle der ehemaligen Theolatrie mit der Zeit die Anthropolatrie getreten; und aus dem ehemaligen Gottesdienst ist ein Menschen- oder Menschheitsdienst geworden. Verbesserung des Einzelnen wie der Gesellschaft in materieller, geistiger und moralischer Beziehung heißt das große Ziel, welchem die zum Ersatz der alten

bestimmte neue Religion oder die Religion der Zukunft zuzustreben hat.

Solche und ähnliche Betrachtungen haben einen englischen Schriftsteller, James Cotter Morison, dazu geführt, in einer geistvollen Schrift über den Dienst des Menschen*), deren Leitung wir in vorstehenden Ausführungen zum Teil gefolgt sind, einen Versuch zur Aufstellung eines solchen Schemas der Zukunftsreligion und des auf sich selbst ruhenden Humanismus zu machen. Der inzwischen verstorbene Verfasser ist Anhänger der gegenwärtig in England unter Gelehrten und philosophisch Gebildeten sehr verbreiteten Schule der sogenannten Agnostiker, welche sich von den Atheisten dadurch unterscheiden, daß sie die Gottesfrage als eine offene und menschlicher Untersuchung nicht zugängliche betrachten. Sie verhalten sich daher allen, sowohl philosophischen wie theologischen Erörterungen dieser Art gegenüber indifferent und behaupten, daß man weder die Existenz noch die Nichtexistenz Gottes beweisen könne. Theoretisch ist der Standpunkt der Agnostiker von demjenigen der Atheisten wesentlich verschieden, während dagegen praktisch die beiden Standpunkte in eins zusammenlaufen. Beide sehen bezüglich der Ordnung des praktischen Lebens von jeder Beeinflussung durch jene Vorstellung vollständig ab und suchen eine andere, in dem Wesen des Menschen selbst gelegene und von der bisherigen religiösen Vorstellung unabhängige Begründung der moralischen und intellektuellen Zukunft des Menschengeschlechts.

Diesem Versuche unterzieht sich der genannte Verfasser aber erst, nachdem er aus seinen kritischen Untersuchungen das allgemeine Resultat gewonnen zu haben glaubt, daß erstens eine allgemeine Tendenz zur Abwerfung des christlichen Glaubens und zum Uebergang in einen wissenschaftlich begründeten Skepti-

*) James Cotter Morison. The service of man. An Essay towards the religion of future. Second edition. London, Kegan Paul, Trench and Co., 1887.

zismus bestehe, — daß **zweitens** die angeblichen Tröstungen der christlichen Religion sehr übertrieben und geeignet seien, mehr Angst und geistige Verwirrung als Trost, Freude und Zufriedenheit zu erzeugen, — daß **drittens** das christliche Dogma von der Sündenvergebung der Moralität zuwider sei, — daß **viertens** die Zeiten der höchsten Blüte des Glaubens in der Regel die unmoralischsten gewesen seien, — und daß **fünftens** die Wissenschaft viel mehr für den geistigen Fortschritt und das Wohl der Menschheit gethan habe als die Religion.

An der Hand dieser Sätze fällt es dem Verfasser begreiflicher Weise nicht schwer, die Notwendigkeit eines Ersatzes für religiöse Anschauungen zu beweisen, welche zwar nach ihm in **historischem** Sinne ihre volle Berechtigung gehabt haben, welche sich aber nunmehr ebenso überlebt haben, wie die ehemaligen Anschauungen der Biologie über die Stellung des Menschen in der Natur.

Diesen Ersatz selbst findet der Verfasser in einer Art von „Trainierung" der menschlichen Natur zur Uebung im Guten und Besseren. Die falsche Annahme, daß alles Thun des Menschen von dessen „freiem Willen" abhänge, ist philosophischerseits ebenso falsch und unwahr, wie die theologische Doktrin von der „Gnade Gottes". Vielmehr wird das Verhalten der Menschen zumeist durch innere oder äußere Einwirkungen bestimmt, auf die der freie Wille des Einzelnen so gut wie keinen oder nur sehr geringen Einfluß hat. Daher ist eine gewissermaßen „automatische" Anleitung der menschlichen Neigungen und Handlungen zum Guten notwendig. Gewohnheit ist alles und kann nicht durch den freien Willen gebrochen oder bestimmt werden. Moralisches oder unmoralisches Betragen hängt ebenso von Gewohnheit, Erziehung und angeborenem Charakter ab, wie Gesundheit oder Krankheit von der Beschaffenheit des Körpers abhängt. „Ein Mann mit einer zum Verbrechen neigenden Natur und Erziehung kann unter gegebenen Um-

ständen der Versuchung des Verbrechens ebensowenig widerstehen, als er unter gewissen Umständen ein Kopf- oder Magenweh vermeiden kann.“ Verbrechen und Kopfweh sind beide Folgen einer Reihe vorhergegangener Ursachen, welche ihren Kulminationspunkt in eben dieser Wirkung finden. Der freie Wille kann unmittelbar weder das Verbrechen noch das Kopfweh unterdrücken. So wie das physische Uebel beseitigt oder gemildert werden kann durch Arzneien oder geänderte Lebensweise, so kann das moralische Uebel beseitigt oder gemildert werden durch eine Aenderung der moralischen Umgebung des Kranken. Allerdings ist in keinem der beiden Fälle das Resultat sicher, da der Ausgang in jedem einzelnen Fall von zahlreichen, schwer zu berechnenden Umständen abhängt, wie Lebensalter, Dauer und Hartnäckigkeit des Uebels, Konstitution, Charakter u. s. w.

Unter diesen Umständen spielt der letztgenannte Einfluß oder spielen die angeborenen bösen oder guten Instinkte, über welche kein Mensch Herr ist, eine hervorragende Rolle, und die An- oder Abwesenheit derselben ist keines Individuums Fehler oder Verdienst. Niemand kann sich seinen Charakter selbst geben; jeder Mensch erhält ihn von seinen Eltern und Voreltern. Der Held wird mit einem furchtlosen Herz geboren, der Heilige mit einer angeborenen Hinneigung zu guten Werken und erhabenen Gefühlen, das moralische Ungeheuer mit schlechten, von nahen oder entfernten Vorfahren ererbten Leidenschaften. Ein Mensch ererbt sein Gehirn so gut wie sein Vermögen. Die alte theologische Lehre, daß es vor dem Angesicht Gottes kein Verdienst gibt, und daß wir alles, was wir besitzen, als freiwillige Gabe von ihm empfangen haben, beruht auf einer thatsächlich richtigen Anschauung. Es gibt Menschen ohne gute Instinkte, deren Neigung zum Uebelthun oder zu schrankenlosem Egoismus schon in frühester Jugend deutlich hervortritt, und auf welche keine Ermahnung oder Predigt einen Eindruck macht; während es wieder andere gibt, deren Hang ein ent-

gegengesetzter ist, und welche, auch ohne Lehre oder sogar trotz schlechter Lehre, einen großmütigen, aufrichtigen und uneigennützigen Charakter in allen ihren Handlungen entwickeln. Alle diese Unterschiede sind angeboren; und solche Menschen sind unter einander ebenso verschieden wie eine hektische Konstitution von einer gesunden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht moralische oder physische Heilmittel in beiden Fällen einen Erfolg haben könnten; nur sind sie unvermögend, eine schwache Konstitution in eine starke oder einen schlechten Charakter in einen guten umzuwandeln. Predigen oder Ermahnen kann hier wenig oder nichts helfen, da der freie Wille so mächtigen Einflüssen gegenüber mehr oder weniger ohmächtig ist. Man kann nicht gut oder böse sein wollen; man ist es durch äußeren oder inneren Zwang. Gute Menschen werden nicht gemacht, sondern geboren. Wenn wir von Natur selbstsüchtig sind, so wird keine Vorstellung oder gute Lehre dieses zu ändern imstande sein; und wenn wir von Natur großmütig, mitleidig, aufopfernd sind, so richtet sich unser Betragen danach, ohne daß es besonderer treibender Momente bedarf. Diejenigen, welche die Tugend in der nach einem Konflikt der Beweggründe freiwillig getroffenen Wahl der besseren Entscheidung finden, müssen zugeben, daß die Tugend um so größer, je geringer das bewußte Selbstopfer ist. Der Egoist, welcher nicht das geringste seiner Vergnügungen oder Leidenschaften der Linderung der größten Not anderer zu opfern vermag, und der Held, welcher sein Leben für ein Geringes daran gibt, sind die zwei entgegengesetzten Pole der Menschlichkeit. Und es ist so wenig wahr, daß die Tugend nur in einem Siege des eigenen Herzens über böse Versuchungen bestehe, daß das bloße Dasein oder die Möglichkeit der Versuchung bereits ihre Reinheit befleckt. Was würden wir von einem Freunde oder Bekannten denken, von dem uns bekannt wäre, daß er seine Zeit in harten inneren Kämpfen zur Besiegung der Versuchung zu Verstößen gegen das sechste, siebente oder achte Gebot zu-

brächte! Und doch ist nach der Theorie so mancher Moralisten derjenige nicht tugendhaft, welcher mit uns zu Mittag ißt und dabei nicht die Versuchung niederkämpft, unsere silbernen Löffel zu stehlen; oder derjenige nicht keusch, der nicht das Verlangen nach Umgang mit unseren Frauen zu besiegen versteht; oder derjenige nicht moralisch, der nicht über den allenfallsigen Antrieb, uns umzubringen, Herr wird, 2c. 2c.

Wenn solche Versuchungen an uns herantreten, so liegt die Schuld teils an unserm Charakter und teils, in einem geringeren Grade, an unserer Erziehung. Die Doktrinen oder Lehrsätze, denen wir anhängen, fallen dabei wenig oder gar nicht ins Gewicht. Wer eine starke Neigung zu Mord, Raub oder Diebstahl hat, läuft Gefahr, ihr zu unterliegen, einerlei ob er an Hölle oder Himmel, ob er an Moses, Buddha, Jesus oder Mahomed glaubt, ob er katholisch oder protestantisch ist.

Auch die moralistische Theorie, daß sich die Tugend selbst belohne und notwendig zum Glück führe, ist den Thatsachen gegenüber unhaltbar. Wie oft ist das gerade Gegenteil der Fall, während Kälte, Rücksichtslosigkeit, Gewissenlosigkeit und Selbstsucht so häufig die besten Lebenslose gewinnen! Wie oft ist oder fühlt sich der Tugendhafte unglücklich, während der Böse triumphiert! Zudem ist Glück ein höchst relativer und ganz von der Eigenart jedes Einzelnen abhängiger Begiff. Starke Verlangen oder Leidenschaften, welche lange und gründlich befriedigt werden können, bilden das eigentliche Material des Glückes 2c. 2c.

Nach diesen Auseinandersetzungen ist leicht einzusehen, wohin der Verfasser mit seinen Vorschlägen der Verbesserung zielt. Die Moral ist nicht zu erreichen durch Predigten oder bestimmte Glaubensvorstellungen; sie muß vielmehr als eine Art von Kunst betrachtet werden, welche wie jede andere Kunst erlernt und geübt werden muß — vorausgesetzt, daß die Anlage dazu vorhanden ist. Diese Anlage ergibt sich aus einer

moralisch organisierten Gesellschaft von selbst. Man muß daher die Menschheit zu kultivieren suchen in derselben Weise, wie wir einen fruchttragenden Boden kultivieren, indem wir das Wachstum der guten Pflanzen auf jede Weise zu befördern, dasjenige der schlechten oder des Unkrauts auf jede Weise zu hindern oder zu vertilgen suchen. Die sogenannten altruistischen oder der Gesellschaft nützlichen Instinkte oder Leidenschaften müssen gepflegt oder kultiviert, die egoistischen oder schädlichen zurückgedrängt werden. „Eine ideale Gesellschaft ist eine solche, in welcher eine ideale Erziehung die guten Leidenschaften gewohnheitsmäßig oder systematisch antreibt und entwickelt, während sie die schlechten entmutigt und allmählich zum Aussterben bringt.“

Mit diesen Worten schließt die merkwürdige Schrift, welche das moralische Problem von einer Seite angreift, von der es bis jetzt noch kaum anzugreifen versucht worden ist. Zwar sind die allgemeinen Grundsätze, von denen der Verfasser ausgeht, bekannt genug; aber ein so bestimmter Vorschlag zur moralischen „Trainierung“ der Menschheit ist unseres Wissens noch nicht gemacht worden. Wohl trainiert die Gesellschaft ihre Mitglieder in gewissem Sinne auch jetzt schon durch Gesetze, Strafen, Einrichtungen, Schulen, Sitten u. s. w.; aber sie thut dieses nicht als Selbstzweck, sondern mehr beiläufig in Verfolgung anderweitiger Zwecke oder Ziele, und das dabei im Interesse der Moralität erzielte Resultat ist mehr zufällig als notwendig. Soll sich dieses ändern und soll die Gesellschaft als solche die moralische Trainierung oder Erziehung ihrer einzelnen Glieder als Zweck verfolgen, so muß sie eben mehr als bisher die soziale Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen oder jenes Ideal zu verwirklichen suchen, das der Verfasser als „Menschheitsdienst“ (service of man) dem „Gottesdienst“ gegenüberstellt. Leider begnügt sich der Verfasser damit, das Ziel hinzustellen, ohne sich darüber auszulassen, auf welche Art und Weise er dasselbe zu erreichen

gedenkt. Aber der geehrte Leser wird dabei nichts verlieren, wenn er sich an dasjenige halten will, was der Schreiber dieser Zeilen in einem bereits früher geschriebenen und an anderer Stelle dieses Buches wiedergegebenen Aufsatz über „die Naturwissenschaft und die moderne Gesellschaft" gesagt hat. Eine moralisch organisierte, auf den Prinzipien der Gerechtigkeit und des Gemeinwohls oder der gegenseitigen Solidarität errichtete Gesellschaft wird schon an und für sich so wenig Gelegenheit oder Anlaß zu Verbrechen bieten, daß auch ohne förmliche „Trainierung" die letzteren immer seltener werden müssen. Kommt nun dazu noch der Erziehungseinfluß und die von Eltern oder Voreltern, welche in moralisch organisierter Gemeinschaft aufgewachsen sind, ererbten Anlagen oder Antriebe zu moralischem Fühlen und Handeln, so ist dasjenige, was der Verfasser des Service of man erreichen will, mehr oder weniger erreicht, und ist ein Zustand geschaffen, der, wie die Geschichte lehrt, weder durch den Einfluß der Religion, noch durch Furcht vor Strafe, noch durch Predigten oder Ermahnungen jemals erreicht werden kann. Die geistige Natur der Menschen selbst muß eben eine bessere und eine solche werden, welche durch ihre guten Instinkte oder unbewußten Antriebe von selbst vom Verbrechen zurückgehalten und der Tugend in die Arme geführt wird. Die ewigen Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen werden dann ein Ende nehmen, die vielen kostspieligen Veranstaltungen kirchlicher Ermahnungen und Drohungen werden entbehrlich werden, und die an die Spitze dieses Aufsatzes gestellte Frage: Ob Gottesdienst oder Menschheitsdienst? wird zugunsten des letzteren entschieden werden. Freilich muß zugestanden werden, daß dieses schöne Gemälde vorerst ein Zukunftsbild ist und auch wohl noch lange bleiben wird; aber da auch Zukunftsbilder ihr Berechtigung haben, so möge der gütige Leser der Phantasie des Menschenfreundes dasjenige zugut halten, was vielleicht in diesem Aufsatze seinen eigenen Anschauungen nicht genügt oder entsprochen hat.



Ein neuer Gottesbegriff.

Nachdem die philosophischen und theologischen Beweise für das Dasein Gottes sich bekanntlich als wenig stichhaltig erwiesen haben, versucht man es neuerdings auf einem anderen und zwar merkwürdiger Weise naturwissenschaftlichen Wege, dem Gottesglauben einen wissenschaftlichen Boden zu bereiten — obgleich gerade die Naturwissenschaft mit Recht als die unversöhnlichste Feindin aller supranaturalistischen oder anthropomorphistischen Vorstellungen angesehen wird. Wer aber Beweise für eine einmal in ihm festgerannte Meinung oder Vorstellung sucht, wird sie wahrscheinlich immer und überall zu finden imstande sein, wenn auch die genauere Prüfung derselben ein negatives Resultat ergeben sollte. Ein solcher Versuch liegt uns vor in einer bei Hölder in Wien vor kurzem im Druck erschienenen Inaugurationsrede des Herrn Professors der Geodäsie (Feldmeßkunst) Josef Schlesinger in Wien „Ueber das Wesen des Stoffes und des allgemeinen Raums“. Man könnte den neuen Gottesbeweis, wenn man ihn mit einem terminus technicus bezeichnen will, den „Fadenbeweis“ nennen, da er im wahren Sinne des Wortes „an einem Faden hängt“. Wenn man nämlich, so erzählt uns der Herr Professor der Feldmeßkunst, einen beliebigen festen Körper von etwa einem Kilogramm Gewicht mittelst eines schwachen Fadens frei aufhängt und an den Körper einen nach unten hängenden gleich starken oder auch stärkeren Faden anbindet, welchen man nun rasch anzieht, so tritt die merkwürdige Erscheinung

ein, daß nicht der obere, bis zu neun Zehnteilen seiner Tragfähigkeit belastete oder angespannte Faden, sondern der untere nicht belastete Faden zerreißt!

Daraus folgt nach Herrn Schlesinger, daß eine sinnlich nicht wahrnehmbare Ursache den Körper festhält und so dem Zug während der kurzen Zeit des Zerreißens der unteren Schnur den notwendigen Gegenzug von mindestens neun Zehnteln der Schnurfestigkeit entgegensetzt.

Diese sinnlich nicht wahrnehmbare oder erkennbare Ursache kann nun nach Herrn Schlesinger nichts Anderes sein, als — Gott!

Erschrick nicht, lieber Leser, über die Kühnheit dieser Schlußfolgerung. So leicht, wie ich es hier in nuce zusammengefaßt habe, hat sich Herr Schlesinger die Sache mit dem Fadenbeweis allerdings nicht gemacht; er läßt vielmehr eine längere Auseinandersetzung vorhergehen und nachfolgen, in welcher er nachzuweisen sucht, daß in der Natur sinnlich unwahrnehmbare Dinge bestehen, welche auf die kleinsten und größten Körpermassen wirken und sie in Bewegung zu setzen vermögen, und daß man sich der Annahme zuneigen könne, Körperstoff oder Materie sei das Resultat des Wirkens einer sinnlich nicht wahrnehmbaren Macht innerhalb einer Raumgröße, welche dem Volumen eines Atoms gleichkommt.

Allerdings gibt Herr Schlesinger zu, „daß wir eine solche Macht nicht verstehen können“; und so wie ihm selbst wird es wohl der Mehrzahl der Leser beim Anblick obiger Zeilen ergangen sein. Aber dieses hält den kühnen Naturforscher nicht ab, seine sogenannte „Wirkungshypothese“ weiter zu verfolgen und zu deduzieren, daß „der allgemeine Raum als unabweisliche Notwendigkeit für das Sein der Körperatome erscheint.“

Dieses ist nun freilich eine Wahrheit, welche nur durch ihre Trivialität auffällt und welche wohl noch kein mit gesundem Menschenverstand Begabter jemals bezweifelt hat —

mit Ausnahme vielleicht jener superklugen Metaphysiker, welche den Raum nur für eine Ausgeburt unseres Gehirns halten. Auch die weitere Deduktion, daß der Raum nicht ein an sich Leeres oder ein Nichts sein kann, wäre entbehrlich gewesen, da die Physik den Begriff des leeren Raums längst abgeworfen hat. Raum ohne Substanz ist ebenso wenig zu begreifen, wie Substanz ohne Raum; beide sind vielmehr ebenso unzertrennlich verbunden, wie Kraft und Stoff. Anders dagegen verhält es sich mit der weiter hier anschließenden Behauptung des Herrn Verfassers, daß der allgemeine Raum nicht blos die unerläßliche Bedingung für das Dasein aller Körperatome ist und alle Körpermassen durchdringt, sondern daß er auch auf sie alle in gesetzlich bestimmter Weise festhaltend einwirkt — wie durch das Faden-Experiment bewiesen wird. Daraus folgert Herr Schlesinger weiter, daß nur das Wesen des allgemeinen Raums jene Macht sein kann, aus deren Wirkung die Körperatome hervorgehen, und daß demnach der allgemeine Raum als die erste Ursache alles Seins in ihm oder als die Ursache angesehen werden muß, deren Thätigkeit die Körperatome als Wirkung zeugt. Wörtlich: „Die Körperatome sind Wirkungen des Wesens des allgemeinen Raums."

Dieser logische Seiltänzersprung, wobei plötzlich aus einem gedachten Etwas, das eben erst nur Bedingung für das Sein der Körperatome war, die Ursache derselben wird, und wobei ein aus dem Sein erst abgeleiteter Begriff zum Vater des Seins selbst gemacht wird, führt nun den Herrn Verfasser an der Hand seiner „Wirkungshypothese" im Gegensatz zu der „Stoffhypothese" und zu materialistischen Anschauungen überhaupt weiter dazu, das Wesen des allgemeinen Raums als die ewige Ursache des Seins der Welt mit allen ihren Ereignissen zu betrachten und die Behauptung aufzustellen, daß alle Naturerscheinungen Wirkungen dieses Weltprinzips sind, die wir so hinnehmen müssen, wie sie die Wirkungsgesetze dieses Weltprinzips bieten.

Das Weltprinzip, nach welchem das, was wir bisher fälschlicherweise als Stoff- oder Körperatome anzusehen gewohnt waren, als solches nicht existiert, sondern nur Wirkung des sinnlich unwahrnehmbaren Wesens des unendlichen Raums ist (ipsissima verba), wäre also damit gefunden; und daß dieses Welt- oder Raumprinzip kein anderes sein kann, als „Gott", versteht sich ganz von selbst. Die Gottesidee ist damit nach der Meinung des Herrn Schlesinger in eine Gestalt gebracht, „aus welcher heraus die sicht- und fühlbare Welt wird abgeleitet werden können", und die Zeit wird kommen, wo „Gott zu einem naturwissenschaftlichen Bedürfnis geworden sein wird." Alsdann wird man erkennen, daß es nur ein einziges Leben gibt, und das ist Gott. „Was wir gewöhnlich Leben nennen, ist nur Gottes Thun nach eignen, sich selbst auferlegten Gesetzen, die in den elementaren Wirkungsformen und in ihren unendlich mannigfaltigen Zusammensetzungen zum Ausdruck gelangen." Uebrigens ist dieser mit dem Wesen des Raums gleichbedeutende Gott nach Herrn Schlesinger nur „eine unendliche Wesenheit, ein unendlicher Geist, dem nie eine begrenzte Persönlichkeit nach kindlicher Denkweise zukommen kann. Die Welt als Wirkung Gottes ist daher mit allen ihren Weltkörpern nur eine geistige; und nur eine beengte Auffassung des Stoffes stempelt sie zu einer materiellen, zu einer feststofflichen, die sie nicht ist." Daß damit nach der Meinung des Herrn Verfassers auch die Lehre von der persönlichen Fortdauer gerettet ist, und daß wir die Bestimmung haben, „in selbstbewußter Fortentwickelung zu unsterblichen Bürgern einer unendlichen Welt zu werden," erscheint selbstverständlich. Damit ist denn auch derselben Meinung zufolge die Wohlfahrt des Einzelnen wie des Staates vor dem verderblichen Einfluß des „Materialismus", „der nur den festen Körperstoff kennt und die höhere Auffassung der Welt hemmt," gerettet!! —

Was nun die Kritik dieses neuesten Gottesbegriffes als eines „allmächtigen und allvernünftigen Raumprinzips" an-

geht, so hat uns Herr Schlesinger selbst dieselbe sehr leicht gemacht, indem er seine kleine Schrift mit einer pädagogischen Ermahnung an seine jugendlichen Zuhörer und mit der bekannten und oft angewendeten Phrase schließt: „Das walte Gott!“ Mit diesen Worten verrät der Herr Autor sich selbst und seinen eigentlichen Hintergedanken, welcher in dem alten Glauben an den theologischen, persönlichen und die Geschicke der Menschen leitenden Herrgott gipfelt. Hätte er konsequent sein und in seinem einmal eingeschlagenen naturphilosophischen Gedankengang (so unhaltbar derselbe auch an sich sein mag) verbleiben wollen, so hätte er mit den Worten schließen müssen: „Das walte das allmächtige und allvernünftige Raumprinzip.“ Aber ohne Zweifel fühlte Herr Schlesinger, welche Absurdität in einer solchen Phrase gelegen haben würde, und er zog es daher vor, zu dem alten theologischen Gottesbegriff zurückzukehren. Aber er scheint nicht die Empfindung gehabt zu haben, daß er damit sich selbst und seine ganze Theorie preisgibt und erraten läßt, daß diese Theorie nicht um ihrer selbst willen, sondern lediglich in der Absicht, einem theologischen Begriff einen anscheinend wissenschaftlichen Boden zu verleihen, erdacht worden ist. „Ein allmächtiges und allvernünftiges Raumprinzip“ — vorausgesetzt, daß es besser begründet werden könnte, als es durch Herrn Schlesinger begründet worden ist — könnte man sich ja naturphilosophischerseits als Ersatz des alten theologischen Gottesbegriffs vielleicht gefallen lassen; aber von einem „Walten“ desselben im Interesse erziehungsbedürftiger Hörer an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien könnte alsdann unmöglich die Rede sein. Möglich, daß die Geodäsie oder Feldmeßkunst den Arbeiten des Herrn Wiener Professors schon manches Gute verdankt hat und noch verdanken wird; auf dem philosophischen Gebiet dagegen werden wir uns — nach vorliegender Probe zu urteilen — mit bescheideneren Erwartungen begnügen müssen.



Moral und Religion.

Die Unabhängigkeit der Moral von der Religion ist eine so bekannte Sache, und der Nachweis, daß beide aus ganz verschiedenen Quellen entspringen, ist so oft und gründlich geführt worden, daß es beinahe Eulen nach Athen tragen heißt, nochmals darauf zurückzukommen. Dennoch ist die große Mehrzahl der Menschen in diesem Punkte so unwissend, daß sie Moral und Religion fast für identisch halten und die größten Gefahren für Staat und Gesellschaft zu erblicken glauben, wenn die kirchliche Erziehung der Jugend oder des Volkes eine Einschränkung erfahren würde. Daher man von seiten der Aufklärungsphilosophie genötigt ist, immer wieder auf diesen hochwichtigen Punkt zurückzukommen und zu zeigen, daß die Moral und die moralische Erziehung des Menschengeschlechts glücklicherweise auf besseren und solideren Grundlagen ruhen, als auf denen der hergebrachten Religionsvorstellungen und insbesondere des dogmatischen Christentums. Wäre das letztere unzertrennlich mit der Moral verbunden, so müßten jene schwarzrockigen Unglückspropheten Recht behalten, welche mit dem unvermeidlichen Zusammenbruch des alten Aberglaubens und christlicher Religionsvorstellungen das Ende der Welt oder wenigstens der Tugend, Sitte und staatlicher, wie gesellschaftlicher Ordnung herannahen sehen, während ganz im Gegenteil die Erfahrung zeigt, daß jene Güter nicht nur nichts von einer solchen Abnahme der religiösen Befangenheit zu befürchten haben, sondern im Gegenteil deutlichen Nutzen

daraus ziehen. „Diejenigen", sagt der Engländer S. Laing, der Verfasser mehrerer vortrefflicher religionsphilosophischer Schriften, in einem kleinen, aber inhaltsreichen Heft über Agnostizismus und Christentum, „welche am alten Glauben kleben, machen ausgiebigen Gebrauch von dem Argument, daß die Religion das beste Polizei-Instrument sei, und daß, wenn der von der geoffenbarten Bibel gelehrte Glaube an künftige Belohnung und Bestrafung erschüttert würde, jede Sicherheit für Leben und Eigentum ein Ende haben müßte. Freilich würde dieser Satz, wenn er wahr wäre, ebensowenig einen Beweisgrund bilden, wie der Umstand, daß eine Amme ein unruhiges Kind durch Erschrecken mit einem Popanz zur Ruhe bringt, die Existenz eines Teufels mit Hörnern und Schweif beweist. Aber er ist auch geradezu falsch oder unwahr. Die Grundlagen der Moral ruhen glücklicherweise auf festem Felsboden und nicht auf nachgiebigem Sand; denn sie sind auf Vorstellungen und Gefühle gegründet, welche im Laufe menschheitlicher Entwickelung nach und nach in zivilisierten Gemeinschaften instinktiv geworden sind und sich über die Sphäre abstrakter Spekulation erhoben haben. So gewiß Moralität nicht ein von der menschlichen Natur getrenntes Ding ist, welches lediglich einer göttlichen Offenbarung sein Dasein verdankt, so gewiß ist es in einer großen Anzahl von Fällen, daß Individuen und Völker um so moralischer werden, je skeptischer, d. h. je zweifelsüchtiger inbezug auf göttliche Dinge sie werden. So verkehrte z. B. der blinde Glaube an die Offenbarung des Alten Testaments das moralische Gefühl bis zu einem solchen Grade, daß die entsetzlichsten Grausamkeiten im Namen der Religion begangen wurden. Mord, Ehebruch, Zauberei, religiöse Kriege und Verfolgungen — alles fand seine Begründung und seine Entschuldigung in Textstellen, welche entweder geradezu dazu aufforderten oder zeigten, daß solche Dinge unzertrennlich von Leuten „nach Jehovahs Herzen" seien. Wir verbrennen keine Ketzer, foltern keine alten

Weiber mehr oder hauen keine Gefangnen in Stücke „vor dem Herrn.“ Warum? Weil wir zweifelsüchtig geworden sind und nicht länger an die Bibel als an das Wort Gottes glauben. Wir prüfen nicht mehr, wie unsere Voreltern, Wissenschaft und Moralität an dem Prüfstein der Offenbarung, sondern wir kehren die Sache um und bringen die Religion vor den Richterstuhl der Vernunft.

Ist die Welt auf diese Weise besser oder schlechter geworden? Ist sie mehr oder weniger duldsam, menschlich, einsichtig, barmherzig, als sie in den Zeiten des blinden Glaubens war? Die Antwort ist nicht zweifelhaft, und sie bestätigt die Behauptung, daß die Moralität mit der Zunahme der Zweifelsucht gewachsen ist.

Die Moralität hat sich durch dieselben Gesetze und Vorgänge entwickelt, welche auch die Entwickelung der Arten beherrschen. Sie ist ebensowenig geschaffen oder auf übernatürliche Weise zustande gekommen, wie die verschiedenen Formen der Tiere und Pflanzen. Nehmen wir z. B. den einfachsten Fall oder den Abscheu vor dem Mord. Er ist kein allgemeiner oder der menschlichen Natur eingepflanzter Instinkt; denn bis auf den heutigen Tag gibt es Völker, bei denen der Mord für ehrenhaft gilt. Die Dyak-Jungfrau verschmäht einen Liebhaber, der nicht einen Kopf abgeschnitten hat; und die indianische Squaw schätzt die Mannheit ihres Kourmachers nach der Zahl der Kopfhäute, welche er in seinem Wigwam aufgehängt hat — einerlei ob sie im ehrlichen Kampf oder durch Verrat und Hinterlist gewonnen worden sind. Der Priester und Prophet im alten Israel hielt es für seine Pflicht gegen Jehovah, Agag vor dem Herrn in Stücke zu hauen; und Jael erlangte großen Ruhm unter den hebräischen Weibern, weil sie einen Nagel in den Kopf des schlafenden Flüchtlings trieb, welcher unter ihrem Dach Schutz gesucht hatte. David, der Mann Gottes, beging kaltblütig einen abscheulichen Mord, um einen schändlichen Ehebruch zu verheimlichen. Wo bleibt in

solchen Fällen entweder das angeborene Sittengesetz oder die Befolgung des göttlichen Gebots: Du sollst nicht töten? Millionen von Brahminen und Buddhisten, welche niemals ein Wort von Moses oder seinen zehn Geboten gehört haben, haben den Abscheu vor dem Mord so weit getrieben, daß sie nicht die niedrigste Form tierischen Lebens zu zerstören wagten, während andere Millionen Fremde und Gefangene töteten und aufaßen ohne eine Spur von Skrupeln oder Gewissensbissen.

Offenbar sind die moralischen Ideen, geradeso wie andere Produkte der Entwicklung, das Erzeugnis zweier Faktoren, nämlich der Erblichkeit und der Umgebung, und im Laufe der Jahre durch natürliche Auswahl festgestellt. In ihrer niedrigsten Form erblicken wir sie in dem Instinkt der gesellig lebenden Tiere, z. B. Bienen und Ameisen, welche um so größere Aussicht auf Erhaltung ihrer Art hatten, je mehr sie bestrebt waren, für das allgemeine Wohl zu arbeiten, während jede folgende Generation diesen Instinkt durch Vererbung mehr und mehr befestigte. In letzter Linie ist es die Bewegung oder die Bewegungstendenz gewisser Nervenzellen, welche nach und nach durch häufige Uebung oder Erblichkeit so mächtig geworden ist, daß sie unbewußt und ebenso notwendig auf Impulse von außen erfolgt, wie der Akt des Atmens oder Schluckens, oder wie die bekannten instinktiven Handlungen der Tiere.

Bei höheren Organisationen und komplizierteren Instinkten vererbt sich mehr die Tendenz oder Neigung zur Bewegung selbst. Die fast unendlich complizierten Moleküle in höheren Gehirnen bewegen sich nicht rein mechanisch, sondern in gewissen Richtungen leichter oder lieber als in andern, weil diese Richtungen teils durch die während langer Generationen ausgefurchten Kanäle, teils durch die Einwirkung der Umgebung bestimmt werden. So kann man als sicher annehmen, daß ein in England im neunzehnten Jahrhundert geborenes Kind in der Regel mit einer instinktiven Abneigung vor Mord aufwachsen wird; jedoch ist dieses nicht so sicher,

als daß es atmen und essen wird. Ein sehr heftiger äußerer Impuls, wie durch Zorn oder Rachsucht, kann den Instinkt überwältigen; und wenn das Kind in frühester Jugend unter Dyaks oder Indianer versetzt worden wäre, würden seine Anschauungen über Kopfschnellen oder Skalpieren wahrscheinlich die seiner Stammesgenossen geworden sein. Aber im allgemeinen herrscht unter zivilisierten Nationen und Gesellschaften ein solches Uebergewicht angeborener Neigung zugunsten moralischer Grundregeln, daß mit jeder folgenden Generation die Einwirkung von Erblichkeit und Umgebung diese Neigung mehr und mehr zu einer instinktiven macht.

Eine solche Begründung der Moral ist offenbar sicherer und begreiflicher, als diejenige, welche sich auf zweifelhafte Offenbarungen stützt. Sie ist sicherer, weil sie sich nicht auf einen Beweis stützt, welcher durch den Fortschritt des Wissens unmöglich geworden ist. Das Gebot, nicht zu töten, wird nicht abgeschwächt durch den Nachweis, daß das dieses Gebot enthaltende Buch eine durchaus irrige Darstellung von den Vorgängen der Schöpfung gibt und daher nicht geoffenbart sein kann; noch hört Ehebruch auf ein Verbrechen zu sein, weil die Erzählung von der Noah'schen Sündflut als eine Fabel nachgewiesen ist. Sie ist aber auch begreiflicher, weil kein fester Kodex sich lange Zeit hindurch den Bedingungen der wechselnden Gesellschaft anbequemen kann. Man denke nur an die Verschiedenheit der Ansichten über das Verhältnis von Kunst und Religion oder über Polygamie oder über Sklaverei u. s. w. zu verschiedenen Zeiten! Der heute herrschende Abscheu vor der Sklaverei ist ein deutlicher Beweis für die Entwickelung und den Fortschritt des moralischen Gefühls in neuester Zeit.

In ähnlicher Weise sind eine Menge moralischer Ideen in uns erwachsen, welche weder in dem Kodex der alten Juden, noch in dem des frühesten Christentums eine Stelle hatten. Das christliche Ideal vernachlässigte zu einem großen Teil die Tugenden des Mutes, der Unerschrockenheit, des Selbstvertrauens,

der Vorsorge, der Sparsamkeit und alle die kräftigen und festen Eigenschaften, welche den Mann machen, im Gegensatz zu den sanften und mehr weibischen Eigenschaften der Liebe, Geduld und Entsagung. Auch die ästhetische Seite des Lebens wurde nicht blos vernachlässigt, sondern geradezu verdammt in Folge einer übertriebenen und einseitigen Gegenüberstellung von Fleisch und Geist.

Unter den moralischen Ideen der Neuzeit, welche beinahe instinktiv geworden sind, ist diejenige der Verpflichtung, die Wahrheit um ihrer selbst willen zu suchen. Zweifel wird nicht mehr als ein Verbrechen, sondern als eine Pflicht empfunden; und diese Anhänglichkeit an die Wahrheit hat zugleich die Tugend der Aufrichtigkeit im Gefolge. Ein ehrlich denkender Mann darf nicht mit seinen Ueberzeugungen krumme Wege gehen und sich zu einer Art von Meinungen bekennen, weil sie vorteilhaft oder schicklich sind, während er andre festhält, weil sie wahr sind. Wenn es eine Thatsache ist, daß sich das Menschengeschlecht aus langen Zeiten paläolithischer Wildheit allmälig entwickelt hat, so hat der ehrlich denkende Mann nicht das Recht, die Thatsache anzuerkennen und zu gleicher Zeit sich zu dem Glauben zu bekennen, daß der Mensch ein von dem biblischen Adam abstammendes, herabgekommenes Geschöpf sei. Seine Pflicht schreibt ihm vor, sich zu dem zu bekennen, was ihm seine Vernunft als wahr berichtet, und nicht ein armseliger, unentschlossener, geistiger Zwitter zu bleiben, ähnlich denjenigen, welche die bekannte „doppelte Buchführung“ des Herrn Rudolf Wagner sel. Andenkens zur Richtschnur ihres Denkens genommen haben. „Soweit es die Moralität betrifft, haben wir daher keinen Anlaß, uns wegen des künftigen Schicksals der Religion Sorge zu machen. Die Moral kann für sich selber sorgen und wird, mit oder ohne theologischen Beigeschmack, ihren wohlthätigen Einfluß auf den Charakter und das Betragen zivilisierter Gemeinschaften durch fortwährende Stärkung der instinktiven Antriebe zum Guten auszuüben fortfahren. Unser Betragen

hängt glücklicherweise nicht von unserm religiösen Glauben ab, und gute Menschen finden sich in Masse unter allen Arten von Gläubigen oder Ungläubigen, von der Orthodoxie bis zum Agnostizismus und Atheismus. Denn die moralischen Instinkte ruhen, wie gesagt, auf einer weit dauerhafteren nnd solideren Grundlage, als auf bloßen Begriffen oder philospHischen Lehrmeinungen oder auf veralteten Ueberlieferungen der dogmatischen Theologie, welche in Folge ihres heillosen Konflikts mit Vernunft und Wissenschaft früher oder später verschwinden müssen."

Daß es solche moralische Instinkte oder unbewußte Antriebe der Menschenseele, moralisch zu denken oder zu empfinden, wie sie der englische Autor als innere Beweggründe den äußeren gegenüberstellt, in der That gibt, kann nicht bezweifelt werden. Die Forschungen über die weitgehende Macht der Vererbung, welche durch den Einfluß der Darwinschen Theorie neu angeregt worden sind, haben gezeigt, daß, wenn jene Macht schon auf körperlichem Gebiete eine sehr große ist, dieselbe auf geistigem Gebiet noch viel bedeutender ist, als auf leiblichem, und daß somit der Mensch als ein vorzugsweise geistiges Wesen von dieser Macht in noch weit höherem Grade beeinflußt wird, als alle seine Mitgeschöpfe. Schon die bekanntlich sehr starke Neigung der Geisteskrankheiten zur Vererbung weist deutlich darauf hin. Wahrscheinlich beruht dieses Verhältnis darauf, daß das Organ des Geistes, das Gehirn, infolge seiner makroskopischen wie mikroskopischen Beschaffenheit ein äußerst impressionables oder äußeren wie inneren Einwirkungen leicht zugängliches Organ ist, und daß es die Fähigkeit besitzt, die Folgen dieser Eindrücke nicht bloß zu behalten, sondern auch durch Erbschaft weiter fortzupflanzen. Daher gibt es kaum eine Seite unseres psychischen Wesens (sowie auch des psychischen Wesens der Tiere), welche nicht der Vererbung oder Weitererbung fähig wäre, wie einerseits Gewohnheiten, Neigungen, Triebe, Anlagen, Talente, Instinkte, Kunsttriebe u. s. w., andrer-

seits Gefühle, Leidenschaften, Temperament, Charakter, Intellekt, moralischer Sinn u. s. w. Allerdings genügt die Vererbung oder Angeborenheit allein nicht, um diesen Eigenschaften ihre volle Geltung während des Lebens zu verschaffen; es muß auch dasjenige hinzukommen, was der englische Autor als Einfluß der „Umgebung“ definiert, und was genauer als Einfluß der Erziehung, des Beispiels, der Ausbildung und Anbildung bezeichnet werden muß. Wenn der angeborene moralische Instinkt eines englischen Kindes durch den Aufenthalt unter Wilden erstickt werden kann, so kann umgekehrt der schwache moralische Funke in der Brust eines wilden Kindes durch Erziehung und Aufenthalt im Herzen einer gebildeten Gesellschaft zu hellerer Flamme entfacht werden — obgleich die in dieser Erziehung gemachten Erfahrungen der christlichen Missionäre an wilden Kindern bekanntlich keine sehr ermutigenden sind. Wenn die Nachkommen von solchen Eltern, welche selbst, und deren Voreltern während langer Zeiträume in sittlich und politisch geordneten Gesellschaftszuständen gelebt haben, schon bei ihrer Geburt gewissermaßen moralisch organisiert oder veranlagt sind, so erhebt sich diese Organisation oder Anlage erst durch Lehre, Beispiel, Erziehung und weitere Ausbildung des sittlichen Gefühls zur eigentlichen Moral. Dagegen gibt es angeborene Moral-Vorschriften oder Moralgesetze bestimmten Inhalts ebensowenig, wie es angeborene mathematische Axiome oder angeborene musikalische Melodieen, oder wie es angeborene Ideen überhaupt gibt. Dennoch gibt es Menschen, welche mit einer sehr ausgesprochenen mathematischen oder musikalischen Begabung zur Welt kommen und nur einer verhältnismäßig geringen Anleitung bedürfen, um vorzügliche Mathematiker oder Musiker zu werden; und ebenso mag es auch eine individuelle moralische Veranlagung geben, welche bei mäßiger Anleitung moralisch hoch organisierte Menschen hervorbringt. Dagegen ist das ehemals angenommene angeborene Sittengesetz oder „Gewissen“, welches jedem einzelnen Menschen in jedem ein-

zelnen Falle auch ohne sonstige Anleitung vorschreiben soll, wie er zu handeln habe, nichts als ein großer Aberglaube und wird durch zahllose Erfahrungen an wilden Völkern oder unerzogenen Menschen widerlegt. Weder beruht das Moralgesetz auf einem Vertrag, wie die Rechtslehrer behaupten, noch auf einer angeborenen Idee, wie die Moralisten wollen, sondern es ist ein echtes, durch den Zwang der Umstände selbst herbeigeführtes Naturgesetz, ohne welches die menschliche Gesellschaft oder auch nur die Existenz eines einzelnen Stammes eine Unmöglichkeit sein oder gewesen sein würde. Der Mensch kann nur gesellig leben, und da sein Zusammensein mit Anderen ihm bestimmte Pflichten der Gegenseitigkeit auferlegt, so kann es nicht anders sein, als daß sich diese Pflichten im Laufe der Zeit zu bestimmten Moralgrundsätzen entwickeln müssen. Ohne Sittlichkeit keine Gesellschaft, und ohne Gesellschaft kein Mensch! Den ersten Anfang hierzu bildete das Familienleben (in ähnlicher Weise, wie es uns auch das Familienleben der großen Anthropoiden darstellt), welches sich später erweiterte zu dem Stammes- und Staatsleben. Vielleicht kann man auch die ersten Anfänge menschlicher Moral als eine einfache Fortsetzung der schon bei gesellschaftlich oder familienweise lebenden Tiere auf gleiche Weise entwickelten moralischen Neigungen oder Antriebe betrachten.

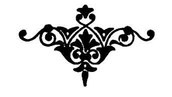
Aus allem diesem geht hervor, daß die Moral weit älter ist oder sein muß, als die Religion, welche letztere nur ein Bedürfnis des Einzelnen, während die erstere ein Bedürfnis der Gesellschaft selbst und im Keim bereits mit deren ersten Anfängen gegeben ist. Die Moral kann daher unmöglich aus der Religion entstanden sein und ist vielmehr ganz unabhängig von ihr. Erst auf einer ziemlich späten Kulturstufe sind beide in Beziehung zu einander getreten, aber nicht zum Nutzen der ersteren. Denn man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Religion der Moralität insofern schädlich ist, als sie ein egoistisches oder auf Selbstsucht gegründetes Ziel derselben

hinstellt, während echte Moralität ihren Lohn in sich selbst und darin finden sollte, daß sie den Zwecken der Gesellschaft und damit auch dem Einzelnen als Glied derselben nützt. Der ursprüngliche Zweck der religiösen Institutionen war auch gar nicht, wie E. Bournouf aus der Geschichte der Religionen vortrefflich nachgewiesen hat, moralische oder tugendhafte Menschen zu schaffen, sondern lediglich eine einfache Bestätigung der von den Voreltern erfundenen metaphysischen oder übernatürlichen Theorien zu liefern. Erst viel später legten die verschiedenen Kirchen ihren Anhängern bestimmte Regeln des Verhaltens auf. In Uebereinstimmung hiermit haben die ethnologischen Untersuchungen des ausgezeichneten englischen Gelehrten E. B. Tylor nachgewiesen, daß die moralischen Begriffe wilder Völker durchaus nicht aus der Religion entspringen, und daß bei ihnen die Berührung von Religion und Moral in der Regel sehr leise und sekundär ist. Namentlich ist der wilde Animismus, diese früheste Vorstufe der Religion, ganz ohne jene ethischen oder sittlichen Beziehungen, welche dem modernen Geiste als die eigentliche Triebfeder der praktischen Religion erscheinen; und wilde Völker oder Stämme können nur durch die notwendige Rücksicht der Selbsterhaltung zu moralischem oder sittlichem Verhalten der eigenen Angehörigen unter einander gezwungen werden, während sie fremden Stämmen gegenüber jede Art von Scheußlichkeit oder Gewaltthat für erlaubt halten. Religion und Moralität standen, wo sie existierten, ursprünglich jede auf getrenntem Boden, und die Einführung von moralischen Vorschriften und Pflichtgeboten gegen den Nächsten kommt in der Geschichte der Religionen viel später, als die Rücksicht auf angebliche Wünsche oder Gebote einer Gottheit. Anerkannte Gewohnheiten und Regeln für den Verkehr zwischen Mensch und Mensch bildeten den ersten Anfang einer selbständigen Moralität, während erst auf höherer Kulturstufe ein Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit möglich oder bemerkbar wird.

Daraus geht zur Evidenz hervor, daß es die Sitten sind, welche die Moral erschaffen, nicht aber die Religion. Vielmehr scheint es, wie bereits bemerkt, — und zahllose Thatsachen oder Erfahrungen der Geschichte und des täglichen Lebens können dafür geltend gemacht werden — daß die letztere der ersteren mehr hinderlich als förderlich ist, und daß die Sitten um so fester und mächtiger werden, je mehr die Religion in den Hintergrund tritt, und je weniger der Einzelne hoffen darf, durch Benutzung religiöser Heilsmittel oder durch Gefälligkeit gegen die Kirche und ihre Diener seiner Sünden ledig zu werden.

Hiermit ist zugleich der Weg angedeutet oder vorgezeichnet, auf welchem die allmälige moralische Veredlung des Menschengeschlechts und damit auch des einzelnen Menschen durch fortschreitende Verbesserung des Charakters und durch Vermehrung der unbewußten moralischen Antriebe der Menschenseele oder der moralischen Instinkte möglich oder denkbar ist. Im Grunde ist dieses nur eine Fortsetzung des Entwickelungsprozesses, welcher den zivilisierten Menschen aus dem rohen Urzustande der Menschheit bis zu seiner heutigen Höhe geführt hat. Die fortwährende hochgradige Veränderung und Verbesserung sittlicher Ideen und Lebensgewohnheiten, welche wir in der Geschichte beobachten, ist gewiß nicht bloß in der Fortbildung dieser Ideen selbst, sondern ebenso und vielleicht noch mehr in der Vererbung sittlicher Antriebe oder Anlagen zu suchen, welche in demselben Maße mehr Platz in der menschlichen Brust gewinnen müssen, in welchem der rohe und zügellose Individualismus des Urmenschen durch die Neigung zu geordneten gesellschaftlichen Verhältnissen und die Liebe der Mitmenschen abgestreift wird. In der That ist die Wandlung des sittlichen Gefühls und der moralischen Antriebe im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende eine so große gewesen, daß wir uns gegenwärtig mit unserer zarteren Empfindung in die rohe Denk- und Gefühlsweise von ehedem kaum mehr

hineinversetzen können — obgleich wir in der Entwickelung gesellschaftlicher und die allgemeine Menschenliebe fördernder Anschauungen und Neigungen noch lange nicht dahin gelangt sind, wohin wir in einer fernen Zukunft zu gelangen hoffen dürfen. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, welche auf die egoistischen Zustände der Gegenwart ungefähr mit denselben Gefühlen oder Empfindungen hinblicken wird, mit denen wir jetzt auf die Zeiten des Mittelalters oder auf noch frühere und rohere Gesellschaftszustände zurückblicken — eine Zeit, in welcher die von dem französischen Philosophen Comte so bezeichneten altruistischen Neigungen oder die Neigung allgemeiner, gegenseitiger Menschenliebe den jetzt noch herrschenden gesellschaftlichen Egoismus vollständig aus den Herzen der Menschen verdrängt haben werden. Mit dem Aussprechen dieser Hoffnung und einem Hinweis auf des Verfassers Schrift über „Die Macht der Vererbung und ihr Einfluß auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit“ (Leipzig 1882), in welcher Schrift die oben angedeuteten Ideen eine ausführlichere Besprechung und Begründung erfahren haben, mag dieser Aufsatz geschlossen werden.





Die Irreligion der Zukunft.

Gleichzeitig mit dem Verschwinden der positiven Religionen und des Dogmen-Glaubens, so belehrt uns M. Guyau in einer vortrefflichen, wenn auch viel zu umfangreichen Schrift über die Irreligion der Zukunft*), wächst die philosophische Spekulation und das Suchen nach Wahrheit; und man kann sogar mit vollem Recht behaupten, daß eigentlich nur derjenige wahrhaft religiös ist, welcher aufrichtig die Wahrheit sucht. Es mag zugegeben werden, daß die religiösen Irrtümer früherer Zeiten oder Jahrhunderte für diese gut oder nützlich gewesen sind; aber sie müssen mit dem Voranschreiten der Erkenntnis ebenso verschwinden oder rudimentär werden, wie die rudimentären Organe in der Körperwelt, welche ehedem wohl einen bestimmten Nutzen hatten, aber mit dem allmäligen Voranschreiten der Organisation entbehrlich geworden sind.

Es gibt in dem menschlichen Geiste Instinkte, Gefühle und dem entsprechende Glaubensrichtungen, welche bereits atrophisch geworden sind, und wieder andere, welche dazu bestimmt sind, entweder es zu werden oder sich entsprechend umzuändern. Die Notwendigkeit und ewige Dauer der Religion wird nicht dadurch bewiesen, daß man, wie dieses jetzt so häufig geschieht, ihre tiefen Wurzeln in dem menschlichen Geiste selbst aufsucht; denn der letztere ändert sich unaufhörlich. Die Religionen haben dem menschlichen Geiste allerdings einen un-

*) M. Guyau: L'irréligion de l'avenir. Paris, 1887.

geheuren Dienst erwiesen, indem sie eine ganze Reihe von Fragen neben der Wissenschaft, der Philosophie und der Moral erschöpft haben. Man mußte durch das Wunderbare hindurchgehen, um zum Natürlichen zu gelangen; durch Offenbarung und Mystik, um zu rationellen Schlußfolgerungen zu kommen. Die phantastischen und geheimnisvollen Vorstellungen der Religion sind gewissermaßen jenen unvollendeten und oft bizarren Skizzen oder Entwürfen zu vergleichen, welche wir in den Werkstätten der Künstler oder Mechaniker zu sehen gewohnt sind. Und dieses gilt nicht blos für das religiöse und moralische, sondern ebenso für das bürgerliche und politische Leben, welches anfangs auf den gröbsten Irrtümern, auf der Idee der absoluten Monarchie und des göttlichen Rechtes, auf Kasten-Einteilung, Sklaverei u. s. w. beruhte. Aber dieser ganze Barbarei-Zustand hat nur als Mittel gedient, um uns zu einem besseren Zustand hinüberzuleiten. Jene Irrtümer und veralteten Dogmen können von uns sogar mit einem gewissen Gefühl der Bewunderung betrachtet werden, wenn wir sie in Gedanken in die Zeit und Umgebung versetzen, in der sie entstanden sind, während sie ein ganz anderes Gefühl erwecken, wenn man sie in der nicht mehr für sie passenden Umgebung der Gegenwart erblickt.

Nichtsdestoweniger kann die oft ventilierte Frage, ob das religiöse Gefühl ein angeborenes Bedürfnis der menschlichen Natur sei, nicht mit ja! beantwortet werden, da es so viele schlagende Beispiele von Völkern und Einzelnen gibt, welche das Gegenteil zu beweisen scheinen. Der Geistliche Samuel Smith, welcher dreiundzwanzig Jahre mit Taubstummen umgegangen ist, sagt, daß sie ohne Erziehung keinen Begriff von einer Gottheit haben. Lubbock und Baker führen eine große Menge wilder Völker an, welche in demselben Falle sind. Nach dem, was wir über die Entstehung der Religionen wissen, müssen wir schließen, daß sie nicht aus dem menschlichen Herzen hervorgewachsen, sondern demselben von Außen

zugeführt worden sind. Diejenigen, welche die Religion aus einem angeborenen religiösen Gefühl herleiten, urteilen ungefähr wie diejenigen, welche das Königtum aus einem angeborenen Respekt für eine königliche Rasse herleiten wollten, obgleich diese Anhänglichkeit der Völker an das Königtum von je eine besondere Stärke gezeigt hat. Man denke nur an die blutigen Kämpfe der Vendeer gegen das republikanische Frankreich, während diese Gefühle heutzutage fast ganz verschwunden sind!

Daraus, daß Religionen immer existiert haben, kann man nicht schließen, daß sie immer existieren werden. Ebensowohl könnte man behaupten, daß der tollste Aberglaube, der die Menschen zu allen Zeiten beherrscht hat, immer dauere, und daß uns ohne denselben ein Stück unserer Existenz fehlen werde. Haben wir verloren durch die Erkenntnis, daß sich die Sonne nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne bewegt, und daß die erstere nicht der Mittelpunkt des Weltalls ist? Man macht den Freidenkern oft den Vorwurf, daß sie nur zerstören, ohne aufzubauen. Aber man kann die Religion eines Volkes nicht zerstören; sie fällt von selbst, wenn ihre Zeit vorüber ist. Aber alles dieses geht sehr langsam vor sich. Bei der großen Menge ist die Gewohnheit immer mächtiger als die Einsicht; dieselbe kann sich nur nach und nach an neue Vorstellungen gewöhnen.

Dem Gefühl der Ueberraschung und Abneigung, welches der in christlichen Vorstellungen Erzogene vor der wissenschaftlichen Wahrheit empfindet, kann man das noch weit stärkere Abneigungsgefühl gegenüberstellen, welches der in wissenschaftlichen Vorstellungen Erzogene den religiösen Dogmen gegenüber empfinden müßte. Er kann diese Dogmen oder Vorstellungen verstehen, weil er ihre Entstehung und Entwickelung im Lauf der Geschichte zu verfolgen imstande ist. Wollte man ihm aber zumuten, sein eignes, besseres Wissen mit denselben zu vertauschen, so würde er dabei dieselben Schwierigkeiten

empfinden, als wenn man ihm zumuten wollte, sich in den Palast des Königs von Liliput zu begeben. Der Missionär Livingstone erzählt, daß, als er eines Tages einem Negerstamm die Wahrheiten des Evangeliums gepredigt und die biblischen Legenden erzählt hatte, er einen jungen Neger bemerkte, welcher sich hinter einem Busch verborgen hatte, um seinem unstillbaren Lachreiz Lauf zu lassen; und wenn auch hier die Ursache dafür nicht in einem besseren Wissen lag, so war es doch die Rebellion des einfachen Menschenverstandes gegen die Erfindungen überreizter religiöser Phantasie.

Was die Befürchtungen wegen Beeinträchtigung der Moralität durch den Verlust der Religion betrifft, so müssen dieselben als ganz unbegründet betrachtet werden. Es ist leicht aus den Akten der Kriminalstatistik nachzuweisen, daß die Religionslosigkeit bei den Verbrechern aller Länder nicht die Regel, sondern die Ausnahme bildet. Auch zeigen uns jene Akten eine große Anzahl von Fällen, in welchen die ängstlichste und selbst aufrichtigste Religiosität sich mit den schwersten Verbrechen verbindet. Als die Verbrecherin G..... das Haus ihres Geliebten anzündete, rief sie: „Mögen Gott und die heilige Jungfrau das Uebrige thun!“ Die Frau des Mörders P..... betete, während ihr Mann den Mord vollführte, zu Gott, daß alles gut gehen möchte! Das Tagebuch der Marquise von Brinvilliers enthielt neben dem Bekenntnis ihrer zahllosen Verbrechen (Vater- und Brudermord, Brandstiftungen, viele Giftmorde) auch das Bekenntnis ihrer versäumten oder nicht sorgfältig genug geleisteten Beichten! Daß in Italien die Verbrecher meist sehr religiös sind und ihren Pflichten gegen die Kirche genau nachkommen, ist bekannt. Der Kriminalstatistiker Professor Lombroso erzählt, daß die Räuberbande Caruso in ihren Schlupfwinkeln Heiligenbilder mit Kerzen aufhing, zu denen man betete. Madonnen und Heilige werden von den Verbrechern zum Beistand bei ihren Verbrechen angerufen. Ein Vatermörder versicherte Lombroso, daß ihm die

Madonna, zu der er gebetet, auch wirklich geholfen habe, da sein Vater, trotzdem er selbst von Körper sehr schwach sei, schon beim ersten Schlage tot umgefallen sei — und tausende von ähnlichen Beispielen, welche zeigen, daß bei Menschen, denen die moralische Empfindung oder Herzensbildung fehlt, die Religion nur Heuchelei, Fanatismus und Hangen an Aeußerlichkeiten hervorbringt. Daher auch katholische Gegenden und Länder, weil sie in der Regel die unwissendsten sind, und weil die Religion mehr Gewohnheit als Gewissenssache ist, die meisten Verbrecher hervorzubringen pflegen!

Die Bevölkerung von Paris ist, im ganzen genommen, nicht weniger moralisch, als diejenige der anderen großen Mittelpunkte Europas, z. B. London's, welches siebenmal so viel Kirchen besitzt, und doch weit weniger religiös, da kaum ein Zwanzigstel derselben die Kirchen besucht. Wollte man dieser Irreligiosität die Greuel der Kommune oder der großen Revolution zum Nachteil anrechnen, so könnte man die Religiosität mit noch mehr Recht verantwortlich machen für die Blutbäder der Bartholomäusnacht und der Dragonaden, bei denen überdem die Religion unmittelbar in Frage kam, während jene Bewegungen mehr politischer und sozialer Natur waren. Auch kann nicht geleugnet werden, daß bei allen diesen Kämpfen die Partei der Ordnung und der Religion das Recht der Wiedervergeltung in weit stärkerem Maße geübt hat, als ihre revolutionären Gegner.

Was die Völker demoralisiert, ist nicht sowohl die Abnahme der Religion, als vielmehr der Luxus und die Faulheit eines Teils der Gesellschaft inmitten des allgemeinen Elends der niederen und niedersten Klassen derselben. Was eine Gesellschaft allein in gutem Stande erhalten kann, das ist die Liebe zur Arbeit und für die Arbeit. Aber eine solche Liebe, einerlei ob sich die Liebe auf materielle oder auf geistige Gegenstände richtet, ist nicht mit der Religion verbunden, sondern mit einer gewissen allgemeinen Bildung

des Geistes und Herzens, welcher die Unthätigkeit unerträglich ist.

Dasselbe gilt für alle andern moralischen und gesellschaftlichen Tugenden, welche man als unzertrennlich von der Religion darzustellen liebt. Wenn wir in den Zeiten der Reformation lebten, würden wir katholische Priester allen Ernstes behaupten hören, daß ohne die katholischen Lehrsätze und ohne die Autorität des Papstes die menschliche Gesellschaft notwendig dem Untergang entgegengehen müsse, während inzwischen die Erfahrung das Gegenteil als richtig erwiesen hat. Uebrigens hat weder die katholische noch die protestantische Religion als solche einen hervorragenden Einfluß auf die öffentliche oder private Moral und damit auf die Lebensfähigkeit der Völker. Früher mag dieser Einfluß sehr groß gewesen sein; aber er vermindert sich von Tag zu Tag, und heutzutage ist es die Wissenschaft, welche bestimmt scheint, die geistigen Geschicke einer Nation zu leiten. Unsere Fehler oder Schäden sind heilbar. Aber ihre Heilung kann nicht erfolgen durch eine Art von religiösem Ascetismus, sondern durch jene großen Güter, welche immer dem Geist erleuchteter Völker als Ziele vorgeschwebt haben; sie heißen Wissenschaft, Kunst, Freiheit,. Recht und allgemeine Brüderlichkeit.

Die Frage, ob an die Stelle der alten eine neue Religion treten könne oder werde, glaubt Guyau mit Nein! beantworten zu sollen. Er hält die religiöse Metaphysik nach ihren beiden enormen Anstrengungen oder Erfolgen im Buddhismus und Christentum (der Mohammedanismus ist nur eine Abzweigung ohne großen Wert) in der Zukunft zur Unfruchtbarkeit oder bloßen Wiederholung verdammt. Und ebenso verhält es sich mit der Moral, in der man, soweit es die Vorschriften betrifft, über die beiden genannten Religionen nicht oder nur verhältnismäßig wenig hinauskommen kann. Auch der religiöse Kultus würde ebensowenig wie die Dogmen mit dem Geist der künftigen Gesellschaft vereinbar sein. Der

Glaube künftiger Jahrhunderte wird nicht mehr das Zeichen dogmatischer und ritualistischer Religionen tragen; er wird einfach philosophisch sein, wenn auch nicht unter der Form des bekannten religionsphilosophischen Comtismus, welcher nur eine philosophische Wiedergeburt des alten Fetischismus ist. Auch die neue Religion des Herrn Felix Adler in Newyork ist im Grunde nichts weiter als eine große Mäßigkeitsgesellschaft mit gegenseitiger Hilfeleistung.

Diejenigen, welche eine religiöse Erneuerung im Sozialismus suchen, schauen eigentlich nicht vorwärts, sondern rückwärts, da Buddhismus und Christentum anfangs auch sozialistisch oder kommunistisch waren und erst später invidualistisch wurden, indem sie ihre Anhänger auf die zu hoffende Gleichheit im Himmel oder im Nirwana vertröſteten. Uebrigens können solche Versuche eines religiösen Kommunismus oder einer kommunistischen Religion nur in verhältnismäßig kleinen Gemeinschaften gedeihen, während der Staat als solcher dabei zugrunde gehen müßte.

Schwerer als alles dieses ist die Beantwortung der Frage, was, wenn die Dogmen allmälig verschwinden oder aufgegeben werden, an deren Stelle gesetzt werden soll? Hier glaubt der Verfasser das Hauptgewicht auf die künftige Gestaltung der Gesellschaft unter der Herrschaft des Moralprinzips legen zu sollen. Alle die ehemaligen religiösen Vorstellungen des Animismus, des Theismus, des Pantheismus werden durch dasjenige versetzt oder beherrscht werden, was man den Moralismus nennen könnte. Es gibt allerdings viele, welche der Meinung sind, daß man nur die Wahl habe zwischen dieser oder jener Religion und einem entschiedenen Atheismus. Andere wieder glauben dem Pantheismus oder pantheistischen Systemen die Rolle einer Zukunftsreligion zuteilen zu sollen. Anstatt wie früher, Gott zu anthropomorphisieren, sucht man ihn jetzt zu desanthropomorphisieren, d. h. aller menschlichen Attribute zu entkleiden und Welt und Gott zu identifizieren. Leider

zeigt uns die Wissenschaft nichts Göttliches im Universum, und der ewige, unbegrenzte Wechsel geht vor sich ohne Ziel oder Bewußtsein oder ohne psychische Einheit. Die Einheit der Welt besteht nur in unserem Geiste, ist nur der Schatten, welchen sie in unsere Vorstellung oder unser Bewußtsein wirft. Der Schopenhauer'sche Wille oder die ewige Kraft, welche der englische Philosoph Spencer für die Entstehung der Welt verantwortlich macht, sind schließlich nichts anderes, als Uebertragungen oder Umformungen des theistischen Grundgedankens.

Ebensowenig wie der Pantheismus selbst kann der pantheistische Pessimismus, welcher neuerdings, gestützt auf altindische Vorstellungen, hauptsächlich in Deutschland gepflegt worden ist, die Religion der Zukunft vorstellen. Die thätigen und kräftigen Völker des Occidents, denen die Zukunft der Erde gehört, werden sich niemals pessimistischen Vorstellungen oder Gefühlsregungen gefangen geben; und selbst im Orient ist der Pessimismus der großen Religionen mehr oberflächlich, als in das Leben der Menschen selbst eingreifend.

Nach weiterer Kritik und Verwerfung des Naturalismus, sowohl des idealistischen wie des materialistischen, und des reinen Materialismus selbst glaubt Verfasser das Stichwort der Zukunft und die Versöhnung der Gegensätze von Geist und Materie in dem naturalistischen Monismus gefunden zu haben, welcher eine Verbindung herstellen soll zwischen dem Monismus des Idealismus und demjenigen des reinen Materialismus oder zwischen materialistischer und spiritualistischer Weltanschauung oder zwischen der objektiven Wissenschaft und dem subjektiven Wissen des Bewußtseins. Diese philosophische Einheit ist für den Verfasser weder die eine Substanz des Spinoza, noch die absolute Einheit der Alexandriner, noch die unerkennbare Kraft des Herrn Spencer, noch der nach Zweckursachen handelnde Verstand des Aristoteles. Der wahre Monismus ist weder transzendent, noch mystisch, sondern immanent und naturalistisch. Die Welt ist ein einziges und nämliches Werden;

es gibt weder zwei verschiedene Arten der Existenz noch der Entwickelung, sondern nur eine einzige, deren Geschichte die Geschichte der Welt selbst ist. Anstatt die Materie in dem Geist oder den Geist in der Materie aufzulösen, erkennen wir beide vereinigt in dem Begriff des allgemeinen Lebens, dessen Bereich durch den Fortschritt der Wissenschaft jeden Tag weiter ausgedehnt wird und welches sowohl die organische wie die unorganische Welt umfaßt. Wahrscheinlich oder gewiß ist dieses Leben nicht auf unsere kleine Erde beschränkt, sondern geht auf zahllosen Weltkörpern — nach den Resultaten der Spektral-Analyse und Astrophysik zu schließen — in gleicher oder ähnlicher Weise vor sich. —

Die Schrift des Herrn Guyau, der sich übrigens sehr vertraut mit der deutschen philosophischen Litteratur zeigt und von derselben vielleicht eine allzugroße Breite oder Weitschweifigkeit angenommen hat, kann — wenn sie auch das eigentliche Problem oder die Frage nach der Irreligion der Zukunft kaum in genügender Weise löst oder beantwortet — doch als ein interessanter Beitrag zu der gegenwärtigen Bewegung der Geister auf religions-philosophischem Gebiet betrachtet werden. Die Anstrengungen der Denker und Gelehrten auf diesem Gebiete wachsen in demselben Maße, in welchem der unversöhnliche Gegensatz zwischen unsern bisherigen religiösen Vorstellungen und der voranschreitenden Wissenschaft stärker und deutlicher zutage tritt. Aber diese Anstrengungen werden vergebliche bleiben, so lange man der Sache mit einem der vielen „Ismen“, an denen Guyau, wie die meisten seiner philosophischen Kollegen, besonderen Gefallen zu haben scheint, beizukommen sucht. Selbst wenn ein solcher „Ismus“ die gelehrte Welt mehr oder weniger befriedigen könnte, so kann er doch nicht das Volk oder die große Masse zufriedenstellen; und auf diese kommt es doch vor allem an. So lange es nicht gelingt oder nicht möglich ist, diese Masse an der Hand einer besseren, nicht-theologischen Erziehung aus den Banden des Aberglaubens zu befreien und

gereifteren Anschauungen zuzuführen, wird die Sache beim Alten bleiben — nur mit dem Unterschiede, daß die geistige Kluft zwischen dem gebildeten und dem ungebildeten Theil der Nationen zum Schaden des Staates wie der Gesellschaft immer tiefer gerissen wird. Ob sich aber dann, wenn es einmal zu einer solchen Erziehung kommen könnte oder sollte, auf dem Boden der alten Religionen eine „neue" Religion bilden, oder ob sich die Menschheit an der trocknen Wahrheit oder Wirklichkeit genügen lassen wird, ist eine Frage, die nicht im Voraus entschieden werden kann. Nur das scheint uns jetzt schon gewiß, daß einer solchen geistigen Befreiung der Menschheit eine gesellschaftliche Befreiung oder der Sieg des Altruismus über den Egoismus der Gesellschaft nothwendig vorhergehen müßte, wenn die erstere Bestand haben soll. Denn wenn der Elende und Unglückliche seine letzte Zuflucht zu den Tröstungen der Religion zu nehmen gezwungen ist, so kann der Zufriedene und Glückliche ihrer leicht entbehren; er tauscht die Religion der Liebe auf Erden ein für die Religion der Liebe im Himmel!



Politisches.

Der Krieg und der Völkerfriede.

„Besser als die Stärke von Männern
und Rossen ist die Einsicht.“
Xenophanes.

Der Krieg ist eine Art von Vererbung und Nachwirkung aus jener frühen und frühesten Urzeit des Menschengeschlechts, wo unsere barbarischen Voreltern, ähnlich den Tieren des Waldes, in einem steten Kampf und Streit bald mit den Ungeheuern der Vorzeit, bald mit ihresgleichen lebten. Wenn heutzutage ein Krieg die durch geordnete Gesellschaftszustände niedergehaltenen Leidenschaften und rohen Instinkte der Massen entfesselt, so zeigt sich dieses sehr deutlich an so vielerlei Vorkommnissen, welche jene Instinkte und Grausamkeitstriebe in einer vorher ungeahnten Stärke und Kraft hervortreten lassen; und es würde dieses in noch viel größerem Maße der Fall sein, wenn nicht die eiserne Disziplin der modernen Heereseinrichtungen dem entgegenwirken würde. Allerdings ist auch sonst der Unterschied zwischen ehedem und heute insofern ein sehr bedeutender, als nicht mehr die Rauf- und Kampfeslust der Einzelnen oder der Stämme über Krieg und Frieden

entscheidet, sondern das in der Regel lange und reiflich erwogene staatliche oder nationale Interesse großer politischer Gemeinwesen. Es ist nicht mehr die rohe Zerstörungslust als solche, sondern das Interesse der Selbsterhaltung (mag dieses auch oft falsch verstanden sein), welches die Völker zum Schwerte greifen läßt. Dadurch ist der Krieg einerseits seltener, mehr zur Ausnahme und zugleich moralischer, andererseits aber auch umfangreicher, furchtbarer und mit Hilfe der verbesserten Waffen mörderischer geworden. Mag aber ein Krieg anscheinend noch so gerecht oder durch die Umstände noch so sehr als geboten erscheinen, immer läuft bei demselben auf der einen oder auf der anderen Seite die große und gewaltige Täuschung unter, als ob das wirksamste Mittel der Rechtsprechung über widerstreitende Interessen der Völker der Appell an die Gewalt sei. Schon der einzige Umstand, daß die rohe Gewalt durchaus nicht immer zugunsten Desjenigen entscheidet, welcher im Rechte ist, macht das ganze Raisonnement hinfällig; noch mehr aber der weitere Umstand, daß in den weitaus meisten Fällen ruhige Ueberlegung oder gegenseitige Verständigung weit schneller und wirksamer zum Ziele führt, als rohes Dreinschlagen, welches die Leidenschaften mehr erregt als besänftigt.

Wenn in den unteren und untersten Schichten der Gesellschaft persönliche Reibereien entstehen, so endigen sie in der Regel mit Raufereien, Schlägereien oder Messerstichen, weil dort die besänftigende Kraft der Ueberlegung und der moralischen Selbstbeherrschung fehlt, während unter Gebildeten das Gegenteil einzutreten pflegt. Geradeso sollten Völker von hoher Bildung oder Kulturstufe mehr den Verstand gebrauchen, um ihre Streitigkeiten auszufechten, als die Faust. Denn bei ihnen kann und darf nicht mehr der alte Irrtum des Urmenschen und barbarischer Zustände unterlaufen, als ob das eigene Interesse am besten durch Niederschlagen, Vernichten oder Unterjochen anderer Menschen oder Völker gewahrt werde.

Ganz im Gegenteil müssen sie auch bei der oberflächlichsten Ueberlegung einsehen, daß es bei dem großen Weltverkehr der Gegenwart keine bessere Beförderung des eigenen Interesses gibt, als das Wohlsein der anderen und die Unterhaltung friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen mit denselben, und daß selbst ein siegreich geführter Krieg auch für den Sieger jetzt und später solche Nachteile mit sich bringt, welche die dadurch gewonnenen Vorteile in der Regel aufwiegen oder zunichtemachen. Je mehr demnach im Laufe unserer zivilisatorischen Entwickelung die Einsicht über die Leidenschaft, die Ueberlegung über die atavistischen Instinkte der Vergangenheit die Oberhand gewinnen wird, um so mehr werden wir uns vom Krieg entfernen und dem großen Ziel allgemeiner Menschen- und Völkerverbrüderung nähern — ein Ziel, welches dem Geistes- und Gemütszustand unserer barbarischen Vergangenheit geradezu entgegengesetzt ist.

Zu bevorstehenden Betrachtungen wurde der Verfasser dieses Aufsatzes angeregt teils durch die Bestrebungen der modernen Friedensvereine, welche, von England ausgehend, sich neuerdings auch über Deutschland und andere Länder auszubreiten suchen, teils durch einen soeben gehörten öffentlichen Vortrag von Prof. Dr. C. Beyer über das Thema „Völkerrecht und Völkerfriede", in welchem Redner in seiner anregenden und formgewandten Weise nachwies, wie der früher unbekannte Begriff des Völkerfriedens sich nur allmälig aus dem Begriff eines Völkerrechts entwickeln konnte, und wie die auf Herbeiführung eines solchen Friedens gerichteten Bestrebungen vom historisch-philosophischen Gesichtspunkt aus weder phantastisch noch unpraktisch genannt werden können. Auch zeigte er an der Hand geschichtlicher Thatsachen, wie in der That die neue Periode der Völkerfreundschaft und des Völkerfriedens bereits im Eintreten begriffen, und wie mit dem großen Kant zu hoffen sei, daß sich mit der Zeit alle Völker der Erde auf jenen hohen Standpunkt erheben würden, auf

welchem der Gedanke einer allgemeinen Entwaffnung und Entscheidung aller Streitigkeiten durch Schiedsgerichte nicht mehr zu den Träumen idealer Schwärmer gehören würde.

Etwas schärfer hätte Referent die Polemik gegen jene wunderbare Behauptung der Kriegsfreunde gewünscht, daß die Völker ohne Krieg in Versumpfung und Fäulnis zu verfallen drohten, und daß der Krieg mit einem die Luft reinigenden Gewitter zu vergleichen sei. Mag auch an letzterem Vergleich in einzelnen Fällen etwas Wahres sein (denn es gibt ja in der Welt nichts so Verwerfliches, das nicht auch seine guten Seiten hätte), so wird doch niemand behaupten wollen, daß z. B. die ewigen Kriege, durch welche das große Römerreich gegründet wurde, oder der dreißigjährige Krieg oder die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen oder die Einfälle der Türken in Europa oder die Napoleonischen Kriege u. s. w. die Welt vor Versumpfung und Fäulnis bewahrt hätten. Im Gegenteil sind alle noch so großen Reiche, welche durch Krieg und Gewalt gegründet wurden, an innerer Zerrüttung und Fäulnis zu Grunde gegangen, und haben die Völker nur durch unerhörte Anstrengungen und Opfer es vermocht, sich nach und nach aus dem grenzenlosen Elend emporzuarbeiten, in das sie durch große oder langdauernde Kriege gestürzt worden sind! Sind doch in Deutschland die furchtbaren Folgen des dreißigjährigen Krieges bis auf den heutigen Tag noch nicht vollständig überwunden! Und aus welchem Grunde sollten sich die jetzt lebenden Machthaber so viele Mühe geben, um Friedensbündnisse zu schließen, entstehende Zerwürfnisse im Keime zu ersticken und ausgebrochene so rasch wie möglich durch diplomatische Kongresse zu schlichten, wenn sie die Ueberzeugung haben könnten, daß ihre Völker durch „frische fröhliche Kriege“ (wie der bekannte frivole Ausspruch lautet) vor Versumpfung und Fäulnis bewahrt würden! Nur der Friede, der alles belebende, die Arbeit und Zufriedenheit fördernde, Reichtum und Wohlsein erzeugende, Kunst, Wissenschaft, Bildung und milde

Sitten unterstützende, kann solche Folgen haben, nicht aber der zerstörende, alle Leiden und bösen Leidenschaften entfesselnde Krieg. Möge der schöne Gedanke des allgemeinen Völkerfriedens immer weitere Kreise durchdringen! Wenn auch keiner der Lebenden und keiner aus der Schar der bald nach uns kommenden Generationen seine Verwirklichung erleben wird, so ist es doch schön und lohnend für jeden Menschenfreund, das ferne Ziel gezeigt und ihm zugestrebt zu haben! In magnis etiam voluisse sat est.





Die Lösung der Judenfrage.

Es vergeht kaum ein Jahr oder Halbjahr, ohne daß der berühmte Philosoph des „Unbewußten“ die Lesewelt mit einem neuen Produkt seiner rastlosen Gedanken-Arbeit überrascht. Diese Fruchtbarkeit ist nicht gerade auffallend. Wer, wie Herr von Hartmann, alles aus der philosophischen Vogel-Perspektive oder nach einer gewissen philosophischen Schablone betrachtet, hat es nicht schwer, mit einem Urteil über dieses oder jenes bei der Hand zu sein, während enger oder beschränkter angelegte Geister sich erst zu einem langwierigen Studium eines Gegenstandes verpflichtet fühlen, ehe sie darüber schreiben oder urteilen. Dieses mag auch die Ursache dafür sein, daß die deduktive Methode der philosophischen Theoretiker immer noch weit mehr Anhänger findet als die induktive der Forscher, welche erst einen ganzen Ballast wissenschaftlicher Ergebnisse oder Thatsachen aufstapeln müssen, ehe sie zu allgemeinen Schlußfolgerungen zu schreiten wagen. Immerhin hat das Anhören der Meinung eines geistvollen und unterrichteten Mannes über eine brennende Tagesfrage ein nicht zu unterschätzendes Interesse, wenn auch dieses Interesse vielleicht mehr künstlerischer als wissenschaftlicher Art sein mag. Von diesem Gesichtspunkt aus mag auch die jüngst erschienene Schrift Eduard von Hartmann's (Das Judentum in Gegenwart und Zukunft) beurteilt werden. Herr von Hartmann steht weder im Lager des Semitismus, noch in demjenigen des Antisemitismus; er wünscht die Rolle eines versöhnenden Ver-

mittlers zu spielen, was ja vom Standpunkte des gesellschaftlichen Friedens aus jedenfalls als das Empfehlenswerteste erscheint. Nur ist er leider selbst genötigt, anzuerkennen, daß solche Bestrebungen in der Regel wenig Erfolg haben und weder von der einen, noch von der andern Seite Anerkennung finden. Auch zeigt seine Behauptung, „daß der gegenwärtige jüdische Typus ein durch geschäftliche Verhältnisse körperlich und geistig verkümmerter und degenerierter sei", für welche Behauptung alle Beweise fehlen, nicht gerade für große Objektivität oder Unparteilichkeit. Nichtsdestoweniger sieht sich Herr von Hartmann genötigt, diesem degenerierten Stamm Nüchternheit, Mäßigkeit, Geduld, Thätigkeit, Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit, Familiensinn, Bildungsstreben u. s. w. u. s. w. nachzurühmen und anzuerkennen, daß diese Eigenschaften nicht zum geringsten dazu beigetragen haben, daß sich der Stamm unter dem Druck so vieler Widerwärtigkeiten lebendig und triebkräftig erhalten hat.

Was dagegen die Religion betrifft, so steht Herr von Hartmann auf einem Standpunkt, dem Referent unbedingt beipflichten muß, indem er sowohl die christliche wie die jüdische Glaubenslehre als „ideell überwundene Standpunkte im Entwickelungsgang des religiösen Bewußtseins der Menschheit" bezeichnet welche zwar nach dem Gesetze der Trägheit ihren äußeren Besitzstand noch lange behaupten, aber keine innere Anziehung auf Draußenstehende, von der modernen Denkweise Durchtränkte ausüben können. Daher sich glaubensfreie Christen und Juden, bezüglich der Religion sehr wohl in einer höheren und konfessionslosen Gesellschafts-Schicht einigen könnten, während ein Uebertritt vom einen zum anderen Glaubensbekenntnis um so weniger verlangt werden kann, als damit bekanntlich der Rassen-Typus nicht verwischt wird und ein „getaufter" Jude unter der Rassen-Antipathie ebenso zu leiden hat wie ein ungetaufter. Die Judenfrage ist weit mehr eine ethnologische als eine religiöse, wenn auch die rituelle Einrichtung des Sabbats und

die gar nicht mehr in unsere Zeit passenden jüdischen Speise-Gesetze sehr vieles dazu beitragen, um die Bekenner beider Religionen gesellschaftlich auseinander zu halten. Diese religiösen Aeußerlichkeiten wirken weit mehr trennend, als alle Glaubensbekenntnisse, und sollten von dem verständigen Teil der Juden so schnell und gründlich als möglich beseitigt werden. Je mehr das Judentum von der modernen Bildung beeinflußt wird, um so weniger wird die Aufrechthaltung des sogenannten „Gesetzes“ möglich oder lohnend sein. Auch die sogenannte „Verheißung“, welche dem auserwählten Volke Gottes besondere Vorteile, resp. eine jüdische Weltherrschaft verspricht, muß als reiner Aberglaube fallen gelassen werden.

Weiter verlangt Herr von Hartmann als Aequivalent für die Gleichberechtigung „Vertauschung des jüdischen Stammesgefühls mit dem Nationalgefühl“, was an sich ganz berechtigt sein mag, aber leider der Schwierigkeit begegnet, daß man über Gefühle nicht gebieten kann. Auch darf man nicht vergessen, daß das jüdische Stammesgefühl dadurch, daß es in vielen und verschiedenen Ländern Juden gibt, stets wach erhalten wird. So bildet das Judentum, wie Herr von Hartmann sehr richtig bemerkt, eine Art „internationaler Freimaurerei“, welche durch Religion, Rasse und Kapitalmacht zusammengehalten wird und in der Alliance israélite universelle ihre äußere Vertretung findet. In diesem Mißverhältnis zwischen Stammesgefühl und Nationalgefühl steckt auch nach Hartmann der ganze ideale Kern der Judenfrage! Dieselbe wird nicht eher gelöst werden, als bis das jüdische Dogma von der „Auserwähltheit“ definitiv fallen gelassen wird und die darin steckende Selbstüberhebung den verschiedenen National-Gefühlen in den verschiedenen Ländern Platz macht.

Freilich muß auf der andern Seite zugegeben werden, daß die hierbei durchaus notwenige Voraussetzung oder die völlig rechtliche und bürgerliche Gleichstellung im Staat noch nicht vollständig erreicht ist. Kein Jude findet — wenigstens

in Deutschland — Anstellung im Staatsdienst, und wenn Herr von Hartmann dieses mit dem noch bestehenden Mangel des Nationalgefühls bei den Juden zu entschuldigen oder zu beschönigen sucht, so übersieht er, daß dieses der ehemaligen Gewissens-Inquisition auf ein Haar ähnlich sieht. Gleiche Pflichten des Staatsbürgers bedingen auch gleiche Rechte, ohne Rücksicht auf individuelle Meinung oder Gesinnung. Allerdings können sich die Juden damit trösten, daß man auch Demokraten, Freidenker oder Liberale aller Schattierungen in dieser Hinsicht in der Regel nicht besser behandelt. Man folgt eben immer noch der alten Maxime des Patriarchenstaates: Erst seid gute Kinder oder heuchelt wenigstens es zu sein — dann wird man euch Zuckerbrot geben, andernfalls die Peitsche! Die Befürchtung Herrn von Hartmann's, daß die Juden, wenn man sie in die Staatsverwaltung aufnähme, in derselben ein schädliches Uebergewicht erlangen könnten, ist ebenso grundlos wie schmeichelhaft für — die Juden selbst. Mit demselben Rechte könnte man freilich alle Talente oder alle hervorragenden geistigen Kräfte von der Staatsverwaltung ausschließen, damit Dummheit und Günstlings-Herrschaft nicht ihre Macht verlieren.

Anders ist es in gesellschaftlicher Beziehung, in welcher alles von individueller Neigung und persönlichem Geschmack abhängt, und in welcher es daher ganz in die Hand unserer Mitbürger selbst gelegt ist, sich durch geeignetes Benehmen und Abschleifung jüdischer Eigentümlichkeiten die ihnen angenehme oder wünschenswerte gesellschaftliche Stellung zu erringen. Ihre durchschnittliche Wohlhabenheit kommt ihnen dabei wesentlich zu statten. Doch ermahnt Herr von Hartmann mit Recht die Antisemiten, nicht zu vergessen, daß so vieles, was sie in gesellschaftlicher Beziehung an den Juden auszusetzen finden, nicht deren eigene Schuld, sondern notwendige Folge der ihnen während der Jahrhunderte gewaltsam aufgedrungenen gesellschaftlichen Zurücksetzung ist.

Dagegen scheint uns die Beschwerde des Herrn Verfassers

über das sich vordrängende Judentum und die Zurückdrängung der nichtjüdischen Volksteile kaum gerechtfertigt. Wie kann die kleine, in Deutschland kaum anderthalb Prozent der Gesamt-Bevölkerung betragende Zahl der Juden ein solches Uebergewicht erlangen? Wenn sie es dennoch thäte, so müßten wir in ihr eine That- und Lebenskraft anerkennen, welche die unserige weit in den Schatten stellen und im Kampfe um das Dasein nur ihr Recht erobern würde. Wenn freilich das Geld mit der Zeit eine Macht und einen Einfluß erlangt hat, der unser ganzes gesellschaftliches Dasein bedroht, so ziehen die Juden, weil sie in der Regel erwerbskräftiger sind als ihre Wirtsvölker, davon einen nicht geringen Vorteil; aber sie können doch nicht für die Geldherrschaft *als solche* verantwortlich gemacht werden. Auch wird der eigentliche Geldadel unter den Juden selbst doch nur vereinzelt angetroffen und bildet daher wohl nur einen kleinen Bruchteil eines Prozents der Gesamt-Bevölkerung, der aber seines Glanzes wegen unverhältnismäßig in das Auge fällt und die häßlichen Leidenschaften von Neid und Mißgunst herausfordert.

Auch daß der Geldbesitz der Juden nicht immer durch Fleiß und Arbeit, sondern oft auf andere Weise erworben wird, kann ihnen nicht zum Nachteil angerechnet werden. Auch andere Leute, als Juden, erwerben oft Geld auf mühelose Weise oder durch glückliche Spekulationen, welche aber bei den Einen, wie bei den Anderen in gleicher Weise fehlschlagen und das Gegenteil des Gelderwerbs herbeiführen können. Wenn man den Juden „Ausbeutung“ ihrer Wirtsvölker vorwirft, so vergesse man nicht, in welcher Weise christliche Nationen ihre Kolonien oder andere schwächere Völker ausbeuten oder ausgebeutet haben, wenn sie die Macht dazu hatten. Ueberdem war hier die Ausbeutung eine gezwungene, während sie dort eine freiwillige ist, der sich niemand zu unterwerfen braucht. Wenn das Volk oder die Massen diese (oft nur vermeintliche) Ausbeutung mit einem tiefgehenden Haß und einer daraus

entspringenden Verfolgungswut beantworten, so suchen sie eben einfach nach einem Opfer, an welchem sie die ganz anderswo gelegenen Ursachen ihrer wirtschaftlichen Notlage oder Unzufriedenheit rächen zu müssen glauben. Mögen auch die Juden, namentlich auf dem Lande, hierin vieles verschulden, so hieße es doch, denselben eine ganz übertriebene Wichtigkeit beilegen, wenn man in ihnen die Schuld einer allgemeinen wirtschaftlichen Notlage erblicken wollte.

Man treibe alle Juden aus dem Lande — und die Notlage wird eher größer als kleiner werden! Wenn der Jude mehr Neigung zum Handel als zum Handwerk oder zu dem hat, was Herr von Hartmann „produktive Arbeit“ nennt, so lasse man ihm doch darin seinen freien Willen, gerade so, wie man ja auch jeden Anderen seinen Lebensberuf nach Talent und Neigung wählen läßt! Und wenn Herr von Hartmann von der Ehre und Unehre der Arbeit spricht, so ist das in unseren Augen philosophisches Geflunker. Jede Arbeit ist ehrenhaft, wenn sie der Gesamtheit und dem Einzelnen in ehrlicher Weise dient. Werden denn Handel, Wucher u. s. w. nicht auch von Nichtjuden betrieben? Und bekommen sie dadurch vielleicht einen anderen, mehr ehrenhaften oder mehr reellen Charakter?

In dem Kapitel „Mittel zur Abwehr“ bespricht Herr von Hartmann die von antisemitischer Seite vorgeschlagene wirtschaftliche und geschäftliche Koalition aller Nichtjuden gegenüber dem Geschäftsbetrieb der Juden. Der dabei drohende oder zu fürchtende Abfluß jüdischen Kapitals kann nach ihm nicht in Betracht kommen, „wenn er der Preis wäre, um den allein die nationale Ehre und Freiheit gegenüber einer überwuchernden jüdischen Geldaristokratie gewahrt werden könnte“. Das klingt freilich sehr gefährlich. Aber es klingt auch nur so. Unseres Bedünkens stehen die nationale Ehre und Freiheit auf festeren Füßen, als Herr von Hartmann anzunehmen scheint. Auch hat er schließlich Besonnenheit genug, um den ganzen utopischen Vorschlag abzuweisen und an seiner Stelle

eine größere Sparsamkeit und Geschäfts-Reellität mit möglichster Umgehung des Zwischenhandels, Einrichtung von geschäftlichen Genossenschaften und dergleichen anzuempfehlen. „In letzter Instanz ist es freilich doch nur der Uebergang zum Sozialismus, der vor der Uebermacht der Kapital-Herrschaft retten kann.“ Gewiß, Herr von Hartmann! Aber — so fügen wir hinzu — nicht blos vor der Uebermacht der jüdischen, sondern der Kapital-Herrschaft überhaupt! Uebrigens will Referent in Anbetracht dieser philosophischen Entschlossenheit, welche er bei dem Verfasser kaum vermutet hätte, den Mantel christlicher oder, wenn es so besser gefällt, jüdischer Liebe über die beiden letzten Kapitel der Hartmann'schen Schrift breiten, in welchen der Verfasser einen wahren Kreuzzug gegen Presse, Journalistik, ja sogar gegen Buchdruckerkunst sowie gegen liberale Politik (welche er mehr oder weniger mit dem Judentum identifiziert) eröffnet, und in welchen er die wunderlichsten Vorschläge zur Abhilfe macht.

Im Ganzen will sich Referent dahin resümieren, daß Herr von Hartmann seinen Gegenstand von einem viel zu abstrakten und idealistischen Standpunkte aus behandelt hat. Seine wohlgemeinten Ermahnungen zur Ersetzung des Stammesgefühls durch das Nationalgefühl werden wohl nur bei einem kleinen Teil der gebildeten Judenschaft teilweises Gehör finden, während die große Masse derselben davon ganz unberührt bleibt, und während wohl alle Juden ohne Ausnahme die Zumutung, andere Berufsarten aufzusuchen und sich der politischen Thätigkeit zu enthalten, mit Entrüstung zurückweisen werden. Die Judenfrage hat nach unserer Meinung drei verschiedene Seiten, von denen aus ihre Lösung auf dreifache Weise versucht werden könnte. Die erste ist die ethnologische oder Rassenfrage — sie könnte nur durch ausgiebige Kreuzung oder Beförderung der Ehen zwischen Juden und Nichtjuden gelöst werden. Die zweite ist die religiöse Frage — sie könnte gelöst werden durch Aufgeben aller konfessionellen Unterschiede und Ver-

einigung der wahrhaft Gebildeten in einer geistigen Gemeinschaft freidenkerischer Welt- und Lebens-Anschauung. Die dritte ist die Gesellschaftsfrage — sie könnte ihre Lösung finden in dem Aufgeben aller absonderlichen rituellen Einrichtungen, namentlich des Sabbats, der Beschneidung, der Speise- und Reinigkeitsgesetze u. s. w., und Anbequemung an die allgemeinen bürgerlichen Einrichtungen von Seiten der Juden. Leider ist für keine dieser drei Lösungen zur Zeit Aussicht auf Verwirklichung vorhanden. Wir müssen uns daher darauf gefaßt machen, daß die Judenfrage mit ihren häßlichen, das Jahrhundert schändenden Auswüchsen noch auf Jahrhunderte hinaus die Menschheit beunruhigen wird, trotz der Hartmann'schen Schrift und aller ähnlichen, ihr vielleicht noch folgenden Stimmen der Presse oder des Buchhandels. — Freilich gibt es noch einen vierten, weit gründlicheren Weg der Lösung, auf den Referent in seiner Besprechung der Judenfrage in „Aus Natur und Wissenschaft, zweiter Band Seite 194 und ff." hingewiesen und auf welche auch Herr von Hartmann aufmerksam gemacht hat — es ist die Lösung der Gesellschaftsfrage als solcher, mit welcher zugleich die Judenfrage ihre einfache und naturgemäßeste Lösung ganz von selbst finden würde. Aber da für deren Verwirklichung die Aussichten wohl noch weniger günstig sind, als für die vorhergenannten Lösungsarten, so müssen wir uns auch in dieser Beziehung mit demjenigen wappnen, was auch Herr von Hartmann am Schlusse seiner Schrift beiden Teilen am meisten empfehlen zu sollen glaubt — es heißt Geduld!





Die Welt nach fünfzig Jahren.

Ein englischer Gelehrter, Professor der neueren Geschichte an der Universität Cambridge, Herr Seeley, glaubt an der Hand der Völkerstatistik einen Zipfel des Schleiers aufheben zu können, welcher uns die politische Zukunft der Welt verbirgt. In fünfzig Jahren — so deduziert derselbe — werden zwei Staaten durch ihre enorme Volksvermehrung das Uebergewicht über alle andern davongetragen haben. Der eine dieser Staaten ist die große nordamerikanische Republik, welche bis dorthin mindestens 150, der andere Rußland, welches bis dorthin mindestens 160 Mill. Bewohner zählen wird. Diesen gigantischen Staatsentwicklungen gegenüber werden alle übrigen Staaten der Welt mehr oder weniger in den Hintergrund treten müssen. Wie es scheint, hat der englische Historiker dabei das große Weltreich der Mitte oder China übersehen, welches bis dorthin vielleicht 700 bis 800 Millionen Einwohner zählen, aber allerdings kein Gewicht, wenigstens kein unmittelbares, in die politische oder kulturelle Fortbildung der Welt werfen wird.

Was den Engländer bei diesem Blick in die politische Zukunft am meisten bekümmert, ist selbstverständlich das Schicksal seines eignen Vaterlandes, welchem er seine politische Machtstellung gegenüber den genannten Staatenkolossen gerne erhalten sehen möchte. Allerdings wird England, welches mit seinen Kolonieen den sechsten Teil der bewohnbaren Erdober-

fläche einnimmt, in fünfzig Jahren auch 150 Millionen Einwohner zählen, abgerechnet die 200 bis 300 Millionen englischer Unterthanen in Indien. Aber nur ein auf dieser Grundlage errichteter Staatenbund oder Bundesstaat würde nach Seeley diejenige Kraft zu entwickeln imstande sein, welche die Forterhaltung der englischen Machtstellung fordern würde, und vielleicht ist es dieselbe Idee, welche den gegenwärtigen Leiter der englischen Regierung, Herrn Gladstone, zu seinen irischen Reformplänen anregt.

Die Ausführungen des Herrn Seeley haben, wie sich leicht denken läßt, einen Teil der französischen Politiker in eine gelinde Aufregung versetzt und dieselben veranlaßt, dem Groß-Großbritannien, wie es Herr Seeley im Auge hat, ein Groß-Frankreich im Bund mit seinen Kolonieen gegenüber oder an die Seite zu stellen, während andere, mehr bedächtige Politiker die Ausführung eines solchen Planes für unmöglich erklären und einen sicherer zum Ziel führenden Weg vorschlagen. Sie halten die Gründung eines Groß-Frankreich für ebenso unthunlich, wie diejenige eines Groß-Großbritannien, und sind mit Golwin Smith der Meinung, daß die englischen Kolonieen mehr eine Schwächung als eine Stärkung des Mutterlandes bedeuten. Es besteht nach ihnen weit mehr Wahrscheinlichkeit dafür, daß sich England mit seinen Kolonieen mit der Zeit in drei getrennte Staaten in Europa, Afrika und Australien spalten werde, als daß sich ein Staatenbund daraus bilden ließe. Die Gemeinschaft der Rasse und Sprache reicht nicht hin, um einen solchen auseinandergelegenen Komplex zusammenzuhalten, wie die Beispiele von England selbst, von Spanien, von Portugal und andern Ländern deutlich gezeigt haben. Was Frankreichs Zukunft betrifft, so ist für dessen militärische Machtstellung von seiten der Vereinigten Staaten oder Englands oder Chinas nichts zu befürchten. Anders verhält sich die Sache mit Rußland, welches die zivilisierte Welt Europas verschlingen wird, wenn sich nicht beizeiten die Aufmerksamkeit

der europäischen Politiker nach dieser Seite richtet, und zwar nicht bloß militärisch, sondern auch industriell und ökonomisch.

Dieser großen Gefahr gegenüber gibt es nur ein einziges, aber um so wirksameres Mittel — es ist die Föderation oder Verbindung des kontinentalen Europa mit Ausnahme von Rußland, oder die Bildung der „Vereinigten Staaten von Europa". — In dieser Vereinigung wird Frankreich — so hoffen die genannten Politiker — eine hervorragende Rolle spielen, nicht durch Gewalt der Waffen, aber durch seinen Geist, seine durch die Welt verbreitete Sprache, seine Litteratur u. s. w.

Das Prophezeien ist bekanntlich eine schwierige Sache; aber immerhin sind solche Versuche, den Schleier der Zukunft wenigstens einigermaßen zu lüften, beachtenswert, weil sie uns wertvolle Fingerzeige für unser Verhalten in der Gegenwart zu geben imstande sind. Sollten die „Vereinigten Staaten von Europa" jemals zur Wahrheit werden, so wäre dieses jedenfalls das geeignetste Mittel, um die gährende, den Frieden bedrohende Eifersucht zwischen Frankreich und Deutschland zur endgültigen Ruhe zu bringen, während andrerseits dieselben das sicherste Bollwerk für Rettung der europäischen Kultur und Zivilisation vor dem Andrängen nordischer Barbarei sein würden. Vielleicht ist auch die ganze Gefahr nur eine mehr oder weniger eingebildete, und werden sich im Laufe eines halben Jahrhunderts im Innern des großen nordischen Reiches selbst solche Veränderungen bilden, welche die ganze politische Konstellation total verändern. Mag es aber auch in Europa kommen, wie es wolle, die Kultur selbst wird und kann nicht zu Grunde gehen, so lange die Weltgeschichte jenseits des Ozeans eine ihrer größten und folgewichtigsten Entwicklungsperioden abspielt, und so lange der riesige amerikanische Kontinent Raum und Gelegenheit genug für Entfaltung menschlicher Arbeits- und Geisteskraft bietet, ohne in dieser Entfaltung durch historische Ueberbleibsel oder Reminiszenzen

behindert zu sein. Wenn es wahr ist, wie so oft behauptet wird, daß die Weltgeschichte westwärts zieht, so thut sie dieses doch gewiß nicht zu ihrem Schaden — wenn sich ihre Blätter dort auch mehr mit Ruhmesthaten des Friedens und der Arbeit, als mit solchen des Krieges und unnützer Kraftverschwendung füllen werden. Herr Seeley braucht es daher nicht zu beklagen, wenn die aus dem Schoße des eignen Vaterlandes abgezweigte Tochterpflanze kräftigere Blüten treibt, als die Mutterpflanze, und hat davon auch keine Gefahr für ersteres zu befürchten. Ist einmal die Erkenntnis allgemein geworden, daß sich Völker oder Staaten geradeso zu einander verhalten wie einzelne Individuen, und daß daher ihr Vorteil oder ihr Glück nicht in gegenseitiger Bekämpfung oder Vernichtung, sondern in gegenseitiger Unterstützung und gemeinsamer Arbeit beruhen, so hört auch das ewige Verlangen nach individueller Machtstellung oder politischem Einfluß auf, und der Kleine oder Schwache wird sich in der Vereinigung Aller nicht minder wohl oder glücklich fühlen, als der Große oder Starke. Wer aber daran zweifeln wollte, daß diese Erkenntnis einmal durchdringen wird, der müßte auch an der siegenden Macht der Wahrheit zweifeln. Und so wird wohl auch für das in Waffen starrende Europa einmal die Zeit kommen, wo es sich ungehindert und unbesorgt um ewig drohenden Kriegslärm den Werken des Friedens und der Völkerwohlfahrt in ähnlicher Weise wird hingeben können, wie das große Zukunftsreich im Westen.



Die Manchester-Theorie
und der bürgerliche Liberalismus.

Einer der Hauptvorwürfe, welche dem bürgerlichen Liberalismus oder Freisinn von seiten seiner politischen Gegner, sowohl von rechts wie von links, gemacht werden, ist seine Hinneigung zum Manchestertum oder zu der Lehre, daß sich der Staat aller Einmischung in wirtschaftliche oder soziale Dinge grundsätzlich zu enthalten habe, und daß die Heilung aller sozialen Schäden nur in der sogenannten Selbsthilfe und der vollkommen freien Konkurrenz der Privat-Industrie, sowohl der Einzelnen wie der Völker, sowie in freien Vereinigungen einzelner Gesellschaftsklassen zu gegenseitiger Hilfsleistung zu suchen sei.

Dieser Vorwurf kann nicht als unbegründet angesehen werden, wenn es auch unter den Anhängern oder Vertretern des bürgerlichen Liberalismus Männer genug geben mag, welche in dieser Frage auf einem anderen Standpunkte stehen. Aber im allgemeinen wird man nicht fehl gehen, wenn man eine innerliche, mehr oder weniger große Uebereinstimmung zwischen den Grundsätzen jenes Liberalismus und denjenigen der sog. „Manchester-Leute" als bestehend ansieht.

Die Schule der Manchester-Leute entstand bekanntlich im Anfang dieses Jahrhunderts in England infolge der siegreichen Agitation gegen die sogenannten Korngesetze. Im Jahre 1815 wurde in England, angeblich zum Schutze der

englischen Landwirtschaft (gerade so wie es neuerdings in Deutschland infolge des Andrängens der sog. „Agrarier“ geschehen ist), in Wirklichkeit aber im Interesse der englischen Grund-Aristokratie, ein hoher Zoll auf die Einfuhr ausländischer Brotfrüchte gelegt. Die unmittelbare Folge davon war eine bedeutende Verteuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse und damit ein Steigen des Arbeitslohnes, welches die englische Industrie in ihrem Wettkampfe mit der Industrie des Kontinents auf das Schwerste beeinträchtigte. Daher bildete sich im Jahre 1831 unter der Führung Richard Cobdens, des berühmten Vorkämpfers der Idee des Freihandels, und John Brights die sog. Anticorn-League (Verbindung gegen die Korngesetze), welche ihren Hauptsitz in der Stadt Manchester, dem Mittelpunkt der englischen Fabrik-Industrie, hatte und welche nach einer unermüdlichen, achtzehn Jahre andauernden Agitation in den Jahren 1846—1849 die endliche und völlige Abschaffung des englischen Getreidezolls durchsetzte. Die segensreichen Folgen dieser Abschaffung für das Gedeihen der englischen Industrie führten sofort die Entwicklung des Freihandels-Systems und die Bildung der Freihandelsschulen herbei. Schließlich entwickelte sich daraus die Lehre, daß der Staat als solcher gar nichts mit privatwirtschaftlichen Verhältnissen zu thun habe oder zu thun haben solle, und daß in dieser Beziehung alles der vollkommen freien Konkurrenz der Privaten zu überlassen sei. Das äußerste, aber wohl nirgendwo ganz durchgeführte Extrem dieser Anschauung führt zu der Behauptung, daß es überhaupt keine wirtschaftlichen Angelegenheiten des Gemeinwohls gibt, und daß dafür überall die durch Konkurrenz geregelte oder eingeschränkte Privatthätigkeit einzutreten habe. Der Staat selbst wird im Sinne dieser Anschauung mehr oder weniger zu einer Polizei-Anstalt, welche nur für Sicherung der Person und des Eigentums und für die öffentliche Ordnung zu sorgen hat, im übrigen aber dem Individuum die vollkommenste Freiheit läßt.

zu thun oder zu lassen, was es will (**laisser faire et laisser aller**) — vorausgesetzt, daß es nicht die Kreise anderer stört oder mit den Strafgesetzen in Konflikt gerät.

Am höchsten entwickelt hat sich diese Anschauung, welche den Staat gewissermaßen die Stelle eines bezahlten Schutzmannes spielen läßt und welche daher wohl auch scherzhaft als „Nachtwächter-Theorie“ bezeichnet wird, in England und in — Amerika, dem eigentlichen Eldorado der Manchestertheorie, während Deutschland mehr eine Mittelstellung einnimmt. Ihre Hauptstütze bildet das liberal gesinnte und besitzende Bürgertum, in welchem sich ja in der Gegenwart der meiste politische Einfluß zu konzentrieren pflegt. In diesem Verhalten wird das Bürgertum hauptsächlich durch zwei Gründe bestärkt.

Der erste Grund liegt in seinem freilich wohlbegründeten Mißtrauen gegen den Staat in seiner gegenwärtigen Gestalt und gegen dessen übertriebenes Bevormundungsstreben, gegen den Druck der Büreaukratie und der Polizei und in dem ebenso wohlbegründeten Streben nach persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit. In der That kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die manchesterliche Doktrin in dieser Hinsicht einen entschiedenen Fortschritt im Sinne des Liberalismus darstellt oder bedeutet.

Der zweite Grund liegt in der tiefen Abneigung des besitzenden Bürgertums gegen jede Art von Sozialismus oder gesellschaftlichem Ausgleichungsstreben.

Bei dieser letzteren Opposition pflegt allerdings der Liberalismus nicht zu bedenken, daß unser ganzes Staats- und Gemeinde-Leben bereits jetzt von einer Menge sozialistischer oder selbst kommunistischer Einrichtungen durchdrungen ist, welche alle im Sinne der strengen oder strengsten Manchester-Theorie ausgemerzt werden müßten. Jeder öffentliche Brunnen, jede öffentliche Schule, jede auf Staatskosten gebaute Landstraße, jede öffentliche Promenade, jede Staats-Eisenbahn oder jeder Staats-Telegraph, jede Staats-Post, jede vom Staat

konzessionierte und beaufsichtigte Bank für Hebung der Industrie und des Handels, jede sog. Expropriation oder Enteignung privaten Eigentums zu Gunsten der Allgemeinheit, jede Maßregel für öffentliche Gesundheit oder Wohlfahrt, jede Anstrengung des Staates für Hebung der Landwirtschaft, Beaufsichtigung der Fabriken und Gesundheit der Arbeiter, jede Gemeinde-Versorgung, jedes aus Staatsmitteln errichtete oder unterstützte Museum, Theater, Versorgungshaus, jede dergleichen Bibliothek oder Universität, jede Armenpflege, jeder Schulzwang u. s. w. — kurz jede Besteuerung der Bürger von Staats- oder Gemeindewegen für andere Zwecke als Polizei, Rechtspflege und Militär, also für den Schutz des Individuums nach innen und außen, ist eine mehr oder weniger sozialistische oder kommunistische Einrichtung, welche der strengen Manchester-Theorie zuwiderläuft, so daß man wohl nicht über das Prinzip der Staats-Einmischung oder Staatshilfe als solcher, sondern nur über das Mehr oder Weniger derselben streiten kann. Jedenfalls aber stehen die Verteidiger der Manchester-Theorie auf dem Standpunkt, daß sie soviel wie irgend möglich durch private Thätigkeit zu erreichen suchen, während sie andrerseits dem Staate so wenig Machtvollkommenheit wie möglich einräumen möchten. So würden es beispielsweise die gegenwärtigen Führer der freisinnigen Partei in Deutschland weit lieber sehen, wenn alle die bekannten Maßregeln des Bismarckschen Staatssozialismus für Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliden-Versorgung der arbeitenden Klassen der Privatthätigkeit oder freien Vereinigung der Betreffenden selbst überlassen würden.

Dieser Grundsatz der Nicht-Einmischung des Staates in wirtschaftliche oder überhaupt private Angelegenheit ist, wie bereits angedeutet, am meisten durchgeführt in dem großen Lande der Freiheit oder in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo allerdings das eigentümliche Verhältnis der Bundesgewalt zu den Regierungen der Einzelstaaten die klare

Auffassung der Sachlage einigermaßen erschwert. Dennoch kann man sagen, daß dort der allgemein durchgeführte Grundsatz besteht: Nichts oder so wenig wie möglich durch den Staat, Alles durch Privatthätigkeit! Die unbeschränkte Freiheit des Individuums gilt als oberste Regel; und das Prinzip des Selfgovernment oder der Selbstregierung hat in Amerika eine Verwirklichung gefunden, wie wohl niemals vorher. Alles, was sich nicht auf den Schutz des Eigentums oder der Rechtssicherheit bezieht, überläßt man mehr oder weniger dem Einzelnen oder privater Vereinigung. So gibt es bekanntlich in Amerika längst keine Staatskirche oder keine vom Staat besoldeten Geistlichen mehr; man überläßt die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse jedem Einzelnen nach seinem Gutdünken, während in Europa der Staat in ewigem Gezänk mit widerspenstigen oder herrschsüchtigen Geistlichen einen Teil seiner besten Kräfte verbraucht. Allerdings hat diese unbeschränkte Freiheit der einzelnen Sekten oder Kirchen andrerseits einen Nachteil, von dem alsbald noch des Näheren die Rede sein wird.

Es gibt ferner in Amerika keine auf öffentliche Kosten gebaute Landstraße, keine Staatseisenbahnen oder Staatstelegraphen, keine Staats-Universitäten (außer einzelnen Staaten-Universitäten, welche aber in der Regel hinter den Privat-Universitäten zurückbleiben), keinen Schulzwang, keine Staatsverpflichtung für öffentliche Versorgung, keine staatliche Aufsicht über den Zustand des Landes oder der Land- und Forstwirtschaft oder des Bank- oder Fabrik-Wesens u. s. w. — überhaupt keinerlei Beschränkung der freien Bewegung des Individuums, mit einziger Ausnahme der sonderbaren, Amerika eigentümlichen Temperenz- und Sonntagsgesetze, welche allerdings einen grellen, mit jener Freiheit wenig vereinbaren Gegensatz dazu bilden. Auch die Post ist staatlich oder Bundessache, muß sich aber gefallen lassen, daß ihr von den sog. Expreß-Compagnien, welche durch das ganze Bundesgebiet verzweigt sind, schwere Konkurrenz gemacht wird. Einen reichen

Ersatz für die mangelnde Fürsorge des Staates dem persönlichen Wohl seiner Bürger gegenüber bildet freilich die großartige oder beinahe beispiellose Opferwilligkeit reicher Privaten für alle allgemeinen Zwecke der Wohlthätigkeit, der Wissenschaft, der Bildung u. s. w.

Was nun die Folgen dieses Systems angeht, so sind dieselben — so sehr das System auch der freien Bewegung des Individuums und der Individuen zugute kommt — doch zum Teil recht nachteilige. Da sind zunächst die fast allmächtigen Monopole der großen Eisenbahn-Gesellschaften, welche nicht selten gradezu einen Staat im Staate darstellen und z. B. in dem kleinen, aber durch seine Lage wichtigen Staat New-Jersey einen solchen Einfluß erlangt haben, daß die Direktion der großen Pennsylvania-Central-Eisenbahn-Gesellschaft den Staat vollständig beherrscht oder in der Gewalt hat, und daß z. B. niemand in die Legislatur gewählt werden kann, der nicht ihr Placet erhalten hat. Sogar die Gerichte sind ihr unterworfen. Der Direktoren-Palast in Philadelphia gibt keinem europäischen Fürsten-Palast an Pracht und Größe etwas nach. Die amerikanischen Eisenbahn-Direktoren spielen bei der enormen Wichtigkeit und Ausdehnung des dortigen Eisenbahn-Wesens (es werden in Amerika jedes Jahr so viele neue Eisenbahnen gebaut, wie Oesterreich-Ungarn in seiner Gesamtheit besitzt) in der Gegenwart beinahe eine ähnliche Rolle, wie sie die mächtigen Feudalherren des Mittelalters spielten, und lassen niemanden passieren, der ihnen nicht den von ihnen bestimmten Zoll bezahlt; obendrein brechen sie infolge schlechter Verwaltung oder mangelhaften Bahn-Baus jedes Jahr einigen Hundert oder Tausend Personen beinahe ungestraft die Hälse oder wenigstens Arme und Beine, wobei ihnen der allmächtige Dollar oder die Bestechlichkeit der Richter und Beamten helfend zur Seite steht. Die sonst in solchen Fällen Abhilfe bringende Konkurrenz ist ihnen gegenüber ohnmächtig, weil erstens zur Erbauung einer Eisenbahn eine nur durch große Geldopfer zu

erlangende Konzession nötig ist, weil zweitens die kleinen Bahnen von den großen durch Kauf oder Miete geschluckt oder konkurrenzunfähig gemacht werden, und weil drittens die Verwaltungen der großen Bahnen so schlau sind, sich untereinander zu verständigen und damit jede Konkurrenz lahm zu legen. Wie schwer dieser Mißstand von der Bevölkerung selbst empfunden wird, mag ein Blick auf die Beschlüsse der Farmer-Konvention in Springfield am 2. April 1873 lehren, welche u. a. Abschaffung aller nicht gesetzlich regulierten und kontrollierten Freibrief-Monopole verlangen und den gegenwärtigen Zustand als einen „Despotismus“ bezeichnen, „der unseren Gesetzen Hohn spricht, unsere Exporteure ausplündert, unser Volk verarmt und unsere Regierung korrumpiert“ und der mit allen Mitteln niedergeworfen werden müsse. Allerdings ist inzwischen durch die Erbauung des Newyorker Staats-Kanals (Erie-Kanal) und durch vermehrte Konkurrenz die Verfrachtung der reichen Frucht-Erzeugnisse des Westens nach dem Osten und nach den überseeischen Stapelplätzen wesentlich billiger geworden. Aber nichtsdestoweniger dürfte die Eisenbahn-Frage für die politische Zukunft der Vereinigten Staaten ebenso bestimmend und von ebensolcher Wichtigkeit werden, wie bei uns die Fragen der großen Politik. Man verhehlt sich nicht die Gefahr, daß sich mit der Zeit das Eisenbahn-Monopol in ähnlicher Weise wie in New-Jersey auch den Kongreß und die Bundesregierung selbst dienstbar machen werde. Daher das Verlangen nach Verstaatlichung der Eisenbahnen immer allgemeiner wird, wobei denn die notgedrungene Regelung des Eisenbahn-Wesens durch den Staat eine hochwichtige Verleugnung der starren Manchester-Doktrin involvieren würde.

Ganz Aehnliches, wenn auch in minder hohem Grade, gilt für die Telegraphen-Kompagnien, welche ebenfalls in Privathänden und meist, außer an großen Handelsplätzen, ebenso schlecht verwaltet wie teuer sind. Auch würde das Telegraphen-Wesen, welches für ein so großes und industrielles Land

von der größten Wichtigkeit ist, längst in die Hände der Bundesregierung übergegangen sein, wenn dem nicht große und einflußreiche Privat-Interessen im Wege ständen. Doch wird schließlich die Gewalt der Umstände die Bundesregierung dahin drängen, der Manchester-Theorie Valet zu sagen und Eisenbahnen und Telegraphen entweder selbst zu übernehmen oder aber weitgehender staatlicher Aufsicht und Kontrolle zu unterwerfen.

Dieses letztere hat sie sich bereits genötigt gesehen zu thun gegenüber den zahllosen Privat-Banken, nachdem dieselben unsägliches Unheil angerichtet hatten, womit die Unzulänglichkeit der starren Manchester-Doktrin recht deutlich anerkannt war.

Aber vielleicht die schlimmste Folge des Self-Government in Amerika ist die dort wütende, entsetzliche Wald-Verwüstung, welche, wenn ihr nicht rechtzeitig Einhalt geschieht, das Land mit der Zeit in eine Wüste zu verwandeln oder ihm das traurige Schicksal Spaniens zu bereiten droht. Bis jetzt hat die Ohnmacht des Staates gegenüber der privaten Raubgier das Uebel mit allen seinen furchtbaren Folgen nicht abzuwenden vermocht; und auch hier wird der Staat im Interesse der Selbsterhaltung schließlich zu Gewalt oder Zwangs-Maßregeln seine Zuflucht nehmen müssen.

Die Nachteile des fehlenden Schulzwanges in Amerika haben sich, obgleich die Schul-Einrichtungen sonst vortrefflich sind und in den größeren Städten in der Regel nur fünf bis zehn Prozent der Kinder aus den Schulen wegbleiben, während auf dem Lande und im Süden das Verhältnis weit ungünstiger ist, doch als so groß erwiesen, daß jetzt überall eine Agitation für Einführung desselben im Gange ist. In verschiedenen Staaten (New-York, New-Jersey, Massachusetts u. s. w.) hat diese Agitation auch bereits Erfolg gehabt.

Ein weiterer, durch die Manchester-Doktrin herbeigeführter Krebsschaden sind die kolossalen, ebenfalls durch eine Farmer-Konvention in Iowa auf das Schärfste verurteilten Land-

schenkungen und Verschleuderungen der Regierungsländereien zu Spottpreisen an Eisenbahn-Gesellschaften, Land-Spekulanten u. s. w. Bekanntlich ist eine der Hauptforderungen des wissenschaftlichen Sozialismus, welche ja neuerdings gerade von Amerika aus durch den geistvollen H. George in wirksamster Weise neu angeregt worden ist, die Zurückführung des in alten Zeiten und im germanischen Recht gemeinsamen Besitzes an Grund und Boden aus dem Zustand privater Verzettelung und römischer Rechtszustände in das Staats-Eigentum oder in den gemeinsamen Besitz Aller. In Amerika hätte man von vornherein die Erfüllung dieser wichtigen Forderung ungemein bequem gehabt, wenn man sich von der manchesterlichen Idee der Notwendigkeit des Privat-Eigentums an Grund und Boden hätte frei machen können, und wenn man einfach die unermeßlichen Regierungsländereien als Staats-Eigentum zurückbehalten und parzellenweise verpachtet hätte. Ein riesiger, Allen zugute kommender National-Reichtum hätte sich nach und nach daraus entwickeln müssen. Aber die kurzsichtige Manchester-Doktrin verhinderte Solches. Nur die Zurückbehaltung des berühmten, an Naturwundern reichen National-Parks im Staate Colorado, dessen Flächeninhalt größer ist, als derjenige des ganzen Großherzogtums Hessen, als National-Eigentum macht eine rühmliche Ausnahme von der Anwendung jenes Verschleuderungs-Prinzips, wenn auch diese Zurückbehaltung nicht aus nationalökonomischen, sondern aus ganz anderen Gründen geschah.

Als weitere Beispiele notgedrungener Einmischung des Staates in private Verhältnisse in Amerika von allerdings mehr untergeordneter oder polizeilicher Art können angeführt werden die gesetzlichen Bestimmungen über den Bau von Häusern und Theatern, über die Einrichtung von Dampfern und Fabrik-Anlagen, über die Beaufsichtigung und Regelung der Einwanderung, die Bestimmung eines, allerdings bis jetzt nur in den Regierungswerkstätten eingeführten und zu politischen Zwecken benutzten achtstündigen Normal-Arbeits-

tages u. s. w. Vielleicht wird man sich auch eines Tages genötigt sehen, in Verleugnung der Manchester-Doktrin noch viel weiter zu gehen und Staatsmaßregeln gegen die berüchtigten amerikanischen „Rings“ oder Schwindelkreise zu ergreifen, welche fast in jeder größeren oder kleineren Stadt bestehen und in ähnlicher Weise, wie bei uns eine Hof-Kamarilla durch höfischen Einfluß, durch Beherrschung und Bestechung der Presse, der Legislatur, der Richter, der Wahlen u. s. w. eine fast unwiderstehliche Macht im persönlichen Interesse ausüben. Sie stellen das Erzeugnis des ausgeprägtesten Individualismus dar, wobei in der Regel alle „ehrlichen“ Leute ausgeschlossen bleiben, und haben sich als so schädlich für die Interessen der Allgemeinheit erwiesen, daß die bereits erwähnte Farmer-Konvention in Jowa eine „Vereinigung aller redlichen Leute ohne Rücksicht auf seitherige Parteistellung gegen alle Schwindelkreise“ als „Notwendigkeit“ bezeichnet hat.

Ja, die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß man sich mit der Zeit sogar genötigt sehen wird, das bisher so hoch gehaltene Prinzip kirchlicher Freiheit und Unabhängigkeit im Interesse der Allgemeinheit zu durchbrechen oder anzutasten. Wenigstens hat der bei Gründung des amerikanischen Freistaaten-Bundes kaum vorhandene staatsgefährliche Romanismus unter dem Schutze absoluter Freiheit und mit Hilfe der Sonntagsgesetze, sowie der Steuerfreiheit für Kirchen-Eigentum inzwischen solche Fortschritte gemacht, daß daraus die größten Gefahren für den in eine Unmasse von Sekten zerfallenen und daher einer so wohlorganisierten Macht, wie die römische Kirche, gegenüber mehr oder weniger ohnmächtigen Protestantismus erwachsen dürften. Während vor vielleicht hundert Jahren kaum einige Hunderte von Katholiken in den Vereinigten Staaten vorhanden waren, zählte man im Jahre 1885 deren neun Millionen (also ungefähr der fünfte Teil der Bevölkerung) mit 72 Bischöfen, 6550 Priestern, 6250 Kirchen, vielen Klöstern und über 2500 Kirchenschulen, in denen ca. 400000 Kinder

erzogen wurden, neben einem sehr beträchtlichen Kirchen-Vermögen, welches nach der Angabe von Karl Knortz (Staat und Kirche in Amerika, Gotha, 1888) im Jahre 1876 mindestens 140 Millionen Dollars betrug und sich jetzt wohl verdoppelt oder verdreifacht haben dürfte. Mönche und Nonnen (unter den letzteren allerdings 3000 barmherzige Schwestern) zählen nach vielen Tausenden. Unter den geistlichen Orden sind am stärksten vertreten die Jesuiten, welche eine große Menge höherer und niederer Lehranstalten oder förmlicher Erziehungshäuser unterhalten. Bei der großen Zahl der Unkirchlichen oder kirchlich Indifferenten (ca. 20 Millionen) und der erwähnten Zersplitterung der Andersgläubigen darf allerdings die Gefahr, welche von einer so zahlreichen, reichen, herrschsüchtigen und dabei von blindem Gehorsam unter eine fremde Macht geleiteten Religions-Sekte dem amerikanischen Staatswesen droht, keineswegs unterschätzt werden. Es gibt nach dem eben genannten Gewährsmann jetzt schon Städte in Amerika, in welchen die Katholiken als kompakte, wohldressierte Masse die öffentlichen Wahlen kontrollieren und es möglicherweise dahin bringen werden, daß in diesem oder jenem Staate die katholische Religion als Staatsreligion eingeführt werden wird. Die von vielen Amerikanern geäußerte Befürchtung, daß mit der Zeit selbst eine Mehrheit der Bürger der Vereinigten Staaten dem katholischen Glauben angehören werde, und daß dann die katholische Religion als Staatsreligion proklamiert werden könnte, entbehrt nach Knortz durchaus nicht der Begründung; und ein nach amerikanischen Begriffen eigentlich undenkbarer Religionskrieg könnte dann leicht die Folge sein. —

Aus dem Gesagten, wenn auch hier nur die hervorstehendsten Punkte berührt werden konnten, ist zum wenigsten soviel ersichtlich, daß die soviel gerühmte Selbstregierung und Selbsthilfe in Amerika auch ihre großen Schattenseiten hat, und daß sie oft mehr eine Regierung der Parteien, der Rings,

der Interessen, der Personen, als eine solche des Gemeinwohls ist. Daher wir auch dort der merkwürdigen Erscheinung begegnen, daß die Beschäftigung mit Politik, die bei uns als eine der würdigsten Beschäftigungen des Mannes gilt, im allgemeinen verachtet oder mindestens schief angesehen ist. Jedenfalls aber können die Anhänger des bürgerlichen Liberalismus aus diesen amerikanischen Erfahrungen ersehen, daß die extreme Anwendung der Manchester-Doktrin kaum weniger große Nachteile hat, als die Doktrin von der Omnipotenz des Staates und vom beschränkten Unterthanen-Verstand, und daß nur ein Mittelweg zwischen beiden Extremen oder eine Vereinigung der persönlicher Freiheit des Individuums mit deren Beschränkung im Interesse der Allgemeinheit zum Ziele führen kann.

Was nun die Kritik der Manchester-Doktrin selbst angeht, so beruht dieselbe offenbar auf einer falschen Anschauung vom Wesen des Staates, welcher nicht bloß eine Polizei-Anstalt zur Sicherung der Person und des Eigentums, sondern nur die äußere Form ist, innerhalb deren sich die großen Kulturfortschritte der Menschheit zu verwirklichen haben. Alles, was hierfür wirkt, muß auch im Staate Platz finden können. Der Staat ist ja kein abstrakter Begriff, sondern nur die notgedrungene Vereinigung einer Anzahl von Menschen zu gemeinsamer Wohlfahrt; er gehört ebenso zum Wesen des Menschen, wie die Menschen zum Wesen des Staates gehören. Menschen oder Individuen ohne Staat sind gar nicht denkbar; und wo nur zwei Menschen zusammen leben, sind schon die ersten Anfänge des Staates vorhanden. Allgemein menschliche Zwecke können nur im Staat und durch den Staat erreicht werden. Alles daher, was nützlich für den einzelnen Menschen ist, muß auch nützlich für den Staat sein, und umgekehrt. Einzel-Interessen und Staats-Interessen müssen in einem richtig geordneten Staate zusammenfallen.

Allerdings ist man dieser idealen Forderung bisher nur in verhältnismäßig sehr geringem Grade nachgekommen, und

daher rührt denn auch die stete Opposition des Liberalismus gegen die ihren persönlichen Einfluß so oft mißbrauchende Staatsgewalt. Allein, sobald die Regierung der wirkliche und unverfälschte Ausdruck des Volkswillens ist, wird die Sachlage eine ganz andere; und es kann und muß alles in das Leben gerufen werden, was die Majorität des Volkes im allgemeinen Interesse für gut oder notwendig hält. Daher auch auf diesem Standpunkte eine Verletzung der Privat-Interessen durch den Staat gar nicht mehr möglich ist, da diese Privat-Interessen identisch mit den allgemeinen Interessen der Mehrheit des Volkes sind. Selbsthilfe und Staatshilfe, die man bisher als Gegensätze einander gegenüber gestellt hat, stehen sich alsdann nicht mehr feindlich gegenüber, sondern fallen in Eins zusammen Hilft der Staat seinen einzelnen Gliedern, so hilft er auch sich selbst; und hilft er sich selbst, so hilft er auch seinen einzelnen Gliedern, da er ja nur die in eine Einheit zusammengefaßte Gesamtheit Aller ist. Die so viel ventilierte und so verschieden beantwortete Frage, ob Selbsthilfe, ob Staatshilfe, sollte daher Bürger und Arbeiter gar nicht mehr entzweien. Daher auch die weitverbreitete Furcht vor einem vernünftigen Sozialismus eine ganz unbegründete ist, da ein solcher Sozialismus weiter nichts ist, als eine vermehrte Ausdehnung der Gesamt-Interessen über die Einzel-Interessen, und da, wie im Eingang unseres Aufsatzes gezeigt wurde, unser gegenwärtiger Staat bereits eine große Menge sozialistischer Anfänge enthält. Wenn z. B. gegenwärtig die meisten europäischen Staaten besondere Fabrik-Ordnungen erlassen und Fabrik-Inspektoren bezahlen, welche über Einhaltung der notwendigen Maßregeln im Interesse des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter wachen, oder wenn, wie in Deutschland, der Staat sich mit den bekannten Schutz-Maßregeln gegen Krankheit, Unfall, Alter und Invalidität der Arbeiter befaßt, so sind dieses tiefe, mit der Manchester-Doktrin unvereinbare Eingriffe in privatrechtliche und wirtschaftliche Verhältnisse, welche aber dennoch durch die Fürsorge des Staates

für das Wohl eines Teils seiner Angehörigen als durchaus gerechtfertigt erscheinen.

Ein noch tieferer Eingriff solcher Art würde die, jetzt von so vielen Seiten geforderte Einrichtung eines Arbeits-Ministeriums sein, welches über die Verhältnisse von Arbeitszeit, Arbeitslohn, Kündigung, Gesundheit, Frauen- und Kinder-Arbeit, Schiedsgerichte für Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern und Aehnliches zu bestimmen oder Vorsorge zu treffen hätte. In der That ist nicht einzusehen, warum man nicht, wenn man ein Ministerium für Kultus und Unterricht hat, auch ein solches für Arbeit haben sollte. Ein Anfang dazu ist ja bereits durch die Verwaltungsstellen für Landwirtschaft gemacht.

Damit würde allerdings die sogenannte Arbeiterfrage, welche einen Hauptbestandteil der großen sozialen Frage bildet, noch lange nicht gelöst sein; aber es würde wenigstens ein Teil dessen erreicht sein, was für den Augenblick möglich ist. Eine annähernde Lösung der sozialen Frage würde nur möglich sein durch Herbeiführung einer größeren Ausgleichung in den Mitteln, mit denen jeder Einzelne seinen Kampf um das Dasein kämpft. Aber dazu würde eine Reform der Besitz- und Eigentumsverhältnisse nötig sein, an deren Einführung vorläufig gar nicht zu denken ist. Es ist daher unnötig, sich jetzt schon darüber den Kopf zu zerbrechen, und ist nur zu untersuchen, wie und auf welche Weise auf dem einmal gegebenen Boden etwas Besseres zu erreichen ist. Dazu gehört aber vor allem eine gründliche Befreiung der Geister von der dürren und trockenen Lehre der Manchester-Männer und die Erkenntnis, daß der Staat, wie gesagt, nur die äußere Form für die großen Kulturfortschritte der Menschheit ist. Die „Freiheit des Individuums“ oder die freie Konkurrenz, wie sie die Manchester-Schule will, ist gewiß an und für sich sehr gut; aber man bedenkt dabei nicht, daß die notwendige Voraussetzung dieser freien Konkurrenz oder der Kampf mit nur einigermaßen gleichen Waffen fehlt. Denn wenn schon die Individuen an

und für sich sehr verschieden sind, so ist die Verschiedenheit in den Mitteln, womit der harte Kampf um das Dasein von diesen Individuen gekämpft wird, eine noch viel größere. Wenn die freie Konkurrenz in Verbindung mit Gewerbefreiheit, Freizügigkeit u. s. w. das unfehlbare Heilmittel für alle sozialen Schäden und Ungerechtigkeiten wäre, wie die Manchester-Leute behaupten, so wäre nicht zu begreifen, warum die Arbeiter in Amerika dieselben Klagen haben, wie diejenigen in Europa — obgleich die Wege zur Arbeit dort weit ebener, zahlreicher, mannichfaltiger sind, als bei uns. Der Grund liegt eben darin, daß die Wurzel alles Uebels oder die soziale und individuelle Ungleichheit dort ebenso besteht, wie hier und überall. Der Eine ist stark, reich, gelehrt, in hoher sozialer Stellung, der Andere ist schwach, arm, unwissend, niedrig geboren u. s. w. Wie sollen diese Beiden den großen Kampf des Lebens mit einander kämpfen oder konkurrieren? Unmöglich! Der Schwache wird (mit seltenen Ausnahmen) immer der Sklave des Starken sein und bleiben, wenn auch nicht dem Namen, doch der Sache nach: er wird, wenn er nicht verhungern will, froh sein müssen, wenn es ihm erlaubt sein wird, seine Kräfte im Dienste Anderer gegen eine Belohnung aufzubrauchen, die gerade für Erhaltung seines in der Regel dürftigen Lebens hinreicht. Wenn also ein solcher mitleidsloser Kampf ohne Aussicht auf Aenderung oder Schutz fortgekämpft wird, wenn nicht die allmächtige Hand des Staates es versucht, hier und da helfend und mildernd einzugreifen, so laufen wir Gefahr, im weiteren Laufe unserer wirtschaftlichen Entwickelung wieder in jenen halbbarbarischen Zustand zurückzuversinken, in welchem nur das Recht des Stärkeren gilt — wenn es auch in unserm Falle nicht eine Stärke der Faust, sondern eine solche des Besitzes, des Einflusses, der gesellschaftlichen Stellung, des Kapitals und der Arbeitsmittel ist. Aber das ist ja eben das Große und Menschliche unserer modernen Kulturbestrebung oder sollte es sein, daß in diesem großen Kampfe des Lebens auch der Schwache,

Arme und Niedrige gegen die Ausbeutung des Starken, Reichen und Hochstehenden wenigstens einigermaßen geschützt werde, und daß Jeder berufen werde, an dem Genuß und Glück des Lebens nach Maßgabe seiner individuellen Kräfte oder seines individuellen Bedürfnisses teilzunehmen. Nur auf diesem Wege wird der soziale Friede zu erhalten und der drohenden sozialen Erschütterung vorzubeugen sein.

Was nun das Verhältnis der politischen Parteien zu diesem sozialen Verbesserungsstreben angeht — ein Verhältnis, von dem ja unser ganzer Gedankengang seinen Ausgang nahm, so kann man durchaus nicht sagen, daß dasselbe mit dieser oder jener politischen Parteirichtung notwendig verbunden sei. Es gibt wahrscheinlich in jeder politischen Partei Männer, welche demselben geneigt, und andere, welche demselben abgeneigt sind, und so auch in dem Bereich des bürgerlichen Liberalismus. Sogar ein entschiedener Sozialist kann in dessen politischen Zielen mit ihm einig gehen; und die Zeit, in welcher ein Auseinandergehen nach verschiedenen Richtungen eintreten muß oder wird, scheint noch ziemlich fern zu liegen. Wenn man dem bürgerlichen Liberalismus seine besondere Hinneigung zum Manchestertum zum Vorwurf macht, so mag dieses zum Teil daran liegen, daß derselbe im allgemeinen mehr freihändlerischen als schutzzöllnerischen Prinzipien zuneigt, und zwar mit vollem Rechte. Da nun, wie gezeigt wurde, Freihandelstheorie und Manchestertum aus derselben Quelle entstanden sind, so ist leicht begreiflich, daß man beide irrtümlicherweise in einen Topf wirft. Wenn der Liberalismus als solcher vor allen Dingen politische Freiheit und Gerechtigkeit, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, parlamentarische Regierung und geordnetes Verfassungsleben, Erleichterung des Steuerdrucks und der Lebenshaltung, individuelle Freiheit und Selbstbestimmung und Aehnliches anstrebt, so braucht er deswegen noch lange nicht prinzipieller Feind einer Gesetzgebung zu sein, welche bestrebt ist, die Schä-

den der gesellschaftlichen Ungleichheit zu bekämpfen, dem menschlichen Elend zu steuern und die Ursachen wie die Leiden der Armut aufzuheben oder zu vermindern. Er dürfte sogar zu einer aufbauenden Thätigkeit in dieser Richtung besser befähigt sein, als die sogenannte sozialdemokratische Partei, weil diese fast nur die Verhältnisse der industriellen und Fabrik-Arbeiter in das Auge faßt und alle übrigen Klassen der Gesellschaft mehr oder weniger unberücksichtigt läßt. Die freisinnige Partei in Deutschland hat daher auch den sozialpolitischen Plänen der deutschen Reichsregierung niemals einen grundsätzlichen oder faktiösen Widerstand entgegengesetzt; sie hat nur die Aufgabe und Pflicht, zu prüfen, ob die vorgeschlagenen Mittel auch wirklich ihren Zweck erreichen, und ob nicht bei den gegenwärtigen politischen Zuständen von ihrer Einführung vielleicht mehr Schaden als Nutzen zu erwarten ist.

Hierüber gehen nun allerdings die Meinungen sehr auseinander. Da aber der Staat aus Mangel an den nötigen Mitteln entweder gar keine oder verhältnismäßig nur sehr geringe, aus den Taschen der Steuerzahler oder Konsumenten zu entnehmende Opfer bringen kann, so muß schließlich doch Alles wieder auf die Schultern der Betreffenden selbst abgewälzt werden. Mit andern Worten: Es ist keine wirkliche Staatshilfe, sondern nur eine staatlich befohlene und organisierte Selbsthilfe, welche überdem nur einem Teil der Bevölkerung zugute kommt und welche, soweit es Alter und Invalidität betrifft, zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig ist. Wenn daher behauptet wird, daß mit den Gesetzen über Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditäts-Versicherung der Anfang zur Lösung der großen sozialen Frage gemacht sei, so ist dieses, zum mindesten gesagt, eine arge Hyperbel. Wenn es ein Anfang ist, so ist es jedenfalls ein sehr bescheidener. So lange man nicht neben besserer Sorge für das Alter auch den Tod und die Sorge für Wittwen und Waisen in die Versicherung mit einbezieht, und so lange nicht

alle Staatsbürger, ohne Ansehen der Person oder der Beschäftigung, an der Wohlthat der neuen Einrichtung teilnehmen, so lange kann von einer auch nur teilweisen Lösung der sozialen Frage nicht die Rede sein. Hat man wirklich die redliche Absicht einer solchen, will man wirklich dem Uebel mit Ernst zu Leibe gehen, so muß man sich entschließen, demselben weit gründlicher, nicht mit halben, sondern mit ganzen Maßregeln entgegenzutreten. Und es gibt nach unserer Meinung eine solche Maßregel, welche ebenso einfach und leicht ausführbar, wie wirksam und zweckentsprechend ist — es ist die Umwandlung des Staates selbst in eine einzige, große, auf Gegenseitigkeit beruhende Versicherungs-Gesellschaft, gerichtet gegen Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Tod. Damit würde mit einem Schlage ein großer, wenn nicht der größte Teil des sozialen Elends aus der Welt geschafft und der größte Teil der Armenpflege entbehrlich gemacht sein. Es würde keine ohne eigene Schuld Elenden und Verlassenen mehr geben, und das große Prinzip gesellschaftlicher Gegenseitigkeit: „Einer für Alle und Alle für Einen“ würde zur Wahrheit oder Richtschnur nicht blos für einzelne Kreise, sondern für die ganze menschliche Gesellschaft werden. Die Gesellschaft selbst mit ihren verschiedenen Gliederungen würde dabei keine Aenderung erleiden, sondern geradeso fortbestehen, wie bisher; und jedem Einzelnen würde gegeben oder geholfen werden je nach seinen Verhältnissen oder Bedürfnissen, seiner Lebenslage, seiner sozialen Stellung und nach den Opfern, welche er durch seine Arbeit oder sein Vermögen zur Erhaltung des Staates bringt oder gebracht hat. Allerdings wird man entgegnen, daß die Opfer, welche jeder Einzelne zur Erhaltung des Staates zu bringen hat, dadurch nicht vermindert, sondern wesentlich erhöht werden müßten. Aber eine solche Rücksicht kann wohl nicht in das Gewicht fallen gegenüber den enormen Vorteilen einer derartigen Einrichtung; auch würde die Last dadurch, daß sie auf den Schul-

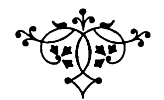
tern aller Staatsbürger ohne Ausnahme ruht, eine für den Einzelnen nicht schwer zu tragende werden. Man vergesse nicht, welche enormen Opfer jetzt schon von privater Seite für alle die verschiedenen Versicherungs- und Ersparnis-Zwecke gebracht werden, und welche kaum mehr erschwinglichen Lasten den Gemeinden durch die fortwährend steigenden Ausgaben für Armenpflege auferlegt werden. Zudem würde die Einführung einer progressiven Einkommensteuer mit Deklarationspflicht, sowie einer progressiven Erbschaftssteuer (der gerechtesten aller Steuern) wahrscheinlich imstande sein, den größten Teil der dadurch entstehenden staatlichen Mehrausgaben zu decken, ohne daß die allgemeine Staatssteuer wesentlich erhöht zu werden nötig hätte. Auch vergesse man nicht, den ungeheuren moralischen Vorteil, welcher darin liegt, daß jeder Einzelne in dem Bewußtsein lebt und arbeitet, daß er nicht jeden Augenblick unverschuldet ein Ausgestoßener oder Verlassener der Gesellschaft werden kann, oder daß seine Hinterbliebenen nicht die Beute des Hungers oder Elends werden können; man vergesse endlich nicht, daß die materiellen Opfer, welche der Staat fortwährend zur Abwendung der Verbrechen gegen Person und Eigentum aufzuwenden genötigt ist, um ein sehr Bedeutendes reduziert werden müßten. Wenn der Staat, wie dieses z. B. in Hessen geschieht, jeden einzelnen Gebäudebesitzer *zwingt*, an einer staatlichen Versicherung seines Besitzes gegen *Feuersgefahr* teilzunehmen, und auf diese Weise eine Solidarität aller hausbesitzenden Staatsbürger gegen Schädigung ihres Eigentums durch Feuer herstellt, warum soll er nicht das Recht oder die Möglichkeit haben, die gleiche Solidarität der Staatsbürger gegen die weit bedenklichere Schädigung durch Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Tod herzustellen? Und wie leicht und einfach würde eine solche Maschinerie zu lenken oder zu leiten sein im Vergleich mit den komplizierten Gesetzesbestimmungen der jetzt beliebten Versicherung, in denen sich kaum ein Rechtsgelehrter zurechtzufinden vermag, und zu deren

Aufrechterhaltung wahrscheinlich eine nicht unbedeutende Vermehrung des leitenden Beamten-Personals nötig sein wird, ohne daß durch dieses Opfer eine wirkliche soziale Reform oder Verbesserung erreicht wäre. Dazu kommt endlich und zuletzt, daß eine derartige staatliche Versicherung den Versicherten eine absolute und vollständig zuverlässige Sicherheit bietet, während alle privaten Versicherungen, Sparbanken oder Spar-Anlagen mehr oder weniger unsicher sind und den Beteiligten der Gefahr aussetzen, daß er möglicherweise alle noch so schweren Opfer zur Sicherung der Seinigen oder seiner selbst umsonst gebracht hat.

Wohl sucht man das bisherige halbe Verfahren damit zu rechtfertigen, daß man nicht Alles auf einmal thun könne, sondern erst nach und nach suchen müsse, der Sache beizukommen. Aber es gleicht ein solches Verfahren einigermaßen dem bekannten Verfahren jenes Mannes, welcher seinem Hunde stückweis die Ohren abschnitt, damit es ihm nicht auf einmal so wehe thue. Auch scheint es uns, daß die Volksvertretung sich vielleicht noch eher entschließen würde, einem weitergehenden Vorschlag, der aber gründliche und dauernde Abhilfe verspricht, ihre Zustimmung zu geben, als solchen halben Maßregeln, welche wie eine Katze um den heißen Brei herumgehen und eine theoretische Anerkennung des Staatssozialismus einschließen, ohne doch die nötige praktische Wirksamkeit zu entfalten. Sogar das Tabaks-Monopol dürfte mehr Freunde finden als bisher, wenn man sicher wüßte, daß seine Erträgnisse nicht in dem großen Schlund des Kriegs- und Beamten-Budgets verschwinden, sondern für eine wirkliche und nachhaltige Besserung sozialer Schäden verwendet werden würden.

Dazu kommt ein politischer Gesichtspunkt, welcher den Widerstand des Liberalismus sowie der Mehrzahl der Arbeiter gegen den Bismarckschen Staatssozialismus ziemlich begreiflich erscheinen läßt. Man fürchtet, infolge der zahlreichen Verstaatlichungspläne eine Uebermacht des Staates und der gegen-

wärtigen Staatslenkung eintreten zu sehen, welche jeden Widerstand unmöglich macht und jenes patriarchalische Regiment zurückführt, das man längst überwunden glaubte. Indessen ist dieses eine Gefahr, welche nur so lange von Bedeutung erscheint, als die Regierung oder Staatslenkung nicht der Ausdruck des Volkswillens, sondern des Einzelwillens ist, und so lange sich Volk und Regierung als zwei gleichberechtigte, aber nicht gleichmächtige politische Faktoren einander gegenüberstehen. Mit dem Aufhören des persönlichen Regiments und dem Eintritt geordneter Verfassungszustände fällt diese ganze Schwierigkeit hinweg, und der Weg für jede Art sozialer Reformen steht offen, sobald es gelungen ist, die Majorität des Volkes oder der Volksvertreter von deren Nützlichkeit oder Notwendigkeit zu überzeugen. Alsdann wird auch die Zeit kommen, wo der bürgerliche Liberalismus, welcher jetzt noch für politische Freiheit und Gerechtigkeit kämpft, es für angezeigt halten wird, die Fahnen des einseitigen Manchestertums zu verlassen und aus eigner Initiative den Weg sozialer Reformen zu betreten oder für das große Prinzip der Zukunft zu arbeiten, welches heißt: Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle!





Die Demokraten-Pest.

Als „Demokraten-Pest" oder „Demokratische Krankheit" (Morbus democraticus) bezeichnet der Belgier Agathon de Potter*) einen politischen und sozialen Zustand, in welchem der Glaube herrscht, daß das Heil der Völker und Staaten in der Souveränität des Volkes, ausgedrückt durch das allgemeine Stimmrecht, ruhe. Er hält diesen Glauben für eine Art von geistiger Krankheit, welche der Menschheit mehr Schaden zugefügt hat, als alle andern Uebel, und für gleichbedeutend mit dem Glauben an die Herrschaft der Zahl oder der brutalen Gewalt, mit welcher jede dauernde Ordnung unvereinbar erscheine. Die Theorie der Volksherrschaft ist schon an sich unlogisch, weil man nicht Herrscher und Unterthan zu gleicher Zeit sein kann; immer wird und muß ein Teil des Volkes dem anderen unterworfen sein. Schon der große Philosoph Aristoteles wies nach, daß, solange es Starke und Schwache gäbe, die letzteren da seien, um zu gehorchen, die ersteren, um zu herrschen. Je weniger Einigkeit unter den Schwachen herrscht, obgleich deren Zahl immer eine weit überwiegende zu sein pflegt, um so leichter ist die Herrschaft der Starken, und um so weniger haben diese eine Auflehnung zu befürchten.

Ueberdem ist die Demokratie keine wirkliche Volksherrschaft, wie der Name es andeutet, sondern eine Tyrannei zufälliger

*) La Peste démocratique (Morbus democraticus), Bruxelles 1884.

Majoritäten in den parlamentarischen Körperschaften. Ja sie kann unter Umständen zur Tyrannei eines Einzelnen oder Weniger werden, wenn die Stimmenzahl auf beiden Seiten so sehr sich ausgleicht, daß eine oder einige Stimmen den Ausschlag zu geben imstande sind. Oder die parlamentarische Mehrheit kann in Wirklichkeit die Minderheit des Volkes, die parlamentarische Minderheit die Mehrheit desselben ausdrücken. Repräsentiert die erstere die sog. Bourgeoisie oder das besitzende Bürgertum, so wird dasselbe nicht säumen, die Kräfte der Arbeiterklasse möglichst auszunutzen. Ist das Umgekehrte der Fall, so würde höchst wahrscheinlich Anarchie und Ausbeutung der Bourgeoisie daraus entstehen. Selbst die allgemeine Hebung der Bildung, welche man als Korrektiv des allgemeinen Stimmrechts anzusehen oder anzupreisen pflegt, würde nichts helfen. Wären alle französischen Wähler so intelligent wie die Mitglieder des Senats und der Deputierten-Kammer, so würde das allgemeine Stimmrecht nichtsdestoweniger die Herrschaft der Gewalt durch die Zahl sein. Was, so fragt Herr Potter, hat Frankreich durch die Proklamierung der Volkssouveränität im Jahre 1789 während eines ganzen Jahrhunderts gewonnen? Fortwährend auf- und abwogende politische Kämpfe zwischen den verschiedensten Meinungen und Zuständen ohne positives Resultat! Nur die Bourgeoisie ist um ein oder zwei Stufen gestiegen, während das Los des eigentlichen Volkes sich verschlimmert hat. Aus dem ehemaligen Sklaven oder Leibeigenen ist ein angeblich freier Mann geworden, welcher aber in der That nur die Form der Sklaverei gewechselt hat, indem er dem Kapital oder Besitz dienstbar geworden ist. Ein solcher Zustand kann auch unmöglich eine Gewähr der öffentlichen Ordnung bilden, seitdem die Proletarier einzusehen anfangen, was ihre Lage ist, und wie dieselbe zu verbessern sei.

Was aber will Herr Potter an die Stelle der Volkssouveränität oder des allgemeinen Stimmrechts (welches ja gegenwärtig in fast allen europäischen Staaten als die eigent-

liche Grundlage gesicherter Rechtszustände angesehen wird) setzen, nachdem das sog. „göttliche Recht", welches früher die Grundlage der Staaten bildete, längst aus deren Rechts-Codex verschwunden ist?

Die Antwort lautet einfach und bündig: Die Souveränität der Vernunft und Wissenschaft!

Das wäre in der That eine sehr glückliche Lösung und ungefähr gleichbedeutend mit einer Diktatur der Intelligenz, wenn es sich nur um die Theorie handeln würde.

Aber in der Praxis gestaltet sich die Sache etwas anders, denn es werfen sich uns sofort eine Reihe mehr oder weniger unlöslicher Fragen in den Weg: Wo ist Vernunft? Was ist Wahrheit? An welchen Zeichen erkennt man Vernunft oder Wahrheit? Wie unterscheidet man gute und schlechte Gründe? u. s. w.

Herr Potter sieht diese Schwierigkeit selbst sehr gut ein; er hofft daher (S. 79) im entscheidenden Moment auf einen Mann, welcher, indem er die Unmöglichkeit einsieht, die Ordnung durch Gewalt aufrecht zu erhalten, mit einer brennenden Liebe zur Menschheit ein großes Maß von Ueberlegung (raisonnement) verbindet. Dieser Mann sucht und findet die Souveränität der Vernunft und Wissenschaft und ihre Vorschriften und heilt mittels dieser Vorschriften Diejenigen, welche noch an dem Morbus democraticus leiden — ähnlich dem Arzt, welcher mittels seiner Arzneien einen Kranken heilt.

Allerdings kann dieses nicht auf einmal und auch nicht durch Einwirkung auf die lebende Generation geschehen. Es bedarf dazu der Einwirkung auf die Gehirne der erziehungsbedürftigen Jugend während mehrerer Generationen. Potter beruft sich dabei auf den Philosophen Leibniz, welcher in der That sehr richtig geäußert hat, daß derjenige, welcher die Erziehung beherrscht, auch die Herrschaft der Welt in der Hand hat.

Daß dieses richtig ist, kann nicht bezweifelt werden. Am

besten weiß es die katholische Kirche oder das Papsttum, welches durch eine mehr als tausendjährige Erziehung im Sinne des dogmatischen Christentums die Weltherrschaft errungen hat und an diesem bewährten System, trotz der vielen seit der Reformation erlittenen Verluste oder Niederlagen, unverbrüchlich festhält. Auch die Frage, ob die Herrschaft der Vernunft und Wissenschaft in ähnlicher Weise, wie diejenige der katholischen Kirche, begründet werden könne, kann nicht verneint werden; nur müßten dazu vorher ganze Berge von Hindernissen aus dem Wege geräumt werden, welche einem solchen Erziehungssystem zur Zeit noch im Wege stehen. Nicht auf direktem, sondern nur auf indirektem Wege kann dieses durch Wort und Schrift nach und nach geschehen. An Männern, wie Herr Potter einen solchen für Durchführung seines Systems wünscht und erwartet, fehlt es auch jetzt schon nicht und hat es zu keiner Zeit gefehlt; aber sie sind der großen Masse gegenüber immer mehr oder weniger in der Vereinzelung geblieben. Diese große Masse mit ihrer Unbildung oder Unwissenheit, ihrer Denkfaulheit oder ihrer Unfähigkeit zu denken, ihrer Unselbständigkeit und materiellen Abhängigkeit, ihrer Unterwürfigkeit unter Herkommen und Gewohnheit oder mit ihrer ganzen, grob-materialistischen Weise, zu denken und zu fühlen, bildet das große Schwergewicht an der Uhr der Menschheits-Entwicklung, welches diese Entwicklung verlangsamt oder zurückhält und die riesigsten Anstrengungen einer aufgeklärten und für das Wohl der Menschheit begeisterten Minderheit mehr oder weniger vereitelt. Wenn daher die Demokratie an der Hand oder mittels des allgemeinen Stimmrechts die Herrschaft des Staates in die Hände dieser Masse zu bringen sucht, so kann man alles unterschreiben, was Herr Potter dagegen vorzubringen weiß. Ja man kann behaupten, daß er über die Nachteile oder Widersinnigkeiten dieses Systems mit Einschluß des ganzen Parlamentarismus noch viel zu wenig gesagt hat. Wenn bei der Wahl eines Volksvertreters ein Bierbrauer

seine Wahl durchsetzt, weil er es seinen Wählern nicht an der nötigen Menge Bier fehlen läßt; oder wenn ein großer Fabrikant, welcher Tausende von Arbeitern beschäftigt, die Stimmen dieser von ihm abhängigen Wähler sich selbst zuwendet; oder wenn ein mit guter Stimme und der nötigen Keckheit begabter Phrasenmacher und Volksverführer durch seine Reden die Wähler auf seine Seite zu ziehen versteht; oder wenn in katholischen Ländern die Masse der Wähler wie ein Mann nach dem Kommando ihrer Priester oder Kapläne stimmt; oder wenn die jeweilige Regierung oder Regierungs-Partei durch den ihr zu Gebote stehenden mächtigen Beamten-Mechanismus und allerhand Einschüchterungsmittel die Wähler auf ihre Seite zu bringen weiß; oder wenn der Einfluß des Geldes und persönlicher Vorteile auf die Wahl sich trotz aller Vorsichtsmaßregeln nicht immer zurückhalten läßt; oder wenn, wie so häufig, die Wahl durch ganz gewöhnliche Interessen-Rücksichten einzelner Wähler oder Wahlklassen bestimmt wird; oder wenn durch Diäten-Verweigerung nur reiche und müßige Leute dazu gebracht werden können, eine Wahl anzunehmen; und wenn endlich gar der Indifferentismus die Oberhand behält oder das Interesse des Volkes oder der Wähler selbst an der Wahl ein so geringes ist, daß es nur durch künstliche Aufstachelung von seiten der streitenden politischen Parteien gelingt, eine Mehrzahl der Wähler an die Wahlurne zu bringen — so muß man zugestehen, daß in allen diesen Fällen das Resultat einer solchen Wahl sehr wenig nach Vernunft und Wissenschaft und noch weniger nach Gerechtigkeit schmeckt.

Dazu kommt die je nach Zeit und Umständen zwischen den äußersten Extremen schwankende Stimmung der Wählermassen selbst, welche es möglich macht, daß heute etwas verworfen wird, was gestern noch den allgemeinsten Enthusiasmus hervorrief. Man denke nur an den plötzlichen Umschlag der politischen Stimmung während der ersten französischen Revolution nach dem Sturz Robespierres, oder an das bekannte Plebiszit

des dritten Napoleon, welcher nichtsdestoweniger wenige Jahre später, nachdem er den allgemeinen Haß der Nation auf sich geladen hatte, mit Schimpf und Schande abgesetzt wurde, oder an die republikanische Erregung der Volksmassen während des Revolutionsjahres 1848, während heute beinahe jede Spur dieser Erregung verschwunden ist — und soviele ähnliche Vorkommnisse der Geschichte!

Auch in seinem Urteil über den Parlamentarismus und die Herrschaft der Majoritäten kann man Herrn Potter nicht unrecht geben. Wenn er darauf hinweist, daß eine einzige Stimme auf dieser oder jener Seite über das Schicksal der Nation entscheiden kann, so braucht man zum Beweis dessen nur nach dem unglücklichen Belgien, dem Vaterland des Autors, zu blicken, wo ein kleines, durch die Dummheit der ländlichen Bevölkerung herbeigeführtes Uebergewicht der ultramontanen Stimmenzahl im gesetzgebenden Körper hingereicht hat, um alle Errungenschaften des Liberalismus hinwegzufegen oder in Frage zu stellen und das Land einer verdummenden und verderblichen Pfaffen-Herrschaft zu überliefern. Nicht selten hat, wenn sich die Regierungspartei und die Opposition in einigermaßen gleicher Stärke einander gegenüberstehen, eine ganz kleine oder an Zahl geringe Fraktion es in der Hand, den Ausschlag nach dieser oder jener Seite zu geben, und beherrscht somit trotz ihrer großen Minderzahl das Land und seine Interessen. Dazu kommt der erbärmliche, unwürdige Schacher, welcher zwischen den einzelnen Fraktionen um die heiligsten Volksinteressen nach dem Prinzip „Eine Hand wäscht die andere" geführt wird. Ueberhaupt ist die ehedem nicht gekannte Zerspaltung der gesetzgebenden Körperschaften in eine Anzahl politischer Fraktionen und Fraktiönchen ein Krebsschaden des modernen Parlamentarismus. Früher kannte man das nicht, und der Gegensatz zwischen rechts und links, zwischen Regierungspartei und Opposition war in der Regel der einzige, welcher diese Körperschaften spaltete, während die Centrums-

partei das ausgleichende und vermittelnde Moment darstellte. Heutzutage aber geht jede einzelne Fraktion ihre eignen, mit den Wegen andrer Parteien in der Regel unvereinbaren Wege, und ein ewiges Gezänk oder gegenseitiges, unwürdiges Feilschen ist die notwendige Folge. Fragt man nach der Ursache dieser wenig erfreulichen Erscheinung, so wird sie wohl hauptsächlich darin zu suchen sein, daß nach und nach infolge der großen Entwicklung aller materiellen Verhältnisse an die Stelle der ehemaligen Ideal-Politik die jetzt herrschende Interessen-Politik getreten ist, vermittelst welcher jeder Einzelne oder jede einzelne Gesellschaftsklasse bei der allgemeinen Güterverteilung soviel Vorteile wie möglich für sich selbst zu ergattern sucht. Diese Interessen-Politik ist aber die geschworene Feindin derjenigen Politik, welche uns Herr Potter als eine solche der Vernunft und Wissenschaft empfiehlt. Wenn Schutzzölle im Interesse gewisser Gesellschaftsklassen liegen, so werden die Vertreter dieser Klasse dafür stimmen — einerlei was Vernunft oder Wissenschaft dazu sagen mögen. Oder wenn diese beiden im Interesse einer vernünftigen Sozialpolitik Maßregeln zur größeren Ausgleichung des Besitzes vorschlagen, so werden sich die Vertreter der besitzenden Klassen dadurch schwerlich ihre Zustimmung abnötigen lassen. Zwei der hervorragendsten und wohlbegründetsten Forderungen, welche der vernünftige und wissenschaftliche Sozialismus aufstellt, sind bekanntlich einmal die Zurückführung des Grundes und Bodens in den Besitz der Allgemeinheit, und zum zweiten die Beschränkung der Erbrechte. Aber wie gering ist die Zahl derjenigen, welche diesen Forderungen zustimmen oder welche überhaupt nur Kenntnis davon genommen haben; und wie noch weit geringer würde die Zahl der Volksvertreter sein, welche es den persönlichen Interessen ihrer Wähler und ihrer selbst gegenüber wagen würden, solchen Vorschlägen auch nur ein geneigtes Ohr zu leihen! Auch unser, an anderer Stelle dieses Buches gemachter und leicht ausführbarer Vorschlag

einer Umwandlung der menschlichen Gesellschaft und des Staates in eine große, auf Gegenseitigkeit beruhende Versicherungs-Gesellschaft gegen Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Tod würde in unseren gegenwärtigen Parlamenten schwerlich auf Unterstützung zu rechnen haben, so sehr auch Vernunft und Wissenschaft dafür sprechen.

Diesen hochwichtigen Punkt widerstrebender Interessen scheint Herr Potter bei Formulierung seines sonst so wohlgemeinten Vorschlags ganz außer Acht gelassen zu haben. Derselbe würde nur dann als ausführbar erscheinen, wenn es vorher gelungen wäre, diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen und einen Zustand des Staates und der Gesellschaft herzustellen, in welchem die Interessen des Einzelnen mit denjenigen der Gemeinschaft oder aller Anderen mehr oder weniger zusammenfallen. Dann, aber auch nur dann, werden nicht bloß Vernunft und Wissenschaft ihre Einwirkung auf die Geister frei und ohne Hindernis entfalten können, sondern es wird auch jenes Prinzip allgemeiner Menschenliebe, welches die Religion zwar auf ihre Fahne geschrieben, aber nicht in das Leben einzuführen verstanden hat, zur Wahrheit werden oder an die Stelle des die Menschheit quälenden Egoismus und gegenseitiger, durch widerstreitende Interessen aufgestachelter Befehdungssucht treten.

Die Politik der Zukunft steht — worauf ja auch so viele andere Erscheinungen von geringerer Bedeutung hinweisen — unter dem Zeichen des Sozialismus oder der Gesellschaftsverbesserung; und sie wird und kann nur unter diesem Zeichen siegen. Im Grunde scheint das auch Herr Potter geahnt oder gefühlt zu haben, da er sich an verschiedenen Stellen seiner Schrift (wenn wir dieselben nicht mißverstanden haben) als Sozialist bekennt; nur hat er den Zusammenhang dieser sozialistischen Grundstimmung mit seiner Theorie nicht scharf oder deutlich genug hervortreten lassen.

Gesellschaftliches.

Wahrheit und Irrtum der Sozialdemokratie.

Bei der grenzenlosen Verwirrung der Geister und der Meinungen, welche bezüglich der großen Gesellschaftsfrage herrscht und die entgegengesetztesten Urteile zutage bringt, ist es gewiß vom höchsten Interesse, das Urteil eines so gelehrten und besonnenen Mannes, wie dasjenige des freidenkerischen Verfassers der „Isis“, C. Radenhausen in Hamburg, zu vernehmen. Dieses Urteil findet sich in seiner Schrift: „Die Sozialdemokratie; ihre Wahrheiten und ihre Irrtümer“ (Hamburg 1885) und geht von dem unanfechtbaren Axiom aus, daß „nicht Gewalt, sondern Klugheit zum guten Ende führt“. Dieser Klugheit ist denn auch in dem Schriftchen in einer Weise Rechnung getragen, welche allerdings weder das Lob der anarchistischen, noch dasjenige der reaktionären Richtung verdienen, aber Beifall bei allen Denen finden wird, welche einerseits ohne revolutionäre Gewaltthat, andererseits ohne Anwendung von Waffen- und Polizei-Gewalt das ersehnte Ziel sozialer und das allgemeine Wohlbefinden fördernder Reformen erreicht zu sehen wünschen. Mit vollem Rechte betont der Herr Verfasser, indem er sich auf die Erfahrungen

der Geschichte beruft, daß sich gegen die unwandelbaren Gesetze fortschreitender Entwickelung oder gegen gewisse Grundströmungen der staatlichen und gesellschaftlichen Fortbildung unmöglich ankämpfen lasse, und daß man das Uebel nur verschlimmere, wenn man es durch Gewaltmaßregeln zu unterdrücken suche oder Märtyrer aus den Unterdrückten mache; daher auch das bestehende Sozialisten-Gesetz mit seiner Beförderung des Späher- und Denunzianten-Wesens eine scharfe Verurteilung erfährt. Die Nihilisten in Rußland, die Kommunards in Frankreich, die Sozialdemokraten, die Fenier, die Irredentisten, Anarchisten, Dynamiteriche u. s. w. sind nur die Sturmvögel, welche ein kommendes Unwetter anzeigen, ähnlich wie die Seemöven den Sturm, und welche eher als Warner, denn als Verfolgungsobjekte dienen sollten. Denn „wer seine Zeit damit verbringt, Jagd zu machen auf die Möven, wird vom Sturm überrascht und beschädigt werden an Leben und Gut.“

Der Gegensatz zwischen Reichtum und Armut oder zwischen einer Minderzahl von Bevorrechteten und einer großen Mehrzahl von Unterdrückten oder Besitzlosen, welcher allen diesen Bewegungen zugrunde liegt, ist übrigens nach Radenhausen durchaus keine Erscheinung der Neuzeit, sondern so alt und wohl noch älter wie die Geschichte. Schon im Altertum fanden fortwährende Auflehnungen der armen Bürger und Sklaven gegen die Reichen und Herrschenden statt, und im Mittelalter prägte sich jener Gegensatz noch schärfer in der Unterdrückung des armen, unwissenden Volkes durch Adel und Geistlichkeit aus. Aber er wurde in früheren Zeiten deshalb nicht in so tiefer oder schroffer Weise empfunden, wie heutzutage, weil die Lehren der Priester es verstanden, das ungebildete Volk davon zu überzeugen, daß sein bedauernswertes Los eine „Schickung Gottes“ oder eine göttliche Einrichtung sei, gegen welche man nicht ankämpfen dürfe und könne, ohne der Freuden eines künftigen himmlischen Lebens verlustig zu gehen und

ewige Höllenstrafen zu gewärtigen. Die gesteigerte Bildung der Gegenwart läßt einen solchen Trost nicht mehr aufkommen und hat die bekannte sozialistische oder sozialdemokratische Bewegung erzeugt, welche in Deutschland in den Jahren 1869 und 1874 zur Aufstellung bestimmter Programme führte, unter deren Forderungen die Inanspruchnahme der Hilfe des Staates für die Organisation der gesamten Arbeit des Volkes wohl als der springende Punkt bezeichnet werden kann. Es macht sich in dieser Bewegung nach Radenhausen gewissermaßen die Philosophie der Hungrigen gegenüber der Philosophie der Satten und der Wunsch geltend, die arbeitenden Klassen durch die Hilfe des Staates von der sogenannten „Lohn-Sklaverei" ihrer Arbeitgeber zu befreien. Die Existenz dieser Lohn-Sklaverei erkennt Radenhausen allerdings vollkommen an und teilt sie ein in Land- und Geld-Sklaverei. Der ersteren glaubt er abhelfen zu können durch Zurückführung des Bodenbesitzes, wenigstens des großen, in das Eigentum des Staates und stückweise Verpachtung; der letzeren, allerdings schwerer zu besiegenden, durch wirksame Wuchergesetze, Beseitigung der Glücksspiele, gesetzliche Maßregeln gegen Trunk- und Verschwendungssucht, gerechtere Steuerverteilung, Einschränkung der Arbeitslosigkeit an Sonn- und Feiertagen, besseren Schulunterricht und möglichste Beförderung der wichtigen Wissenschaft der National-Oekonomie, welche ja in dem sogenannten „Katheder-Sozialismus" bereits zur Aufstellung ziemlich eingreifender Reform-Vorschläge gekommen ist.

Dem gegenüber bezeichnet Radenhausen als „Irrtümer" der deutschen Sozial-Demokratie ihre Forderungen auf thunlichste Beschränkung der Arbeit nach Zeit und Menge, auf Feststellung der Löhne, auf Ausschließung oder Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, sowie ihre Behauptung, daß sich der Arbeiter unmöglich durch eigene Anstrengung seinem Elend entziehen könne, oder daß er dem Kapitalbesitz gegenüber absolut hilflos sei. Wenn man bedenkt, sagt Radenhausen,

daß in Deutschland jährlich tausend Millionen Mark allein für Wein, Branntwein, Bier und Tabak vergeudet oder hinausgeworfen werden, so muß es klar werden, daß Mäßigkeit, Sparsamkeit und Einschränkung der Genußsucht hinreichen würden, um eine bedeutende Besserung der Lage des Arbeiters herbeizuführen. Radenhausen berechnet, daß die acht Millionen unbemittelter arbeitender Männer, welche das deutsche Reich enthält, auf diese Weise jährlich 300 Millionen Mark ersparen könnten. Diese 300 Millionen, sicher angesammelt und verzinst, würden in weniger als 20 Jahren alles Geld in den Händen der Arbeiter ansammeln und sie zu Herren machen über die Besitzer aller beweglichen und unbeweglichen Güter. In weiteren dreißig Jahren würden sie diese Güter selbst vollständig in ihrer Gewalt haben u. s. w. u. s. w.

Auf solche Weise würde das Ziel weit sicherer erreicht werden, als durch Herbeiführung von Aufregung und Bedrohung, welche, wie zugegeben werden muß, allerdings vielfach durch die Maßregeln der reaktionären Gewaltmänner hervorgerufen werden, welche aber doch in letzter Linie nur zum Nachteil der Arbeiter ausschlagen können. Man kann nicht rasch und gewaltsam durch Erregung von Furcht herbeiführen, was seiner Natur nach nur langsam zustande kommen kann. In dieser Beziehung hat der Arbeiterführer Lasalle sehr viel Schaden gestiftet.

Die Forderung der Sozialdemokraten, daß der Staat die den Arbeitern schädlichen Handelskrisen verhindern oder ihnen entgegentreten solle, ist einfach unausführbar. Ueberhaupt machen sich die Sozialdemokraten von der Allmacht des Staates eine sehr übertriebene Vorstellung. Die Staatslenker haben weder die nötige Klugheit, Kenntnis oder guten Willen, noch auch die wirkliche Macht zur Durchführung der sozialdemokratischen Ideen. Aber es würde wahrscheinlich nicht anders werden, wenn man heute den Sozialdemokraten die Herrschaft des Staates in die Hand geben wollte; ihre Pläne würden

scheitern an der Dummheit, Unwissenheit und Rohheit der Massen; und allgemeine Anarchie würde die Folge sein.

Daher man, wenn man die Zukunft des Menschengeschlechts besser und freundlicher gestalten will, vor allem Andern denken muß an eine Besserung der Erziehung durch allgemeinen, verbindlichen, unentgeltlichen und nicht zu eingeschränkten, von allen konfessionellen Lehren befreiten Volksunterricht, welcher auch dem Niedriggestellten die Möglichkeit gewährt, sich durch Talent und Fleiß emporzuarbeiten. Die größten Männer sind oft aus den niedrigsten Ständen hervorgegangen; daher eine Erleichterung der Fortentwickelung jedes besonders Begabten aus Staatsmitteln verlangt werden muß. Dieses Alles soll gelten ebenso wie für die männliche, auch für die weibliche Menschenhälfte, welche in bürgerlicher wie in rechtlicher Beziehung der ersteren gleichzustellen ist und an dem allgemeinen Recht auf Arbeit, Erziehung und politischen Einfluß ebensowenig wie jene behindert werden darf. Wie, fragt Radenhausen mit vollem Rechte, kann man unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts einer verständigen Frau ein Recht verweigern, welches man Arbeitern gewährt, die nichts weiter verstehen als Tiere füttern, Ställe ausmisten, Straßen kehren oder Lumpen sammeln?

Damit soll verbunden sein eine Erleichterung der Ehescheidung oder der Auflösung jeder Ehe, deren Fortbestand aus körperlichen oder sittlichen Gründen unmöglich geworden ist, während andererseits der Eheschließung selbst und der Kindererzeugung keine Hindernisse in den Weg gelegt werden dürfen. Der sogenannte „Malthusianismus“, welcher der Kinder-Vermehrung Schranken setzen will, befindet sich in einem schweren Irrtum. Denn die Erfahrung lehrt, daß ein Staatswesen um so reicher und blühender wird, je mehr die Bevölkerung zunimmt, während umgekehrt mit einer Abnahme derselben Verfall und Verarmung Hand in Hand gehen. Die Wurzel des Uebels liegt nicht in der zu starken Bevölkerung, sondern in

der ungleichmäßigen Verteilung der Glücksgüter und des Besitzes, so daß an der Spitze der Volkspyramide zuviel Ueppigkeit und Verschwendung, an der Basis zu viel Armut und Elend herrschen. Dieses wird auch so gut eingesehen, daß man selbst von oben herab zu dem bekannten Mittel des „Staats-Sozialismus“ greift, welcher eigentlich nur eine Erweiterung der vielen bereits vorhandenen und mit steigender Kultur sich fortwährend mehrenden Ansätze eines staatlichen Kommunismus bildet. Allerdings würde das beabsichtigte Ziel nach Radenhausen weit schneller und wirksamer erreicht werden können durch selbsthelferische Vereinigungen der Arbeiter untereinander mit gemeinschaftlichem Geschäftsgewinn, Lebens- und Alters-Versicherung u. s. w. und selbst mit Gütergemeinschaft. Aber dem steht freilich der Mangel an Einsicht und der leidige Umstand im Wege, daß sich die Arbeiter untereinander nicht zu vertragen oder zu verstehen imstande sind. Radenhausen führt das sehr interessante Beispiel einer solchen englischen Arbeiter-Fabrik an, welche anfangs vortrefflich prosperierte, aber schließlich zugrunde ging, weil die Teilnehmer nur an den Augenblick und nicht an die Zukunft dachten und ihren verständigeren Leitern nicht gehorchten.

Also ist, wie gesagt, Erziehung und Unterricht und dadurch Bezähmung unverständiger Begierden dasjenige, was vor allem Andern notthut. Auf solche Weise wird man die Massen viel besser beherrschen und zu ihrem Wohl zu leiten imstande sein, als durch Gewaltmaßregeln. Die wahren und richtigen Aufwiegler sind nach Radenhausen nicht Diejenigen, welche die Menschen zu belehren und über ihre wahren Interessen aufzuklären suchen, sonden Diejenigen, welche der großen Mehrheit der Völker ihre Menschenrechte vorenthalten und durch schroffes Abweisen oder gar gewaltsames Unterdrücken zu Erbitterung und Gewaltthat reizen. Solchen Gewaltmännern kann man nicht oft genug den Spruch entgegenhalten, daß die Götter denjenigen, den sie verderben wollen, mit Blind-

heit schlagen. Freiheit, nicht Druck, ist nach Radenhausen das beste Mittel der Ruhe.

Freilich leidet unser Schulunterricht, namentlich in sprachlicher Beziehung, wie auch die Art und Weise, wie das Universitäts-Studium betrieben wird, an schweren, zumeist aus der Zopfzeit stammenden Fehlern und Mängeln, welche Radenhausen einer ebenso scharfen wie gerechten Kritik unterwirft, und welche möglichst bald beseitigt werden müßten, wenn das vorgesteckte Ziel erreicht werden soll.

Weiter stellt Radenhausen für die Besserung der Zukunft des Menschengeschlechts die unabweisliche Forderung der Abschaffung oder Aufhebung jeder Staatsreligion, welche letztere als ein Ueberbleibsel aus der Fetisch-Zeit anzusehen ist, und damit selbstverständlich auch Abschaffung des bisher in den Schulen gepflegten falschen Religions-Unterrichtes. Diese Aufhebung ist das einzig wahre und wirksame Mittel zur Beseitigung der ewigen Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche und zur Beendigung des unleidlichen Kulturkampfes, dessen eigentliche Veranlassung übrigens Radenhausen vortrefflich auf geschichtlicher Basis als lediglich in der Böswilligkeit und Rachsucht der den Papst beherrschenden Jesuiten-Bande gelegen nachweist.

Mit gleicher Entschiedenheit drängt Radenhausen — und dieses ist einer seiner Lieblingsgedanken — auf Einschränkung der unter den Menschen herrschenden Genußgier, insbesondere inbezug auf Tabak und Spirituosen, deren übermäßiger Gebrauch dem Volkswohlstand so tiefe Wunden schlägt. So sehr nun Referent mit dem hochgeehrten Verfasser übereinstimmt, soweit es das Uebermaß dieses Genusses betrifft, so scheint es ihm doch, als ob derselbe die physiologische wie soziale Bedeutung der sogenannten „Genußmittel“, welche man unter den verschiedensten Formen wohl zu allen Zeiten und bei fast allen Völkern antrifft, allzusehr unterschätze. Gerade das Leben des Arbeiters, welchem höhere geistige, das Leben verschönernde

Anregungen fehlen, verlangt solche mehr physisch wirkende Anregungsmittel, wenn es nicht allzu öde und einförmig werden soll — abgesehen davon, daß ihm dieselben auch oft physiologisch geradezu unentbehrlich sind.

Vollständig einverstanden kann sich dagegen Referent mit dem Verfasser erklären, wenn derselbe weiter die Abschaffung der unter ganz falschen Vorwänden eingeführten und aus krasser Selbstsucht einzelner Gesellschaftsklassen hervorgegangenen Schutzzölle auf notwendige Lebensbedürfnisse verlangt, indem er sich namentlich auf die lehrreiche Geschichte der Kornzölle in England beruft; oder wenn er den vortrefflich gelungenen Nachweis führt, daß die viel verlangte Minderung der Kriegsdienstjahre die Kriegsmacht des deutschen Volkes nicht schwächt, sondern stärkt — ein Nachweis, über welchen freilich die militärischen Herren „Sachverständigen" den Kopf schütteln werden, ohne ihn entkräften zu können. Trotz der großen Erfolge unseres herrlichen Kriegsheeres mag in dessen Einrichtungen doch noch gar mancher veraltete Zopf stecken — und dazu gehört ohne Zweifel auch die dreijährige Dienstzeit.

Was die Regelung der Arbeiterverhältnisse selbst anlangt, so verlangt Radenhausen neben dem Normalarbeitstag gesetzliche Regelung der Alters-, Wohnungs-, Fabrik- und sanitären Verhältnisse, Sorge für öffentliche Arbeiten in Zeiten der Geschäftsstockung, Förderung des Landbaues und aller damit zusammenhängenden Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten und Entfernung jeder Arbeitshinderung. Eine gerechtere Besteuerung wird nach Radenhausen herbeigeführt werden durch allgemeine Einführung gesonderter Vermögens- und Einkommensteuern, hohe Steuern auf Tabak und berauschende Getränke, Erbschafts- und Schenkungs-Steuern, Einführung allgemeiner Unterrichts-, Armen- und Kriegssteuern, eine Junggesellensteuer u. s. w., bei gleichzeitiger Erleichterung allgemein nützlicher Projekte. Bezüglich der Eigentumsverhältnisse wünscht Radenhausen möglichste Teilung des Landbesitzes, Erbauung

von Wohnungen auf Staatskosten und Ueberlassung derselben an die Einzelnen gegen allmählich gesteigerte Pacht, Ausdehnung des Enteignungsverfahrens im Interesse des Staates, Aufhebung aller der gleichen Erbteilung im Wege stehenden Gesetze und einiges dem Aehnliche. In Rechtsfragen wird neben einer Reihe juristischer Reformen verlangt unbeschränktes Vereinigungs- und Verzugsrecht, volle Preßfreiheit, staatliche Entschädigung unschuldig Verurteilter; in der Wehrverfassung möglichste Erleichterung der Kriegslasten und Abschaffung jeder persönlichen Bevorzugung. Daran schließt sich eine Reihe von Forderungen inbezug auf allgemeine Volksrechte und allgemeinen Völkerfrieden, welche nicht wesentlich von denjenigen des entschiedenen Liberalismus überhaupt abweichen, und unter denen wir nur noch die Aufhebung der religiösen Form des Eides, allgemeines direktes und geheimes Wahlrecht, die Einrichtung eines internationalen Schiedsgerichtes und die Ersetzung der stehenden Gesandtschaften durch gelegentliche Abordnungen hervorheben wollen.

Der Herr Verfasser gesteht schließlich zu, daß diese Vorschläge allerdings nicht die unterscheidenden Forderungen der Sozial-Demokratie umfassen, glaubt aber, daß sie in ihrer Ausführung den Wahrheiten, auf welche Jene ihre Forderungen stützt, genügen, irrigen Absichten und Lehren aber die Spitze abbrechen würden. Ob sich derselbe in dieser Voraussetzung irrt oder nicht, wagen wir nicht zu entscheiden; doch scheint es uns sicher, daß die Erfüllung seiner vom liberalsten Geist und der reinsten Menschenliebe eingegebenen Reform-Ideen eine mächtige und wohl kaum zu umgehende Vorarbeit für jede Art sozialen Verbesserungsstrebens bilden müsse. Was aber die soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit selbst anlangt, so ist Referent der Meinung, daß sie etwas tiefer und mehr an der Wurzel angegriffen werden müsse, als durch blos liberalisierende Reformen des Staates und der Gesellschaft, so nützlich und empfehlenswert diese auch an und für sich sein

mögen. Diese Wurzel des Uebels liegt nach Ansicht des Referenten in der enorm großen Ungleichheit der Waffen oder Mittel (äußerer wie innerer), mit denen jeder Einzelne den unumgänglichen Kampf um das Dasein zu kämpfen genötigt ist. Diese Ungleichheit kann durch Intervention des Staates auf ein möglichst geringes Maß reduziert werden, und zwar an der Hand von Einrichtungen, wie sie Referent in dem dritten Teil seiner Schrift über den Menschen näher bezeichnet hat, und welche zum Teil wenigstens mit den Radenhausenschen Vorschlägen Hand in Hand gehen. Alle Nachteile, welche man von der Einschränkung der freien Persönlichkeit oder Individualität durch sozialistisch oder kommunistisch geartete Einrichtungen von Staat oder Gesellschaft befürchtet, fallen damit nicht nur hinweg, sondern es wird im Gegenteil dem Einzelnen an der Hand der ihn stützenden Gemeinschaft erst recht möglich gemacht, sein Ich nach Maßgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten oder seines Fleißes zur Geltung zu bringen und die Früchte seiner eigenen Anstrengungen zu genießen, ohne daß er den Rechten oder Interessen seiner Nebenmenschen zu nahe getreten wäre. Eine solche Lösung der sozialen Frage würde auch den großen Vorteil haben, daß sie nicht blos einzelnen oder gewissen Arbeiterkreisen, wie sie die Sozial-Demokratie vorzugsweise im Auge hat, sondern allen arbeitenden Menschen ohne Unterschied des Standes oder Berufes zugute kommen würde. Eine solche Gleichberechtigung Aller aber, mit gleichen oder ähnlichen Kräften oder unter gleicher Verteilung von Licht und Schatten nach den Gütern und Freuden des Lebens oder nach Wohlstand, Bildung und Freiheit streben zu können, wird doch wohl als oberstes Ziel oder als Ideal alles gesellschaftlichen Verbesserungsstrebens angesehen werden müssen!



Die Frau im alten Indien.

Wer die Methode der Geschichtsforschung billigt und die Theorie allmählicher Entwickelung anerkennt, wird der Ansicht beipflichten, daß die Frage der Frauen-Emanzipation oder der Frauenrechte im 19. Jahrhundert nicht wohl gelöst werden kann, ohne daß man vorher die Rechts- und Sittenzustände früherer und frühester Zeiten geprüft oder kennen gelernt hätte. Wohin könnte man sich aber bei einer solchen Prüfung besser wenden, als nach dem uralten Stammlande der Arier und arischer Weisheit, nach Indien, wo der große Gesetzgeber Manu, welcher als die Personifikation der Theokratie des indischen Brahmanismus angesehen werden muß, schon vor dreitausend Jahren einen Gesetzes-Kodex festgestellt hat, welcher noch bis auf den heutigen Tag die Grundlage des indischen Rechtes bildet. Es ist ein kolossales Werk, welches der Bibel der Hebräer oder dem Koran Mahomets an die Seite zu setzen ist, und welches noch heute die Bewunderung und das Studium der Gelehrten herausfordert. — Die Stellung, welche das Manu'sche Gesetz der Frau gegenüber dem Manne einräumt, ist freilich nicht besser, oder noch weit schlimmer, als diejenige des Altertums und des ganzen Orients überhaupt. Gott, Mann, Frau — dieses ist die allgemeine Grundlage der antiken hierarchischen Gesellschaftsordnung. Während der Mann eine lange Reihe von peinlichen Zeremonien und Reinigungen und eine schwierige Erziehung durchzumachen hat, um in den Schoß Brahmas zu gelangen, bleiben

der Frau diese Vorbereitungen erspart — aber nicht aus Schonung für ihr Geschlecht, sondern weil sie als ein nichtsbedeutendes Anhängsel des Mannes, als seine bloße Dienerin oder Sklavin betrachtet wird. Mag sich dieser benehmen, wie er wolle, eine tugendhafte Frau muß ihn stets wie einen Gott anbeten und wird allein dafür im Himmel belohnt werden. Weder im Leben, noch im Tode darf sie wagen, etwas zu thun, was ihm mißfallen könnte. Ist er gestorben, so darf sie nicht einmal den Namen eines anderen Mannes aussprechen. Eine Wittwe, die Kinder bekömmt, eine Frau, die ihrem Manne untreu wird, verfällt der Schande und Verachtung und wird nach ihrem Tode in dem Leib eines Schakals wiedergeboren, wo sie von ekelhaften Krankheiten zu leiden hat. Die keusche oder tugendhafte Frau dagegen kommt nach ihrem Tode an denselben Platz wie ihr Mann, ohne dessen Hilfe oder Beistand sie nichts erreichen kann.

Diese Vorschriften Manu's haben eine auffallende Aehnlichkeit mit denjenigen des christlichen Apostels Paulus über die Frauen. „Ich thue Euch zu wissen“, sagt Paulus in seinem ersten Brief an die Korinther (XI, 3, 7—10), „daß der Gebieter des Mannes Christus, und der Gebieter der Frau der Mann und der Gebieter von Christus Gott ist.... Der Mann ist das Bild und der Abglanz Gottes, aber die Frau ist der Abglanz des Mannes, weil der Mann nicht aus der Frau und für die Frau, sondern die Frau aus dem Mann und für den Mann geschaffen ist.“ Und in dem Brief an die Epheser (V, 12—24 und 28) heißt es: „Frauen, seid unterthan Euren Männern, wie dem Herrn, denn der Mann ist der Gebieter der Frau ebenso wie Christus der Gebieter der Kirche ist.“ „Der Mann soll seine Frau lieben, wie seinen eigenen Körper; denn wer seine Frau liebt, liebt sich selbst.“ Endlich in dem ersten Brief an Timotheus (II, 11—13): „Möge die Frau in schweigender Unterwürfigkeit lernen, denn ich erlaube ihr nicht zu lehren oder über den Mann zu herrschen.

Sie verhalte sich schweigend, denn Adam wurde zuerst und dann erst Eva geschaffen."

Ist die indische Frau im Leben nur eine Sklavin des Mannes, die sich nur durch den höchsten Grad der Unterwürfigkeit die ewige Seligkeit verschaffen kann, so verwandelt sich nach seinem Tode dieses traurige Los in ein noch traurigeres; daher auch nicht zu verwundern ist, daß sich infolge der Manu'schen Gesetze die abscheuliche Sitte der Wittwen-Verbrennung in Indien eingebürgert hat. Der langsame, von Manu vorgeschriebene Selbstmord der Wittwen hat sich damit nur in einen raschen verwandelt. Eine Frau, die sich beigehen läßt, zum zweitenmal zu heiraten, ist von der Gesellschaft ausgestoßen; ihre Kinder sind verflucht.

Die arme Frau kann sich auch nicht, wie der Mann, von Sünden reinigen, da ihr die Kenntnis der heiligen Bücher und der reinigenden Gebete und Zeremonien ebenso untersagt ist, wie den Angehörigen der niedersten Kaste oder den verachteten Sudras.

Auch in moralischer Beziehung dachte der indische Gesetzgeber nicht groß von der Frau, welche er als hinterlistig, leidenschaftlich und als Verführerin des Mannes darstellt, und stimmt in dieser Beziehung mit dem Alten Testament überein, welches ebenfalls Adam durch Eva verführen läßt.

Selbst innerhalb der vier Wände des Hauses oder ihrer eigensten Domäne darf die indische Frau keinen eigenen Willen haben, sondern bleibt demjenigen ihres Mannes oder ihrer männlichen Verwandten unterworfen. Wenn der Mann seiner Frau Gutes erweist, ihr Geschenke macht, sie liebkost, gut hält u. s. w., so thut er es nicht um ihret-, sondern nur um seiner selbst willen, damit sie ihm Kinder erzeuge, den Glanz seines Hauses erhöhe, seinen Gefallen erwecke u. s. w., gerade so, wie ein Künstler sein Instrument liebt und vor Schaden behütet. Es ist der unverhüllte, wenn auch in bestimmte gesetzgeberische Formen gekleidete männliche Egoismus.

Derselbe Egoismus diktiert dem indischen Gesetzgeber die anscheinend humane Vorschrift, daß ein Mann, wenn er sich auf Reisen begibt, seiner Frau vorher die Mittel ihres Unterhalts garantieren soll, denn „selbst eine tugendhafte Frau kann durch Elend zur Sünde veranlaßt werden.“ Damit hat der große indische Weise eine der furchtbarsten und unversiegbarsten Quellen der weiblichen Prostitution aufgedeckt, gegen welche er mit Rücksicht auf die Reinhaltung der Kasten ganz besonders eifert. Sein Wort hat seine Giltigkeit bis auf den heutigen Tag bewahrt, und nichts ist der weiblichen Tugend gefährlicher als materielles Elend, welches nur dadurch bekämpft werden kann, daß man der Frau alle Wege der ehrlichen Arbeit und des redlichen Erwerbs offen hält.

In Bezug auf die Nachkommenschaft vergleicht Manu in sehr ausführlicher Weise die Frau dem Ackerboden, welchem ein Samenkorn anvertraut wird, so daß nur der Mann eine aktive, die Frau dagegen eine völlig passive Rolle spielt, ein Grundsatz, mit dem sich bekanntlich die moderne Physiologie nicht einverstanden erklärt, indem sie beiden Teilen im allgemeinen gleichen Einfluß bezüglich der Nachkommenschaft zugesteht.

Die Polygamie ist dem Schüler Manu's gestattet, und zwar kann er Frauen aus allen Kasten wählen, welche tiefer stehen als die seinige, vorausgesetzt, daß seine erste Frau seiner eigenen Kaste angehört und ihm einen Sohn geboren hat, welcher dem Vater die Unsterblichkeit sichert. Es gibt acht verschiedene Formen der Verheiratung, von denen die sechs ersten nur dem Brahmanen oder der obersten Kaste, die zwei letzten den übrigen Kasten erlaubt sind, und bei denen alles auf möglichste Hervorhebung der häßlichen Kastenunterschiede abgesehen ist.

Die ursprünglichste Form der Heirat war bekanntlich der Raub und ist es zum Teil noch bei wilden Völkerschaften. Auch Manu sieht sich genötigt, durch die Einführung der Heirat

der Râchkasas oder Riesen und der Pisâtchas oder Vampyre dieser Form gerecht zu werden. Bei der ersteren wird die Frau mit Gewalt aus dem väterlichen Hause entführt, bei der zweiten geschieht dieses mit Hilfe natürlicher oder künstlicher Bewußtseins-Störung. Auch der Kauf einer Frau findet seine Vertretung in der Heirat der Asouras oder bösen Geister. Indessen gehören diese Arten der Verehelichung alle den niederen Formen der Heirat an und bringen eine nach brahmanistischer Anschauung schlechte oder niedrige Nachkommenschaft hervor.

Zweck der Ehe ist in den Augen Manu's lediglich die Nachkommenschaft und deren Verpflichtung, für das Andenken und die Verehrung der Verstorbenen oder der Vorfahren zu sorgen, welche als Geister fortfahren unter den Lebenden zu weilen und dieselben zu beeinflussen (Vorfahren-Kultus). In diesem Sinne ist die Frau gewissermaßen das Opfer der Familie; sie hat nichts für sich zu beanspruchen, sondern nur dem Manne gewissermaßen als das Mittel zu dienen, durch welches er in seinen Kindern wiedergeboren werden kann. Eine unfruchtbare Frau wird weggejagt, eine solche, die nur Töchtern das Leben gibt, Anderen überlassen. Auch kann in letzterem Falle ein erstgeborener Enkel die Stelle des Sohnes übernehmen.

Stirbt die Frau, so ist die Ehe gelöst, stirbt der Mann, so wird sie nur um so fester, denn selbst als Toter herrscht der letztere über sein Eheweib. Gefällt eine Frau ihrem Manne nicht, oder ärgert sie ihn durch Widerspruch, so kann er sie verstoßen, mißhandeln u. s. w. Eine unfruchtbare Frau muß im achten, eine Frau die nur Töchter hat, im elften, eine solche deren Kinder alle gestorben sind, im zehnten Jahre der Ehe durch eine andere ersetzt werden. Die Verlassene aber wird mit abgeschnittenen Haaren dem niedrigsten Elend preisgegeben; sie ist für die Gesellschaft so gut wie gestorben.

Die indische Frau besitzt kein eigenes Vermögen und kann kein solches besitzen, mit Ausnahme persönlicher Geschenke, die

als solche für den Mann keinen Wert haben; doch wird im Falle ihres Todes alles zurückgenommen. Sie selbst gehört ja nur zum Vermögen oder ist bloßes Eigentum ihres Mannes. Glücklich muß sie sich preisen, wenn ihr der letztere im Falle ihrer Verstoßung eine Decke zum Zudecken oder eine Handvoll Reis zum Schutz vor dem Verhungern überläßt!

Alles dieses hängt mehr oder weniger mit der Organisation der Familie im Altertum zusammen, welche eine ganz andere Bedeutung hatte als die moderne Familie und eine Art kleinen Staates bildete, in welchem der Vater, als politisches und religiöses Oberhaupt, über Frauen, Kinder, Sklaven, Tiere u. s. w. herrschte, und zwar im Namen und zur Ehre der verstorbenen Vorfahren, welche rings um das Haus in ihren Gräbern schlummerten und wie kleine Götter verehrt wurden. Die Familie bildete ein Ganzes, welche durch einen höheren und allgemeineren Willen beherrscht wurde und alles oder vielmehr die Nutznießung von allem gemeinsam besaß. Die Gesetzgebung der Hindus hat daher auch niemals die Institution des Testaments gekannt. Soweit wir das Familienleben der alten Germanen aus der Beschreibung von Tacitus kennen, hatte es damit große Aehnlichkeit.

Ehebruch wird von Manu sehr streng bestraft, wenn zugleich Verletzung der Kasten-Gesetze damit verbunden ist. So erleidet ein Sudra die Todesstrafe oder noch Schlimmeres, wenn er sich mit der Frau eines Brahmanen vergeht oder ihr gar Gewalt anthut. Ein Brahmane dagegen wird für derartige Vergehen nur mit Geld oder Tonsur bestraft. Ueber die Strafe der schuldigen Frau findet sich nur eine einzige Stelle, in welcher ihr Zerreißen durch Hunde angedroht ist, während der Muni Narada sie nur mit Verstoßung bestraft wissen will. Was diese letztere Strafe Fürchterliches bedeutet, erhellt aus dem Vorhergehenden. Irrtum oder Zwang entschuldigt die Frau nicht, da unter allen Umständen der rechtmäßige Ehegatte in seinen Eigentumsrechten gekränkt ist.

Dieses also war die Stellung der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechts im alten Indien, wie sie uns Herr Rosetti Tezcano in einer vortrefflichen kleinen Schrift*) nach dem Manava-Dharma-Sastra oder dem uralten Gesetzbuch Manu's geschildert hat. Diese nach den Quellen gegebene Schilderung weicht freilich sehr bedeutend ab von dem ganz falschen Bilde oder Gemälde, welches gewisse phantasiereiche Schriftsteller über die Verehrung der Frau im alten Indien entwickelt haben. Der Brahmanismus, wie er vorstehend charakterisiert ist, mußte die Frau als solche töten, und er hat sie getötet; die Theokratie mußte Indien versteinern, und sie hat es versteinert; das indische Volk aber mußte die Schuld seiner stummen Entsagung und Unterwürfigkeit büßen, und es hat sie gebüßt. Daß die Tyrannen des Geistes zehnmal schlimmer sind als die Tyrannen des Schwertes, hat sich auch hier wieder deutlich gezeigt. Nachdem die Brahmanen die Kriegerkaste unter ihre Herrschaft gezwungen hatten, breiteten sie den Druck eines bleiernen Schlafes über ihre Unterthanen, das Volk verfiel in einen unheilbaren Marasmus, die Gehirne hörten auf zu denken, und die Gesellschaft wurde so einförmig und unfruchtbar wie die Wüste. Der dem Brahmanismus feindliche Buddhismus brachte nur eine vorübergehende Erlösung und mußte sein Ursprungsland verlassen, um sich anderswo auszubreiten. Die indische Frau aber brachte es in ihrer tiefen Erniedrigung und aus derselben heraus nicht weiter als bis zur Emanzipation der Bajadere, welche nichts Anderes ist, als ein Monopol der Priester zur Vermehrung ihrer Einkünfte. Der Tempel schafft, ernährt, erzieht, unterrichtet, bildet und verkauft sie**).

*) Étude critique sur la condition de la femme dans l'Inde antique, Lausanne, G. Bridel, 1875.

**) Wer die indische Bajadere und ihr Leben näher kennen lernen will, hat dazu vortreffliche Gelegenheit durch das hochinteressante Buch des französischen Reisenden Louis Jacaillot: Voyage au pays des bajadères, Paris, Dentu 1879.

Dieses also ist die äußerste Konsequenz eines gesellschaftlichen Zustandes, in welchem die Frau nicht als Person oder als gleichberechtigte Genossin des Mannes, sondern als dessen Eigentum oder als Sache betrachtet wird. Freilich hat dieser in den Anfängen der Zivilisation sehr allgemein verbreitete Irrtum nicht überall zu so traurigen Konsequenzen geführt, wie in Indien; aber doch lassen sich selbst heutzutage in der Stellung der Frau in unserem Staats- und Gesellschaftsleben Reminiszenzen an jene Zeiten und Zustände ausfindig machen, welche unserer Zivilisation keineswegs zu Ehren gereichen. Im alten Griechenland entschädigte sich der freie Bürger über die zurückgesetzte und ins Innere des Hauses gebannte Stellung seiner Lebensgefährtin durch den Hetärismus, welcher ihm das Ideal freien und in der Freiheit geistig mehr entwickelten oder selbständigen Frauentums verwirklichte. Man denke an Perikles und Aspasia! Wir aber bedürfen durch die freiere Stellung, welche wir der Frau eingeräumt haben, solcher zweifelhaften Surrogate oder Aushilfen nicht und werden ihrer umsoweniger bedürfen, je mehr wir auf dem Wege vorwärts schreiten, welcher zu immer größerer Annäherung der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechts an die männliche im Können, Wissen und Denken führt!





Die Naturwissenschaft
und die moderne Gesellschaft.

Unter den verschiedenen Wissenschaftszweigen, mit denen sich der menschliche Geist beschäftigt, dürfte kaum einer genannt werden können, welcher sich eines verhältnismäßig so tiefgreifenden Einflusses auf die Denkweise des gegenwärtigen Jahrhunderts und damit auf den Charakter der modernen Gesellschaft zu berühmen hätte, wie die Naturwissenschaften. Die Erklärung für diese Erscheinung ist leicht zu finden. Sie liegt teils in den überraschenden und wirklich großartigen Entdeckungen oder wissenschaftlichen Aufklärungen, welche die Naturforschung im Laufe der letzten hundert Jahre geliefert hat, teils in der großen Hilfeleistung, welche dieselbe den Fortschritten der Zeit in technischer und materieller Beziehung zu teil werden ließ, teils und zuletzt in der allgemeinen Richtung der Zeit auf das Erfahrungsmäßige — eine Tendenz, welche von den Naturwissenschaften vorzugsweise gepflegt und gefördert wird und welche einen wohlthuenden Gegensatz zu den resultatlosen Spekulationen vorhergehender Jahrzehnte bildet. Es soll in letzterer Beziehung nicht geleugnet werden, daß es an Spekulation und Hypothese auch in den Naturwissenschaften in keiner Weise fehlt; aber sie dienen hier nicht als Selbstzweck, sondern nur als Hilfsmittel des Weiterschreitens auf dem Wege erfahrungsmäßiger Forschung und als notwendige Brücken der Verbindung einzelner Forschungsresultate untereinander zur Aufstellung einheitlicher Gesichtspunkte. Der

wirkliche oder vermeintliche Gegensatz, in welchen sich diese Resultate zu der religiösen Weltanschauung und Welterklärung setzen, soll hier nicht weiter berührt oder verfolgt werden; es mag jedem Einzelnen überlassen bleiben, sich in seinem Gewissen mit diesem Gegensatz abzufinden, so gut es geht oder auch nicht geht. Um so unerläßlicher wird es erscheinen, eine kurze Uebersicht über die Resultate der Naturwissenschaft in den letzten hundert Jahren zu geben, soweit sie die allgemeine Bildungsrichtung der Zeit bestimmen, und daran erst den Nachweis ihres Einflusses auf die Gestaltung und Denkweise der modernen Gesellschaft anzureihen.

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts Lavoisier die Wage in die Chemie einführte, geschah die große Entdeckung der Unzerstörbarkeit des chemischen Atoms oder — wenn man neueren Theorien Rechnung tragen will — des das Atom zusammensetzenden Amers. Damit war die sogenannte „Konstanz der Materie" wissenschaftlich erwiesen, nachdem dieselbe allerdings schon Jahrtausende vorher einen Glaubenssatz gewisser philosophischer Richtungen gebildet hatte, aber immer wieder von anderer Seite in Zweifel gezogen oder in Abrede gestellt worden war. Hätte diese Negation Recht behalten oder behalten können, so würde dem späteren Aufschwung der Naturwissenschaft gewissermaßen der Boden unter den Füßen weggezogen worden sein; denn eine stete Vernichtung und Neuschöpfung der Substanz würde jede innere Gesetzmäßigkeit im Entstehen und Vergehen unmöglich gemacht und die Willkür an die Stelle der Ordnung gesetzt haben. Auch hat der gesunde Menschenverstand von jeher die Unvernichtbarkeit des Stoffs, wenn auch nur als allgemeinsten Begriff, festgehalten; und der große englische Dramatiker hat bekanntlich bereits vor dreihundert Jahren den Staub, welcher des großen Cäsar Leib bildete, bis zu dem Punkte verfolgt, wo er ein Loch der Wand verklebt.

Noch größer und folgewichtiger als die Entdeckung der

Unsterblichkeit des Stoffs war die in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts gemachte Entdeckung von der Unsterblichkeit oder Erhaltung der Kraft oder die gewonnene Ueberzeugung, daß sich die Kraft inbezug auf Entstehen und Vergehen gerade so verhält wie ihr materielles Substrat oder der Stoff. Von diesem eigentümlichen Verhältnis hatte man früher keine Ahnung, sondern glaubte, daß Kräfte beliebig aus dem Nichts hervorgerufen werden und in nichts zurückkehren könnten. Hätte man zu der Zeit, als die Unsterblichkeit des Stoffs oder die Ewigkeit und Unvernichtbarkeit der Atome entdeckt wurde, dieselben Vorstellungen über das Verhältnis von Kraft und Stoff oder über deren absolute Untrennbarkeit gehabt wie heute, so hätte sich der Satz von der Unsterblichkeit der Kraft als notwendige logische Konsequenz sofort daraus entwickeln müssen. Aber dieses war so wenig der Fall, daß vielmehr lange Zeiträume vergehen mußten, in denen Kraft und Stoff als durchaus getrennte oder verschiedene Dinge oder Begriffe angesehen wurden — eine Anschauung, welche zwar aus den physikalischen Wissenschaften seit der Beseitigung der „Imponderabilien"-Lehre längst verschwunden ist, welche sich aber in den biologischen und philosophischen Disziplinen in der Form der berüchtigten „Lebenskraft" stellenweise und in derjenigen der Seelentheorie ziemlich allgemein bis auf den heutigen Tag erhalten hat. So konnte es kommen, daß erst verhältnismäßig spät nach der Entdeckung der Ewigkeit der Materie die ihr notwendiges Korrelat bildende Ewigkeit der Kraft entdeckt oder nachgewiesen wurde. Das neuentdeckte Prinzip selbst aber ist von solcher Wichtigkeit, daß es gegenwärtig wie ein belebender Odem die gesamten Naturwissenschaften durchdringt, und daß fast keine naturwissenschaftliche Untersuchung prinzipieller Art mehr angestellt werden kann ohne dessen stete Beobachtung oder Anwendung. Sehr vereinfacht wird das genannte Prinzip durch die von Tag zu Tag wahrscheinlicher werdende Annahme, daß es überhaupt nur eine Kraft gibt, und daß das, was

wir als einzelne Kräfte bezeichnen, nur verschiedene Modifikationen oder Erscheinungsweisen derselben Ur- oder Grundkraft sind. Ihre gegenseitige Verwandlung nach dem Grundsatz der Aequivalenz wird dadurch um so leichter begreiflich, und dem ewigen Kreislauf der Stoffe oder des Stoffs (wenn man nur einen einzigen Ur- und Grundstoff annimmt) stellt sich der ewige Kreislauf der Kraft ebenbürtig zur Seite. Jedenfalls ist mit der Erkennung dieser beiden großen, sich gegenseitig bedingenden Prinzipien jede Art von Mystik oder Wundersucht aus dem Gebiet der Naturwissenschaften für immer verbannt. Alles in der Natur geht auf natürliche und gesetzmäßige Weise vor sich und kann auf keine andere Weise vor sich gehen, wenn wir auch nicht immer imstande sind, in jedem einzelnen Falle diesen naturnotwendigen Zusammenhang zu durchschauen oder nachzuweisen.

Fast noch wichtiger als das Prinzip von der Verwandlung der Kraft selbst erscheint die an der Hand desselben gemachte große Entdeckung, daß alle auf der Erde wirksamen Kräfte oder Bewegungen in letzter Linie einer einzigen Quelle entstammen, oder daß sie ohne Ausnahme nichts Anderes sind als umgewandelte Energie der Sonnenstrahlen oder der durch diese Strahlen angeregten Schwingungen des Weltäthers. Es gibt keine Bewegung in der Natur, keine Kraft-Entfaltung irgend welcher Art, welche sich nicht (vielleicht mit einziger Ausnahme von Ebbe und Flut) auf diese Quelle zurückführen ließe; und wer diese große Wahrheit philosophisch ausdenken will, kann dem kühnen Ausspruch Tyndall's, daß unser ganzes Dasein, unsere ganze Poesie und Wissenschaft der Anlage nach einstmals in den Feuern der Sonne enthalten gewesen sein müssen, seine Zustimmung nicht versagen.

Wohl ist unser kleines Planetensystem, innerhalb dessen sich diese Vorgänge abspielen, nicht die Welt selbst, sondern nur ein verhältnismäßig sehr unbedeutender Teil des ewigen und unendlichen Alls. Aber die Forschungen der Astronomen

und die großartigen Enthüllungen des Fernrohrs haben uns überall, wohin dasselbe zu dringen imstande ist, nur dieselben Gesetze, Bewegungen und Entwickelungs-Vorgänge wie in unserer nächsten Nähe erkennen lassen, so daß man danach berechtigt ist, auf die durchgreifende Allgemeinheit der uns bekannten Weltordnung in den unserer Forschung zugängigen Himmelsräumen zu schließen. Fast noch mehr berechtigen uns hierzu die Ergebnisse der Astrophysik, welche mit Hilfe der wunderbaren, 1859 gemachten Entdeckung der Spektral-Analyse imstande gewesen ist, die auf den entferntesten Weltkörpern in glühendem Zustande befindlichen Grundstoffe als mit den unserigen identisch oder mindestens ganz nahe verwandt nachzuweisen. Der berühmte Entdecker der Spektral-Analyse, Professor Kirchhoff selbst, hat seine aus seinen Untersuchungen gewonnene Ueberzeugung dahin ausgesprochen, „daß die Stoffe und Kräfte im ganzen Weltall im wesentlichen die gleichen sind.“ Es dürfte daher keine allzugewagte Annahme sein, daß überall, wo sich im Bereich des unendlichen Sternenheeres ähnliche Verhältnisse oder Zustände bilden oder zusammenfinden wie hier auf unserer Erde, auch die gleichen oder ähnlichen Resultate hervorgehen oder sich bilden müssen.

Freilich spielt, von diesem Standpunkte aus betrachtet, unter den Milliarden von Himmelskörpern, welche in stetem Entstehen und Vergehen begriffen sind, unser eigener Planet eine verhältnismäßig sehr untergeordnete Rolle, und die Stellung, welche er und das auf ihm lebende Menschengeschlecht ehedem als Mittelpunkt und Zweck des gesamten Daseins einnahm, ist gegenüber den Resultaten der astronomischen Wissenschaft gründlich verloren gegangen. Für uns Erdenbewohner selbst aber hat unser irdischer Wohnplatz trotz seiner Unbedeutendheit im großen Ganzen an Interesse oder Wichtigkeit nichts verloren; und die Forschungen über seine Bildung und geschichtliche Vergangenheit bilden in der Reihe der naturwissen-

schaftlichen Errungenschaften dieses Jahrhunderts nicht gerade den schwächsten der zahlreichen Glanzpunkte. Die Wissenschaften der Geologie und der Paläontologie haben enorme Fortschritte gemacht und an die Stelle der ehemaligen Kataklysmen-Theorie, welche dem Kausalitäts-Prinzip nicht zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg legte, die Prinzipien steter und langsamer Veränderung und Entwickelung gesetzt, an der Hand der nämlichen Vorgänge, welche auch heute noch an der Gestaltung der Erdoberfläche wirksam sind. Aber die größten Resultate sind erreicht worden durch die Verbindung der Geologie mit der Archäologie zu der Wissenschaft der sog. Archäogeologie, welche eine der wichtigsten Fragen, die sich der Mensch überhaupt vorlegen kann, zu einem definitiven Entscheid gebracht hat, und zwar in einem Sinne, welcher dem früher Geglaubten diametral entgegengesetzt ist. Es ist die Frage nach der Existenz des fossilen Menschen oder nach Alter und Herkunft des Menschengeschlechts als solchen. Noch fast bis in die Mitte des Jahrhunderts galt die Existenz des fossilen oder vorweltlichen Menschen für ein ebensolches Märchen wie diejenige fossiler oder vorweltlicher Affen. Inzwischen sind beide gefunden, und es ist das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde durch unzweifelhafte Entdeckungen in eine vergangene Ferne gerückt worden, welche mit der geschichtlich beglaubigten Ueberlieferung der Zeit nach in einem argen Mißverhältnis steht. Freilich würde die Thatsache jenes hohen Alters an und für sich auf die hochwichtige Frage über Entstehung und Herkunft des Menschengeschlechts kein Licht zu werfen imstande sein, wenn nicht hier eine Reihe weiterer naturwissenschaftlicher Disziplinen, welche in ihrer gegenwärtigen Vollendung ebenfalls mehr oder weniger Kinder der Neuzeit sind, mächtige Hilfe geleistet hätten. Es sind Anatomie und Physiologie mit Einschluß der Entwickelungsgeschichte, Ethnologie und Tier-Psychologie. Alle diese Wissenschaften weisen übereinstimmend auf diejenige Lösung des „Ge-

heimnisses der Geheimnisse", wie es ein englischer Philosoph nennt, welche zugleich die natürlichste oder wenigst wunderbare ist; und es muß diese Lösung in Anbetracht der tiefen und, wie es schien, absolut undurchdringlichen Dunkelheit, durch welche früher die Frage nach Entstehung und Herkunft des Menschengeschlechts verschleiert war, als eine der größten und folgewichtigsten geistigen Errungenschaften des Jahrhunderts angesehen werden. Dieselbe steht übrigens im engsten Zusammenhang mit der überraschenden Lösung, welche die Entstehung und Herkunft der organischen Welt überhaupt durch die von Darwin veranlaßte allgemeine Wiederaufnahme der Entwickelungs- und Abstammungs-Lehre gefunden hat. Vorgänge und Ereignisse aus der Geschichte der Vergangenheit, welche früher der natürlichen Erklärung ganz unzugänglich waren und nur mit Hilfe übernatürlicher Einwirkung begreifbar erschienen, wurden dadurch plötzlich in das helle Licht wissenschaftlicher Erleuchtung und Erklärung gerückt, und selbst die bisher stets einen unverrückbaren Stein des Anstoßes bildende Frage der Urzeugung oder der Entstehung des ersten organischen Form-Elements bietet heutzutage der wissenschaftlichen Erklärung keine ernste Schwierigkeit mehr dar. Zugleich hat die Darwin'sche Lehre ein helles Licht auf das früher viel zu gering geschätzte oder selbst kaum gekannte Moment der Vererbung geworfen und damit eine Reihe der wichtigsten Aufschlüsse über Veränderung der organischen Wesen und ihr allmähliches körperliches wie geistiges Voranschreiten geliefert. Insbesondere haben hierdurch die ehemaligen Vorstellungen über die Erscheinungen der sogenannten „Angeborenheit" und der aprioristischen Ideen eine gründliche und wohlthätige Umwandlung im Sinne der Erfahrung und der realen Wissenschaft erfahren. Auch ein weiteres der von Darwin für die Veränderung der organischen Welt geltend gemachten Momente oder der berühmte „Kampf um das Dasein" hat uns Verhältnisse von größter Wichtigkeit kennen gelehrt, an welche

früher kaum jemand dachte, und welche namentlich in ihrer Anwendung auf die menschliche Gesellschaft und deren künftige Gestaltung von der einschneidendsten, im weiteren Verlauf unseres Aufsatzes genauer zu erörternden Bedeutung zu werden versprechen.

Endlich sind die Gehirn- und Seelenforschung, die letztere auf naturwissenschaftlicher Grundlage und nach induktiver Methode, hinter ihren schwesterlichen Disziplinen nicht zurückgeblieben und haben einerseits die anatomisch-physiologischen Grundlagen der Seelenthätigkeit nachgewiesen, andererseits gezeigt, wie auch die von physischen Bedingungen abhängige Geistes- und Seelenthätigkeit nach dem Prinzip von der Erhaltung und Verwandlung der Kraft beurteilt werden muß. Eine der schönsten und wertvollsten Errungenschaften in dieser Richtung bildet der Nachweis über die Zeitdauer des Gedankens oder der psychischen Thätigkeit überhaupt, sowie über die Elektrizität als Ursache oder Bedingung der Nerventhätigkeit.

Wenn wir alles Dieses mit einem kurzen Blicke überschauen, so müssen wir zugeben, daß die Wissenschaft der Natur in den letzten hundert Jahren eine Reihe von Fortschritten gemacht hat, wie deren ein einziger früher vielleicht nur während eines ganzen Jahrhunderts gemacht wurde — obgleich hier nur solche Fortschritte in Betracht gezogen wurden, welche einen unmittelbaren Einfluß auf die allgemeine Bildungsrichtung der Zeit oder auf das wissenschaftliche Zeitbewußtsein zu äußern imstande sind, während so viele kleinere und an sich nicht minder wichtige Erweiterungen unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse keine Erwähnung fanden. Freilich darf man sich deshalb keinen übertriebenen Vorstellungen oder Hoffnungen hingeben und von dieser Wissenschaft Aufklärungen erwarten, welche sie nun und nimmer zu geben imstande ist. Alles, was wir von menschlicher Wissenschaft überhaupt zu erwarten berechtigt sind, sind Antworten auf die Frage nach dem Wie? natürlicher Vorgänge oder Zusammenhänge, während das Warum? als ewig unlösbares Rätsel dahinter stehen

bleibt und jeder Anstrengung zu seiner Lösung spottet und immer spotten wird.

> Das Warum? wird offenbar,
> Wenn die Toten auferstehn;
> Doch das Wie? ist sonnenklar,
> Wenn die Welt wir recht verstehn.

Das Dasein, sowohl das individuelle wie das allgemeine, ist eben einfach eine Thatsache, die wir als solche hinnehmen und von der wir uns gestehen müssen, daß, da dasselbe nach den Gesetzen der Logik wie nach der Erfahrung als in Raum und Zeit end- und anfanglos angesehen werden muß, von einer bestimmten Ursache oder Verursachung desselben, von einem Warum? überhaupt nicht die Rede sein kann. Dagegen hat uns die wissenschaftliche Forschung über das Wie? des Seins und des allmählichen Werdens Aufschlüsse geliefert, welche in früheren Jahrhunderten oder Zeiten für absolut unmöglich gehalten werden mußten; und es mag dieses als ein warnender Fingerzeig denjenigen dienen, welche das bekannte „Ignorabimus“ auf ihre Fahne geschrieben haben und dem menschlichen Forschungstrieb gewisse Grenzen zu ziehen bemüht sind, von welchen sie behaupten, daß dieselben niemals überschritten werden könnten. Inbezug auf die Fragen des Wie? oder des Was? oder des Wodurch? kann es keine solche Grenzen geben, während allerdings die Frage nach einer ersten oder obersten Ursache aller Entstehung oder nach dem Warum? des Daseins eine im philosophischen oder wissenschaftlichen Sinn gar nicht aufzuwerfende und nur im theologischen Sinne beantwortbare ist. Man wird sich daher um so weniger mit dieser Frage beschäftigen, je mehr das theologische Zeitbewußtsein nach und nach in das wissenschaftliche übergeht, dagegen seine Anstrengungen um so mehr auf das wirklich Erreichbare oder auf Dasjenige richten, was wir mit unserer Erkenntnis und unserem Urteil zu umfassen imstande sind. Hier hat uns denn eine lange und mehr als tausendjährige Erfahrung gelehrt,

daß unsere wissenschaftliche Erkenntnis uns andauernd um so enger mit der Natur und dem Erdenleben verknüpft, je mehr sie an Tiefe und Umfang voranschreitet, während sie uns in demselben Maße von den spiritualistischen Annahmen der Vergangenheit entfernt. Aber was wir damit auf der einen Seite an (vielleicht subjektiv mehr oder weniger beglückenden) Illusionen einbüßen oder verlieren, gewinnen wir auf der anderen Seite reichlich und doppelt zurück durch das Bewußtsein, daß in dem irdischen Entwickelungs-Prozeß bis jetzt ein Höheres und Vollkommneres nicht erzeugt wurde als der Mensch, und daß dessen gegenwärtiges wie künftiges Geschick ganz in seine eigene Hand gelegt ist. Die Natur hat sich in ihm gewissermaßen selbst erkannt, ist sich selbst mit Bewußtsein gegenübergetreten und hat damit eine selbständige Aufgabe der Voranbildung übernommen, deren Erfüllung sie selbst und den Menschen immer mehr aus dem ehemaligen traumhaften Naturdasein emporreißt und immer weiter von den rohen und unvollkommenen Zuständen der Vergangenheit entfernt. Es ist leicht einzusehen, daß damit ein ganz neues, vorher nicht gekanntes Prinzip in die Natur und in die Welt überhaupt hineingetragen worden ist — ein Prinzip, welches sich auf das wesentlichste von allem vorher Dagewesenen unterscheidet. Denn wenn vorher die Naturmacht in jeder Beziehung größer war als die Menschenmacht, so ist jetzt in sehr vieler Beziehung das gerade Gegenteil eingetreten, und die Natur mit ihren gewaltigen Kräften beugt sich willig unter den befehlenden Finger des Menschen, der die Rolle eines Natursklaven mit derjenigen eines Naturherrschers vertauscht hat und an die Stelle der unbewußten Mechanik die eigene freie Selbstbestimmung setzt. Je mehr dieses geschieht, um so mehr wird der Mensch Mensch im eigentlichen Sinne des Wortes, und um so mehr nähert er sich denjenigen Zielen, welche als die Zukunft des Menschengeschlechtes angesehen werden müssen. Hierbei ist aber vor allem die Erkenntnis

für ihn notwendig, daß seine natürliche Bestimmung niemals von ihm erreicht werden kann, so lange er sich in ähnlicher Weise wie das Tier nur als Einzelwesen fühlt und seinen Kampf um das Dasein nur auf eigene Faust und geleitet von bloß persönlichen oder egoistischen Motiven kämpft. Der Mensch ist ein geselliges oder gesellschaftliches Wesen und kann seine Bestimmung und damit auch sein Glück offenbar nur in Verbindung mit gleichartigen Wesen oder innerhalb der menschlichen Gesellschaft selbst erreichen. Der Einzelne ist alles, was er ist, nur in und mit der Menschheit oder durch dieselbe, und sein Streben nach persönlichem Glück ist daher notwendig auf das innigste verknüpft mit dem Streben nach Wohlsein und Fortbildung der Menschheit überhaupt.

Diese Betrachtungen führen ganz wie von selbst zu dem eigentlichen Thema dieses Aufsatzes oder zu dem Verhältnis der Naturwissenschaften zu dem Zustand der modernen Gesellschaft. Wenn, wie gezeigt wurde, der Sieg der Vernunft- oder Menschenmacht über die Naturmacht in technischer oder materieller Beziehung längst entschieden ist, so sind wir weit davon entfernt, sagen zu können, daß auch das Gleiche der Fall sei in moralischer Beziehung; und wenn der natürliche Kampf um das Dasein seinen Einfluß auf den Menschen in demselben Grade verliert, in welchem derselbe zivilisatorisch voranschreitet, so tritt dafür der soziale Kampf um das Dasein ein, der in seiner Weise nicht weniger grausam und rücksichtslos geführt wird wie jener. Allerdings hat der zivilisierte Mensch die ursprünglichste und roheste Form jener Mitbewerbung oder den natürlichen Kampf Aller gegen Alle durch geordnete Staats- und Gesellschaftszustände längst bei sich überwunden und hat eine Menge von Einrichtungen geschaffen, welche dazu bestimmt oder geeignet sind, den Einzelnen wenigstens vor den verderblichsten Folgen jenes Kampfes zu behüten und dem Schwachen Schutz gegen den Starken oder gegen die Unbilden der Natur zu gewähren. Auch leistet die von den

Grundsätzen der allgemeinen Menschenliebe getragene Privat-Wohlthätigkeit gar vieles, was geeignet ist, die Härten und Schrecknisse des Kampfes abzuschleifen oder doch den Unterliegenden vor dem mitleidslosen Zertretenwerden zu schützen. Aber daß dieses so ist, ist mehr ein Resultat der Zufälligkeit als der Notwendigkeit; und es darf nicht verkannt werden, daß die eigentlichen Grundsätze, auf denen der Bau der menschlichen Gesellschaft ruht, auch heute noch ganz die alten oder ehemaligen des rohen Naturkampfes sind, wenn sie auch durch ihre Uebertragung auf das moralische Gebiet andere und weniger rohe Formen angenommen haben. Wo das Wohl oder Interesse des Einzelnen in Frage kommt, da kennt der gesellschaftliche Egoismus in der Regel ebensowenig Mitleid oder Schonung wie der Tiger, wenn er sein Opfer zerreißt; und man kann oder darf dieses dem Einzelnen nicht einmal zum Vorwurf machen, da der Trieb oder das Interesse der Selbsterhaltung innerhalb eines gesellschaftlichen Organismus, wie er zur Zeit noch besteht, ihm eine andere Wahl gar nicht möglich macht, wenn er nicht seinen eignen Untergang herbeiführen oder beschleunigen will. Dazu kommt, daß die Ungleichheit der Gesellschaft selbst den sozialen Kampf zu einem noch ungleicheren macht als den natürlichen, indem die Natur jedem Einzelwesen nahezu gleiche Mittel des Kampfes oder der Verteidigung oder der Flucht liefert, während im Innern der menschlichen Gesellschaft der Stärkere, der Reichere, der gesellschaftlich höher Stehende, der Wissendere u. s. w. eine fast unbestrittene Herrschaft über den Schwachen, Unwissenden, niedrig Stehenden ausübt und infolge langjähriger Gewohnheit es ganz in der Ordnung findet, daß er dessen Kräfte bis zur äußersten Anspannung in seinem eignen Interesse thätig sein läßt. Bei einem solchen Zustande kann sich die Gesamtheit als solche unmöglich wohl fühlen, sie muß einsehen, daß es besser ist, wenn alle mit vereinten Kräften und gegenseitiger Unterstützung nach demselben Ziele oder nach Befreiung von

den Schranken der Naturmacht streben, als wenn sich die besten Kräfte durch gegenseitige Zerfleischung und Ausbeutung unter einander selbst aufreiben. Der an sich so wohlthätige Wettbewerb kann und soll dabei bestehen bleiben; aber er soll aus der alten und rohen Form der gegenseitigen Befehdung und Vernichtung im Kampfe um das Dasein in die veredelte und eigentlich menschliche Form des Wettbewerbes für das allgemeine Beste übergeführt werden. Mit andern Worten: An die Stelle des Kampfes um das Dasein soll der Kampf für das Dasein, an die Stelle des Menschen soll die Menschheit, an die Stelle der gegenseitigen Befehdung soll die allgemeine Eintracht und gegenseitige Unterstützung, an die Stelle des persönlichen Unglücks soll das allgemeine Glück, an die Stelle des allgemeinen Hasses die allgemeine Liebe treten! Mit jedem Schritte auf diesem Wege wird sich der Mensch weiter von seiner tierischen Vergangenheit, von seiner Unterordnung unter die Naturmacht und deren unerbittliche Gesetze entfernen und zum Schöpfer seines eigenen Glückes werden oder dem Ideal menschlicher Entwickelung näher kommen.

Hier und an diesem Punkte liegt also die große Aufgabe der Zukunft für die menschliche Gesellschaft, welcher dieselbe, wie es dem Verfasser scheint, an der Hand der von der Naturwissenschaft gegebenen Direktive oder Richtschnur zuzustreben hat. Was ihr diese Wissenschaft an über das Erdenleben hinaus reichenden Wünschen oder Hoffnungen vielleicht genommen hat, ersetzt sie ihr durch ihren Hinweis auf dieses Erdenleben selbst und dessen möglichste Vervollkommnung an der Hand der Vernunft und Wissenschaft; und wenn vielleicht der kindliche Glaube des Menschen an eine höhere Lenkung seiner Geschicke durch die Resultate jener Forschungen Einbuße erlitten haben sollte, so ersetzt sich dieser Verlust durch den Glauben an die eigene Kraft und durch die Ueberzeugung, daß, wie bereits erwähnt, das Geschick des Menschen auf der Erde ganz in seiner eignen Hand liegt, und daß seiner Herr-

schaft über die Natur und über sich selbst kein anderes Hindernis in den Weg gelegt ist als die eigene Schwäche und Unfähigkeit. In demselben Maße also, in welchem es ihm gelingt, dieser Schwäche und Unfähigkeit Herr zu werden, wird der Mensch besser, glücklicher und erfolgreicher in seinem großen Kampfe um das Dasein und um irdische Glückseligkeit werden.

Freilich genügt es nicht, diese Gesichtspunkte im großen oder allgemeinen festgestellt zu haben; man muß auch zu zeigen verstehen oder wenigstens zu zeigen versuchen, wie sich eine gesellschaftliche Reform, welche die Vernunftmacht an die Stelle der Naturmacht setzen und himmlische durch irdische Freuden ersetzen soll, im einzelnen zu gestalten haben würde; und man wagt sich damit an eine der schwierigsten Aufgaben, welche sich der menschliche Geist überhaupt zu stellen vermag. Daher rechnet der Verfasser, wenn er dieses Wagnis im Folgenden unternimmt, auf die gütige Nachsicht seiner Leser nicht bloß, sondern auch und fast noch mehr auf deren Duldsamkeit, da soziale Uebel und die Mitttel zu deren Abhilfe nicht wohl besprochen werden können, ohne persönlichen Interessen einzelner oder einzelner Gesellschaftsklassen in einer oder der anderen Weise nahe zu treten. Von einer zu befürchtenden Gefahr kann dabei nicht die Rede sein, da ja die Erörterung selbst eine rein theoretische ist.

Um nun die gestellte Aufgabe lösen oder ihrer Lösung nahe kommen zu können, muß man sich vor allem die Thatsache klar zu machen suchen, daß auf keinem Gebiete menschlichen Seins der Kampf um das Dasein, nachdem er sich von dem physischen oder Naturgebiet mehr und mehr auf das moralische und geistige gezogen hat, ärger gewütet und tiefere Spuren seiner verheerenden Wirkung zurückgelassen hat als gerade auf dem sozialen oder gesellschaftlichen. Leider sind unsere Nerven durch die tägliche Gewohnheit und den ununterbrochenen Anblick so vielen Elends bis zu einem solchen Grade abgestumpft, daß wir die grenzenlosen Ungleichheiten und Un-

gerechtigkeiten, welche der gesellschaftliche Krieg im Gefolge gehabt hat und fortwährend hat, kaum mehr zu bemerken scheinen und die ganze Sache ebenso natürlich und unvermeidbar finden wie den grausamen und ohne jede Rücksicht geführten Daseinskampf der Natur selbst. Aber wir vergessen dabei den großen Unterschied zwischen dem keine Ausnahme zulassenden Naturgesetz, welches seine Opfer meist schnell und ohne daß diese zum Bewußtsein ihrer Lage kommen, tötet, und dem mit Bewußtsein geführten Daseinskampfe des Menschen, welcher unter dem Drucke menschlicher und daher der Verbesserung fähiger Einrichtungen und Zustände geführt wird. Allerdings verdanken auch diese Einrichtungen und Zustände ihre Entstehung einer geschichtlichen Entwickelung, welche viele Aehnlichkeit mit dem Gang natürlicher Entwickelung bietet und welche von dem freien Zuthun des Menschen nur bis zu einem gewissen Grade beeinflußt werden konnte. Aber je mehr sich die Menschheit zu der ihr bestimmten Höhe entwickelt, und je mehr sie sich in die Lage versetzt sieht, das rohe Natur-Verhältnis durch die freie und vernünftige Selbstbestimmung ersetzen zu können, um so mehr wird und muß sie sich auch die Frage vorlegen, ob der Zustand der grenzenlosen gesellschaftlichen Ungleichheit und Ungerechtigkeit ein notwendiger oder zufälliger ist, und ob wir imstande sind, den nachteiligen Folgen dieses Zustandes für den Einzelnen wie für die Gesamtheit durch verbesserte Einrichtungen der Gesellschaft selbst entgegenzuwirken oder gar abzuhelfen.

Wenn wir nun das menschliche Leben als einen gegenseitigen Kampf, als einen Wettbewerb um die Lebensbedingungen auffassen, so ist es klar, daß dieser Kampf oder Wettbewerb von den einzelnen Kämpfern oder Bewerbern mit sehr ungleichen Kräften oder Mitteln geführt wird, und daß derselbe in dieser Beziehung, wie bereits erwähnt wurde, sogar hinter dem Naturkampf zurücksteht, bei welchem unter der Art nach gleichen Wesen von den Einzelnen mit ziemlich gleichen

Kräften und Aussichten gekämpft wird. Die Fülle und der Reichtum der Natur steht ihnen allen ziemlich gleichmäßig zu Gebote, und es giebt keine Privilegien, welche dem einen verbieten würden, etwas zu nehmen, was dem anderen gestattet ist. Nur individuelle Kraft oder Fähigkeit ist entscheidend. Ganz anders bei dem Menschen, welcher, wenn er zur Welt kommt, bereits alle oder alle guten Plätze an der Tafel des Lebens besetzt findet und, wenn ihm nicht Geburt, Reichtum, Rang u. s. w. zu Hilfe kommen, von vornherein dazu verurteilt ist, seine Kräfte und sein Leben im Dienste und zum Vorteil Anderer aufzubrauchen. Nur sehr ausnahmsweise wird es dem Einzelnen gelingen, sich aus niederer Stellung durch eigene Anstrengung zu Rang und Reichtum zu erheben, während das Schicksal der großen Menge von vornherein besiegelt und das Glück Weniger auf das Unglück oder die Entbehrung Vieler gegründet ist. Wenn das Tier seine Höhle oder sein Nest allerdings auch sein Eigentum nennt, so muß es doch gewärtig sein, in diesem Besitz jeden Augenblick durch andere gestört oder daraus verdrängt zu werden, während der menschliche, wenn auch ohne jede eigene Anstrengung erworbene Besitz durch die Gesamtheit garantiert oder beschützt wird. Und da sich dieses Verhältnis von Generation zu Generation forterbt, so kann es nicht anders sein, als daß mit der Zeit jener Zustand der Ungleichheit daraus erwächst, welcher den eigentlichen Charakter der gegenwärtigen Gesellschaft bildet und in immer steigendem Maße bilden wird. Grenzenlose Armut neben grenzenlosem Reichtum, grenzenlose Gewalt neben grenzenloser Ohnmacht, grenzenloses Glück neben grenzenlosem Elend, grenzenloser Ueberfluß neben grenzenloser Entbehrung, höchstes Wissen neben tiefster Unwissenheit, angestrengteste Arbeit neben müheloſem Genuß, Schönes und Herrliches jeder Art neben tiefster Versunkenheit menschlichen Seins und Wesens — das ist — vorurteilslos betrachtet — der Charakter unserer heutigen Gesellschaft, welche in der Größe und dem Widerstreit

dieser Gegensätze die ehemaligen Zeiten politischer Unterdrückung und Sklaverei fast noch überbietet. Tagtäglich sehen wir die erschütterndsten, aus jenen Gegensätzen entstehenden Tragödien an uns vorüberziehen, ohne ihnen mehr als einen Augenblick vorübergehenden Mitleids zu schenken, da uns, wie gesagt, die Gewohnheit stumpf dagegen gemacht hat, und da wir der festen Ueberzeugung leben, daß sich gegen diese Tragik ebenso wenig mit Erfolg ankämpfen lasse wie gegen verheerende Natur-Ereignisse.

Unaufhaltsam tobt der Strom des Lebens über die Unglücklichen, Gefallenen hinweg, und das allgemeine Feldgeschrei in diesem allgemeinen Wettrennen nach Glück und der angstvollen Flucht vor Not und Entbehrung lautet: Rette sich, wer kann! Unterliege, wer muß!

Es ist, wie gesagt, der noch nicht durch Prinzipien der Vernunft und Gerechtigkeit geregelte gesellschaftliche Kampf um das Dasein, welcher alle jene Ungleichheiten und Monstrositäten der Gesellschaft nach und nach hervorgerufen oder großgezogen hat. Schonung oder Mitleid kennt dieser gesellschaftliche Kampf oder dieser Krieg Aller gegen Alle in der Regel ebensowenig wie der von uns geschilderte rohe Daseinskampf der Natur, da sich jede Abweichung von den durch den gesellschaftlichen Egoismus auferlegten Vorschriften auf das empfindlichste an dem Einzelnen rächt und ihn nötigt, sofort zu denselben zurückzukehren, wenn er nicht dem zwingenden Gebot der Selbsterhaltung untreu werden will. Selbst der aufopferndste Menschenfreund könnte sich diesen Geboten des gesellschaftlichen Egoismus nicht entziehen, ohne von den größten persönlichen Nachteilen betroffen oder sofort von dem allgemeinen Strom verschlungen zu werden. Es ist keine Harmonie, sondern ein Gegeneinanderarbeiten der individuellen Interessen, ein im Stillen geführter Krieg, wobei jeder für sich selbst und jeder gegen alle arbeitet, und wobei nur allzuoft der Untergang des Einen das Glück des Andern begründet und begründen muß.

Es ist klar und kann nicht bestritten werden, daß ein solcher Zustand der Dinge nicht bloß in ökonomischer, sondern noch mehr in moralischer Beziehung die größten Nachteile hat und haben muß. Die Armut, das Elend, die Besitzlosigkeit neben Mangel der für alle Menschen notwendigen Bildung und die damit notwendig verbundenen Anreizungen stacheln zu Verbrechen auf, während andererseits die Langeweile und Arbeitslosigkeit der Besitzenden oder Reichen die Veranlassung zu allerhand Lastern und Fehltritten wird. Die allgemeine Konkurrenz erzeugt Neid, Haß, Mitleidslosigkeit und setzt an die Stelle der allgemeinen Liebe Neid und gegenseitige Verfolgung. In einer richtig organisierten Gesellschaft müßte jeder Einzelne durch das Leben oder durch die Anstrengungen und Erfolge der Anderen gewinnen, während jetzt das gerade Gegenteil der Fall zu sein pflegt. Unsere größten Gewinne erzielen wir durch eine der traurigsten Ursachen oder durch den Tod Derjenigen, welche uns am nächsten stehen, und deren Leben uns das Liebste sein sollte, indem wir uns ihre Hinterlassenschaft aneignen. Der Baumeister und alle bei Bauten beschäftigten Arbeiter müssen sich freuen, wenn Häuser abbrennen oder einstürzen, gleichviel ob Menschen dabei Schaden erleiden; die Grubenarbeiter desgleichen, wenn hunderte ihrer unglücklichen Kameraden im Dunst der Bergwerke ersticken. Der Schneider, der Schuhmacher, der Hutfabrikant u. s. w. müssen sich freuen, wenn die Gegenstände, welche sie produzieren, übermäßig rasch verbraucht werden. Der Arzt muß Gefallen an vielen Krankheiten, am Auftreten von Epidemien u. s. w. finden; der Advokat nährt sich von Prozessen, welche seinen Mitbürgern Ruhe und Vermögen rauben, und sucht sie möglichst lange hinauszuziehen. Der Familienvater (wenn er nicht zufällig ein reicher Mann ist) muß sich freuen, wenn er möglichst wenig Kinder bekömmt, obgleich die Fortpflanzung des Geschlechtes eine der natürlichsten und Hauptaufgaben aller organischen Wesen ist, und obgleich Kinder-Reichtum und Zu-

nahme der Bevölkerung als das größte Glück jedes staatlichen Gemeinwesens betrachtet werden sollten; und im vollen Widerspruch mit diesem Grundsatz werden unmoralische Theorien ausgedacht, um der Zunahme der Bevölkerung entgegenzuarbeiten, während in einer richtig organisierten Gesellschaft das Gegenteil angestrebt werden sollte. Der Verfertiger oder Verkäufer geistiger Getränke, der Wirt, der Kellner u. s. w. müssen Gefallen daran finden, wenn die Trunksucht zunimmt, während die verlorenen Töchter des Volkes mit der Zunahme des Lasters das eigene Wohlsein steigen sehen. Ein Gewitter oder Hagelschlag, welcher Anderen so großen Schaden bringt, wird von dem Glaser oder dem Versicherungsagenten gern gesehen; und das entsetzlichste Uebel, welches die Menschen betreffen kann, nämlich der Krieg, wird von hunderten und tausenden tapferer und edeldenkender Männer aus persönlichem Interesse auf das lebhafteste herbeigewünscht. Und was sollte aus unserem Heer von Beamten, Sicherheitswächtern, Gefängnisaufsehern, Advokaten u. s. w. werden, wenn, was doch höchlich zu wünschen wäre, Verbrecher und Prozesse auf einmal aus der Welt verschwinden würden! u. s. w., u. s. w.

Dazu kommt der widerwärtige und demoralisierende Charakter der Arbeit selbst, welche bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft in den meisten Fällen nicht mit Lust und Liebe oder aus Interesse für das Gesamtwohl gethan wird, sondern lediglich aus eisernem Zwang der Umstände und bei Strafe des Hungers oder der Entbehrung. Der moderne oder weiße Arbeiter jeder Branche oder Lebensstellung ist ein Sklave, wie es der Neger oder der Sklave des Altertums war, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht dem unmittelbaren Willen eines menschlichen Herrn, sonderm dem eisernen Zwang der Umstände unterworfen ist, welcher seinen Arbeitgeber in mittelbarer Weise beinahe in gleicher Weise zum Herrn über Leben und Tod macht, wie es der ehemalige Sklavenhalter war. Ja, das Los des Arbeitgebers selbst ist in den meisten

Fällen ein Sklavenlos. Er ist Sklave der Konkurrenz, welche ihn mit Gewalt zwingt, seine Preise herunterzusetzen und den Lohn und die Indiensthaltung seiner Arbeiter, seien es nun Hand- oder Kopfarbeiter, auf das möglichste Minimum, welches mit der Erhaltung des Lebens noch verträglich ist, herunterzuschrauben.

Ist so der Widersinn des Systems in moralischer Beziehung schon groß, so ist er in ökonomischer womöglich noch größer. Während die Erde so viele Nahrungsstoffe hervorbringt, daß die ganze lebende Menschheit reichlich damit versorgt werden kann, und bei richtiger Bewirtschaftung noch viel mehr hervorbringen könnte, und während der Nationalwohlstand und die Ansammlung kolossaler Reichtümer in einzelnen Händen eine nie gesehene Höhe erreichen, gehen fortwährend mitten im Schooße einer vom Ueberfluß umgebenen Gesellschaft eine Menge von Menschen aus Not und Entbehrung schnell oder langsam zugrunde oder werden durch unzureichende Nahrung und Lebenshaltung an Leben und Gesundheit auf das schwerste geschädigt. Und derselbe Staat, welcher mit peinlicher Sorgfalt jedes entstehende Leben schützt und jede, auch die kleinste Versündigung gegen Leben, Gesundheit oder Eigentum seiner Angehörigen mit schwerer Strafe ahndet, welcher jährlich Millionen ausgibt und Verordnungen über Verordnungen erläßt, um die öffentliche oder private Gesundheit und Sicherheit zu erhalten, sieht ruhig zu, wie fortwährend hunderte und tausende seiner Bürger durch Elend, Not und Entbehrung in einen bald freiwilligen, bald unfreiwilligen Tod getrieben werden! Er findet auch nichts dabei zu erinnern, wenn in zahllosen Proletarier-Familien ununterbrochen Millionen elender, an Körper und Geist verkrüppelter Wesen emporwachsen, welche, wenn sie erwachsen, der Gesellschaft zur Last fallen oder die mit riesigen Kosten unterhaltenen Strafgerichte, Gefängnishäuser und öffentlichen Arbeits-Anstalten anfüllen oder beschäftigen! Wie unendlich viel ökonomischer würde es sein, wenn mit Hilfe einer besseren Organisation der Gesellschaft

diese Kosten wenigstens teilweise erspart würden, und wenn damit gleichzeitig das allgemeine Wohlsein der Gesellschaft um ein bedeutendes erhöht werden könnte!

Daß ein solcher, auf den Egoismus der menschlichen Natur und auf den Grundsatz: „Jeder für sich" gegründete Zustand der menschlichen Gesellschaft ein gesunder, der Gesamtheit und den Interessen der Menschheit als solcher zuträglicher sei, wird wohl kaum jemand behaupten wollen. Die Schäden unserer gesellschaftlichen Zustände werden von allen Denen, welche sich mit der Sache näher befassen, wie auch von vielen, welche nur ihren gesunden Menschenverstand reden lassen, sehr wohl eingesehen und zugegeben. Auch beweisen die zahllosen, fast täglich in neuer Gestalt auftauchenden Reform- oder Verbesserungs-Vorschläge, sowie die vielen Palliativ-Maßregeln, welche zur Verbesserung der Lage der armen und arbeitenden Klassen der Bevölkerung ausgedacht und ausgeführt werden, deutlich genug, wie sehr man sich dieses Notstandes in den weitesten Kreisen bewußt ist. Aber die Schwierigkeiten, welche sich dem gesellschaftlichen Verbesserungsstreben nach allen Seiten entgegenstellen, sind andererseits so große und scheinbar unbesiegbare, daß alle gemachten Vorschläge bis jetzt zu einem Ziele nicht geführt haben und auch nicht dazu führen werden, so lange man glaubt, durch Kommunismus oder aber durch bloße Palliativ-Mittel dem Uebel wirksam beikommen zu können. Namentlich sind alle Arten kommunistischer Vorschläge bei der gegenwärtigen Stimmung der Gesellschaft gänzlich aussichtslos, obgleich man dabei vergißt oder übersieht, daß unser gegenwärtiger Staat bereits eine große Menge kommunistischer Einrichtungen oder Prinzipien in sich aufgenommen und damit der herrschenden Manchester-Doktrin geradezu den Krieg erklärt hat. Aber auch die Palliativ-Mittel — so dankenswert sie an und für sich sein mögen — können das Uebel nur weniger empfindlich machen, dasselbe aber nie ganz oder von Grund aus heben.

Es bleibt daher nichts Anderes übrig, als sich nach einem andern Mittel umzusehen, welches ebensoweit von Kommunismus wie von dem Vorwurf einer bloß vorübergehenden Erleichterung entfernt ist, und welches dennoch dazu dienen kann, die Kontraste und Widersinnigkeiten des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes wenigstens bis zu einem gewissen Grade abzuschwächen und somit allmählich zu einem besseren Zustand der Dinge hinüberzuleiten. Auch hier zeigt uns wieder die Naturwissenschaft den richtigen Weg. Denn wenn, wie gezeigt wurde, die eigentliche Aufgabe des Humanismus oder der menschheitlichen Fortbildung im Gegensatze zu dem rohen Naturzustande in dem Kampfe gegen den rohen Daseinskampf oder in der Ersetzung der Naturmacht durch die Vernunftmacht ruht, so ist es klar, daß dieses Ziel vor allem dadurch erreicht werden muß, daß man eine möglichste Ausgleichung in den Mitteln und Umständen herbeizuführen sucht, unter denen und mit denen jeder Einzelne seinen Kampf um die Existenz oder seinen Wettbewerb um seine Lebenshaltung auszufechten hat. Die Natur kennt eine solche direkte Ausgleichung entweder gar nicht oder nur in einer höchst unvollkommenen Weise, und der Schwache oder minder Begünstigte hilft sich in ihr mehr durch Ausweichen oder Flucht vor dem Starken oder vor ungünstigen Lebens-Einflüssen als durch direkte Bekämpfung. Auch bei dem Menschen ist dieses bisher in der Hauptsache so gewesen, abgesehen von den unmittelbaren Natur-Einflüssen, welchen derselbe mit Hilfe von Kenntnis und Ueberlegung mehr oder weniger direkt entgegengetreten ist. Aber ebenso wie er diesen Kampf gegen außen glücklich ausgefochten hat und ihn überall siegreich auszufechten fortfährt, ebenso muß er auch den viel schwierigeren Kampf gegen innen oder gegen seine eigne tierische Natur und Vergangenheit auskämpfen und an die Stelle des Naturgesetzes das Vernunftgesetz treten lassen. Ist man in politischer Beziehung längst dahin gekommen, an die Stelle des ehemaligen Unterdrückungs- und

Ausbeutungssystems den jetzt allgemein anerkannten Grundsatz „Gleiche Rechte und gleiche Pflichten“ treten zu lassen, so muß dem entsprechend auch in sozialer oder gesellschaftlicher Beziehung das bisher geübte Ausbeutungssystem durch den Grundsatz „Gleiche Mittel“ oder „Gleiche Umstände“ ersetzt werden. Der Kampf oder der Wettbewerb als solcher, die Konkurrenz kann und soll dabei fortbestehen und ihre für den allgemeinen Fortschritt wohlthätigen Folgen entfalten, aber in einer durch die Anteilnahme der Gesamtheit wesentlich gemilderten Form und nicht mehr unter Umständen oder Verhältnissen, welche fast jede Möglichkeit des Sieges oder Erfolges für den minder Begünstigten ausschließen. Die eigne Kraft oder Thätigkeit, das eigne Talent, der eigne Fleiß sollen den Ausschlag geben, nicht die Gunst oder Ungunst der Umstände oder des Zufalls der Geburt und dergleichen. Ein Zustand, wie der gegenwärtige, wo einige der Kämpfer mit allen jenen zahllosen Vorteilen oder Waffen ausgerüstet sind, welche Rang, Reichtum, Bildung, gesellschaftliche Stellung, Erbschaft, Besitz u. s. w. zu verleihen imstande sind, während andere nichts zur Verfügung haben als die bloße Kraft ihrer nackten Arme oder ihres ungebildeten Verstandes, und wobei ihnen obendrein diese Kraft vielleicht schon in frühester Jugend durch körperliche und geistige Entbehrung verkümmert worden ist — ein solcher Zustand verdient schon nicht mehr den Namen eines Kampfes oder Wettbewerbs, da in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle der Ausgang schon von vornherein entschieden ist, und da das Ganze nur einen Zustand permanenter, durch Alter geheiligter und von Generation zu Generation sich forterbender gesellschaftlicher Ungleichheit und Zurücksetzung darstellt. Die große Mehrzahl der Menschen schleppt die Fesseln einer niederen Geburt ihr ganzes Leben hindurch, und an ihrer Entfernung oder Paralysierung zerschellt oft die unerhörteste Anstrengung eines ganzen Menschendaseins. Wie viele Genies oder Talente, welche der Menschheit den größten Nutzen hätten

bringen können, mögen fortwährend zugrunde gehen, weil sie sich unter beengenden äußeren Umständen nicht entfalten oder nicht einmal zum Bewußtsein ihrer selbst kommen konnten, während oft genug Dummheit, Unfähigkeit und Arroganz sich auf den Sesseln der Macht oder Gelehrsamkeit breit machen, wenn ihnen das Glück einer günstigen Geburt an der Wiege gelächelt hat.

Es ist begreiflich, daß ein solcher Zustand bei dem unterdrückten Teile der Gesellschaft die Lust am Kampfe oder das Streben nach persönlicher Verbesserung in hohem Grade beeinträchtigen muß, da ihm von vornherein beinahe jede Aussicht auf Erfolg oder Sieg benommen ist, während andererseits derselbe Erfolg bei Denen eintritt, welche in der Lage sind, ohne eigne Anstrengung die Früchte des Fleißes und der Arbeit Anderer genießen zu können. Daraus folgt ein unnatürlicher und den wahren Interessen der Gesellschaft höchst nachteiliger Zustand oder Gegensatz zwischen arm und reich, hoch und niedrig, vornehm und gering, Bildung und Roheit; und dieser Gegensatz vermindert sich leider nicht mit zunehmender Prosperität der Gesellschaft, sondern nimmt in demselben Maße mit deren allgemeinem Gedeihen zu, so daß bekanntermaßen gerade die reichsten Länder, z. B. England oder Belgien, am meisten von ihm heimgesucht sind. Auch die steigende Kultur, anstatt jenem Gegensatz entgegenzuwirken, scheint demselben so günstig, daß er in allen Kultur-Ländern eine nie gesehene Höhe erreicht hat und immer schroffer und gefahrdrohender hervortritt. Hinreichenden Beleg dafür geben die gegenwärtig fast alle zivilisierten Staaten heimsuchenden Arbeiter-Unruhen und gewaltsamen Ausbrüche der gesellschaftlichen Unzufriedenheit, welche auf die Dauer wohl nicht immer mit Gewaltmaßregeln zu unterdrücken sein werden.

Allerdings kann oder muß zugegeben werden, daß eine vollständige Ausgleichung in den Mitteln, mit denen jeder Einzelne seinen Kampf um das Dasein führt, kaum jemals

ausführbar sein wird — außer in durchaus kommunistisch eingerichteten Gemeinwesen. Auch könnte sich eine solche Ausgleichung immer nur auf die äußerlichen Mittel des Kampfes beziehen, während die innerlichen Mittel des Talentes, der Anlage, der persönlichen Kraft immer verschieden sein werden und müssen und nur durch den extremsten Kommunismus unterdrückt werden könnten. Da dieses aber — abgesehen von der dabei unvermeidlichen Beeinträchtigung oder Unterdrückung der Individualität — schon im Interesse der menschlichen Gesellschaft selbst und ihrer Fortentwickelung unmöglich gewünscht werden kann, so muß man sich darauf beschränken, zum wenigsten eine möglichste Ausgleichung in jenen äußerlichen Mitteln herbeizuführen und damit den Stachel der persönlichen Konkurrenz nicht abzuschwächen, sondern im Gegenteil zu verschärfen. Denn wenn Jeder darauf angewiesen ist, nur die Früchte seines eigenen Fleißes oder seiner eigenen Anstrengungen zu genießen und sich nicht, indem ihm die Früchte des Fleißes oder Glückes Anderer in den Schoß geschüttet werden, auf dem Lotterbette der Faulheit zu wälzen, so wird er sich schon im Interesse der Selbsterhaltung von Anfang an zu Fleiß und Thätigkeit angetrieben sehen, während gegenwärtig selbst Solche, welche den Trieb der Arbeit in sich fühlen, häufig genug durch ihre gesellschaftliche Stellung zu einem unfreiwilligen ganzen oder halben Nichtsthun verdammt sind. Auch die natürlichen Ungleichheiten der Gesellschaft und die so notwendige Verschiedenartigkeit der Beschäftigungen in ihr werden unter einer solchen Ausgleichung nicht Not leiden, da Geburt, Familie, Wohnort, Anlagen, inneres Bedürfnis, körperliche Kraft oder Schwäche, geistige Vorzüge u. s. w. eine Menge von überhaupt nicht auszugleichenden Unterschieden der Menschennatur bedingen, welche sich im weiteren Laufe jedes individuellen Lebens mit ebensolcher und (bei Ausgleichung der äußeren Mittel der Existenz) mit wahrscheinlich noch viel größerer Gewalt geltend machen werden als bisher!

Freilich können alle noch so großen persönlichen Vorzüge oder Anstrengungen Denjenigen nicht helfen, welche arbeiten können und wollen, aber bei der gegenwärtigen unvollkommenen Organisation der Gesellschaft nicht einmal das vielbesprochene „Recht auf Arbeit“ in Anspruch zu nehmen berechtigt sind und dadurch entweder dem Entbehrungstod oder dem Verbrechen gewaltsam in die Arme getrieben werden. Eine politische Störung, eine vorübergehende Geld- oder Geschäftskrisis wirft Tausende von fleißigen und arbeitsamen Menschen mit einem Schlage auf das Pflaster und läßt sie im Angesicht ungezählter Reichtümer mitleidslos darben oder zugrunde gehen. Hier hat also der Kampf um das Dasein überhaupt aufgehört und einem gesellschaftlichen Würg- oder Mordsystem Platz gemacht, während gerade die menschliche Gesellschaft das direkte Gegenteil eines solchen Systems darstellen und durch gegenseitige Ausgleichung ihren schwächeren Mitgliedern über solche Krisen hinweghelfen sollte.

Um nun freilich eine solche Ausgleichung herstellen und den Einzelnen unter allen Umständen in eine Lage versetzen zu können, in welcher er seine Anlagen und Fähigkeiten nach Kräften ausbilden und ausnutzen oder seinen Kampf um das Dasein mit Aussicht auf Erfolg bestehen kann, müßten der Gesamtheit oder dem Staate ungleich größere Mittel und Reichtümer zugeführt werden, als dieses bisher der Fall war. Oder es müßten Mittel und Wege gefunden werden, welche ohne Beeinträchtigung der Rechte oder Interessen der Einzelnen die Reichtümer und Arbeitserträgnisse der Nation ununterbrochen in deren eigenen Schoß zurückgeleiten und nicht erlauben würden, daß sich diese Reichtümer zum Schaden der Gesamtheit wie der Einzelnen an einzelnen Stellen festsetzen oder dem allgemeinen Zirkulationsstrom entziehen könnten — ähnlich jenen die Gesundheit schädigenden Säfteausscheidungen oder Anhäufungen an einzelnen Stellen des dadurch krank gewordenen Körpers. Dieser Zweck könnte, wenn auch nicht ganz, doch teilweise oder

größtenteils erreicht werden durch Anwendung zweier Mittel, welche an sich durchaus nicht neu, sondern im Grunde uralt sind und welche nur der allgemeinen und konsequenten Durchführung bedürften, um ihre staatlichen und gesellschaftlichen Wohlthaten zu entfalten. Es sind erstens die Abschaffung der sogenannten Bodenrente (namentlich derjenigen, welche aus einfacher Vermehrung der Bevölkerung entsteht und daher notwendig deren eigenstes Eigentum bildet) durch Zurückführung des von Rechtswegen Allen gemeinsamen Eigentums an Grund und Boden aus dem Privatbesitz in den Besitz der Gesamtheit; und zweitens thunlichste, nach und nach sich steigernde Beschränkung des Rechtes der Vererbung des Privatbesitzes auf die Nachkommen, und zwar zugunsten der Gesamtheit.

Was den erstgenannten Punkt betrifft, so wird wohl kaum jemand ernstlich zu bestreiten wagen, daß — naturrechtlich betrachtet — jeder zur Welt kommende Mensch den gleichen Anspruch oder das gleiche Anrecht auf den Besitz oder das Eigentum des Grundes und Bodens mitbringt, auf dem er geboren ist. In der Wirklichkeit aber wird diesem Anrecht greulicher Hohn gesprochen. Alle Plätze sind besetzt; und der ohne seine Schuld zu spät Gekommene müßte in der Luft hängen bleiben, wenn ihm nicht die Besitzer als Gegenleistung für schwere Arbeit ein Plätzchen gönnen würden, auf dem er seine müden Glieder ausstrecken kann, oder wenn er nicht zufällig selbst als Besitzender geboren ist. Diese große und schädliche Ungerechtigkeit kann nur dadurch ausgeglichen werden, daß das Bodenrecht zum Recht Aller erhoben und der Besitz an Grund und Boden in den gemeinschaftlichen Besitz der Gesamtheit übergeführt wird. Abgesehen von den naturrechtlichen sind es auch ökonomische und wirtschaftliche Gründe, welche eine solche Rückgabe des Bodenbesitzes an die Gesamtheit aller bei zunehmender Bevölkerung als unumgänglich notwendig erscheinen lassen, und welche Verfasser dieses

Aufsatzes in seiner Schrift über den Menschen (Anm. 126 der dritten Auflage) näher ausgeführt hat.

Was die zweite der vorgeschlagenen Einrichtungen oder die Vererbung des Privatbesitzes auf die Nachkommen zugunsten der Gesamtheit betrifft, so ist das ihr zugrunde liegende Prinzip in der Form der wohl in allen Ländern eingeführten „Erbschaftssteuer" als solches längst anerkannt, und es bedürfte nur einer weiteren Ausdehnung dieser gerechtesten aller Steuern, um allmählich zu einem Zustand hinüberzuleiten, in welchem die private Vererbung überhaupt abgeschafft und der Staat oder die Gesamtheit zum alleinigen Erben alles Privatbesitzes erhoben wird.

Mit Kommunismus haben diese Vorschläge, bezüglich deren genauerer Ausführung und Begründung Verfasser nochmals auf seine oben genannte Schrift verweist, nichts zu thun, da in ihnen gar nichts enthalten ist, was mit dem Grundsatz des Privateigentums als solchem im Widerspruch stände oder was den Einzelnen verhindern könnte, die Früchte seines eigeuen Fleißes oder seiner eigenen Austrengungen im vollsten Maße zu genießen oder auszunutzen. Auch die Sorge für seine Nachkommen würde ihm, so lange nicht eine vollständige Abschaffung des Erbrechtes in Aussicht steht, nicht unbenommen sein; nur würde diese Sorge mit weit geringerem Drucke auf ihm lasten als bisher, da die Gesamtheit die Sorge für Erziehung und Bildung der Kinder bis zur Erreichung eines erwerbsfähigen Alters unter allen Umständen, die Sorge für erwerbsunfähige Nachkommen aber überall dort übernehmen müßte, wo nicht auf dem Privatwege bereits ausreichend für dieselben gesorgt wäre. Das Bewußtsein aber, daß der Einzelne durch seine Thätigkeit nicht bloß für sich oder für seine (oft sehr unverdienten oder sehr unbedürftigen) Erben, sondern auch für die Gesamtheit wirkt und sorgt, würde auf das wohlthätigste jenen egoistischen Trieben oder Neigungen entgegenwirken, welche, wie gezeigt wurde, leider zur Zeit noch die Haupttriebfeder

aller gesellschaftlichen Thätigkeit bilden und durch diese Thätigkeit großgezogen werden. Auch wird der Einzelne sehr bald begreifen, daß er, indem er für die Gesamtheit arbeitet oder sorgt, das Nämliche für sich und für die Seinigen thut, indem ja Alle nur einzelne Bestandteile des Ganzen sind und sich wohl befinden müssen, sobald sich die Gesamtheit wohl befindet. Nicht „Jeder für sich", sondern „Einer für alle und alle für einen" muß der Wahlspruch einer künftigen besseren Gesellschaftsordnung sein, in welcher die Gesamtheit nur der Ausdruck Aller ist, und in welcher Alle nur der Ausdruck der Gesamtheit sind. Ein auf solchen Prinzipien errichteter Staat gleicht in Wirklichkeit einem Organismus, in welchem fortwährend und in ununterbrochenem Strome alle Säfte von der Peripherie nach dem Zentrum fließen, um von hier sofort wieder nach allen Richtungen durch den Körper und seine einzelnen Teile verteilt zu werden und diesen Teilen Leben und Gesundheit zu bringen. In diesem steten Ab- und Zuströmen, in diesem unaufhörlichen Säfteaustausch zwischen den einzelnen Teilen und den großen Mittelpunkten des Körpers liegt die beste Garantie der Gesundheit, während jede Unterbrechung dieser Bewegung, jede Stockung oder Anhäufung des Blutes in einzelnen Teilen Krankheit oder Unwohlsein im Gefolge hat. Gerade so ist es auch im Staatskörper, welcher sich um so weniger wohl befinden muß, je geringer oder schwächer der Säfteaustausch zwischen dem Ganzen und den einzelnen Teilen ist, und je mehr sich Besitz und Reichtum in naturwidriger Weise an einzelnen Stellen der Peripherie anhäufen und hier ohne freie Zirkulation mit dem Gesamtkörper festsetzen. Daher jene riesigen Privatvermögen an Geld, Land oder sonstigem Besitz, welche sich nach und nach in einzelnen Händen oder Familien anhäufen oder angehäuft haben, eine teils unmittelbare, teils mittelbare Gefahr für den Staat bedingen und bei dem großen Einfluß, welchen Reichtum und Besitz nach und nach in unseren staatlichen und gesellschaft-

lichen Zuständen erlangt haben, schließlich dahin kommen, einen Staat im Staate zu bilden. Dieser unnatürlichen Anhäufung großer und der Gesamtheit schädlicher Privatvermögen in einzelnen Händen werden nun die vorgeschlagenen Maßregeln auf das wirksamste entgegenarbeiten und den Reichtum der Nation aus den Händen Einzelner immer wieder dahin zurückführen, wohin er von Natur- und Rechtswegen gehört — in den Schoß der Nation selbst nämlich. Wie ein wohlthätiger Regen wird er sich von da wieder auf die einzelnen Glieder verteilen und Leben und Gesundheit dort erwecken, wo vorher Oede und Elend war. Das Gesamtvermögen wird nach Max Nordau's Ausdruck das ungeheuere Sammelbecken bilden, welches aus dem Ueberfluß der Einen dem Mangel der Anderen abhilft und nach jedem Menschenalter die immer wieder entstehenden Ungleichheiten in der Güterverteilung ausgleicht, während die Vererbung diese Ungleichheiten im Gegenteil fixiert und mit jeder Generation schroffer macht. Ohne das verhaßte kommunistische Teilen und ohne jede Beleidigung privater Interessen wird auf diese Weise doch in jedem einzelnen Augenblick fortwährend gewissermaßen geteilt werden, und wird auch eine stete normale und gesetzmäßige Ausgleichung zwischen dem Ganzen und den Teilen sowie unter diesen Teilen selbst hergestellt werden. Das sogenannte Kapital, welches im allgemeinsten Sinne nur eine andere Bezeichnung für vorgethane und in den verschiedensten Formen aufgehäufte Arbeit ist, welche als Mittel zu neuer Produktion dient oder dienen kann, wird sich auf solche Weise immer nur vorübergehend oder für kurze Zeit in den Händen Einzelner aufzuhäufen imstande sein und aus diesen Händen immer wieder zu seinem Ursprungspunkte oder zu seiner eigentlichen Erzeugerin, d. h. der Nation selbst, zurückkehren. Die Erbitterung und der Kampf der Arbeiter oder der arbeitenden Klassen überhaupt gegen das Kapital als solches, unter dessen Herrschaft sie sich als Sklaven oder sogenannte „Lohn-Sklaven“ zu befinden glauben, ist daher an sich höchst

unverständig. Wären wir imstande, heute mit einem Schlage alles Kapital, materielles und geistiges, aus der Welt verschwinden zu machen, so würden wir uns freiwillig in jenen rohen und elenden Zustand zurück versetzen, in welchem unsere ältesten menschlichen Vorfahren ihr halb tierisches Leben in der unvollkommensten Weise fristeten, da ja der Kulturfortschritt hauptsächlich in der allmählichen Anhäufung jener zahllosen Hilfsmittel, Besitztümer und Kenntnisse besteht, durch die allein ein zivilisiertes und von den Banden roher Naturmacht befreites Leben möglich ist. Je größer, umfangreicher und wertvoller jener ungeheure Schatz an physischen und geistigen Gütern wird, welchen die Menschheit auf ihrem allmählichen Entwickelungsgang bei sich aufhäuft und von Generation zu Generation weiter vererbt, um so mehr nähert sie sich der Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung; und um so größer wird auch das allgemeine Maß ihres Glückes werden. Der Uebelstand, über den man sich bezüglich des Kapitals zu beklagen hat, beruht also nicht darin, daß dieser Schatz oder das Kapital im allgemeinsten Sinne überhaupt vorhanden ist, sondern darin, daß es nicht jedem Einzelnen in gleichem Maße oder gleicher Weise zur Verfügung steht. Hätten Alle Kapital oder Anteil an demselben, so würde sich niemand über dasselbe zu beklagen haben, sondern Jeder würde von dessen nutzbringenden Wirkungen zu erzählen wissen. Erst die Kapital-Rente oder der Zins macht das Kapital zu jenem verhaßten Werkzeug des Reichen gegen den Armen, mittelst dessen der erstere jederzeit sicher ist, daß ohne jede eigene Anstrengung die Arbeit Anderer für ihn und seine Erhaltung geleistet werde. Alle Vorwürfe und Verwünschungen gegen das Kapital erscheinen daher ungerecht, sobald man dieses an und für sich in das Auge faßt, und werden wahrscheinlich mehr oder weniger gerecht, sobald man dafür den Ausdruck „Privatkapital“ substituiert. In der That ist in keiner Weise einzusehen, warum die Arbeit der Vergangenheit und der Gesamtheit in der Gegenwart nicht

wieder der Gesamtheit, sondern immer nur Einzelnen zugute kommen soll, und warum das, was der Menschheit gehört, dieser durch das private Interesse Einzelner vorenthalten wird. Namentlich ist, auch ohne Rücksicht auf die Hinterlassenschaft an direkte Leibeserben und auf das allgemeine Anrecht Aller an Grund und Boden, die ungeheure Wertsteigerung, welche alle vorhandenen Güter oder Besitztümer durch den einfachen Zuwachs der Bevölkerung, durch die Steigerung des Vertrauens und durch die Hebung aller industriellen, merkantilen und sonstigen Verhältnisse erfahren, so sehr unmittelbare Folge der Gesamtthätigkeit Aller, daß es als große Ungerechtigkeit erscheinen muß, wenn der Hauptnutzen dieser Wertsteigerung fast nur einzelnen, zufällig in diesem oder jenem Besitz befindlichen Personen zufällt, welche vielleicht durch ihre eigne Thätigkeit am allerwenigsten zur Herbeiführung jenes Resultats beigetragen haben. Niemand wird behaupten wollen, daß Diejenigen, in deren Händen sich gegenwärtig hauptsächlich das Kapital und die Arbeits-Instrumente oder die Erträgnisse des Fleißes, der Geschicklichkeit, des Nachdenkens, der Anstrengungen der vor uns gewesenen und der noch mit uns lebenden Generationen befinden, dieselben bloß durch eigne Thätigkeit oder eignen Fleiß verdient haben, oder daß Armut und Besitzlosigkeit der niederen und arbeitenden Klassen Folge selbstverschuldeten Unglücks seien. Es gibt daher kein anderes Mittel, um diese Ungleichheiten wieder auszugleichen und der Gerechtigkeit wie dem nationalökonomischen Bedürfnis Genüge zu thun, als die teils bleibende, teils zeitweise Zurückführung des Kapitals, des Volksreichtums, der Menschheitsgüter in den Schoß desjenigen, dem sie von Natur- und Rechtswegen gehören, in den Besitz der Gesamtheit oder der Menschheit als solcher nämlich. Indem diese Güter von hier aus dem Einzelnen wieder zur Verfügung stehen, soweit er sie zur Ausbildung und Nutzbarmachung seiner Kräfte bedarf, und soweit nicht auf Privatwegen hierfür gesorgt ist, machen sie ihn mehr

oder weniger unabhängig von der Herrschaft des Privatkapitals und fähig, ohne Aufopferung seiner Kräfte im Dienste Anderer, durch seine Thätigkeit sowohl sich selbst wie der Gesamtheit und der Menschheit zu dienen. Die bisherige Herrschaft des Privatkapitals aber wird der Konzentration der Volksreichtümer in der Hand des Staates oder der Gesamtheit gegenüber ihre Bedeutung größtenteils verlieren; und, was noch weit wichtiger ist, der Reichtum der Nation wird dem willkürlichen Belieben, der Unfähigkeit, dem bösen Willen oder dem Geiz der Privaten aus der Hand genommen, um nicht mehr zu unproduktiven oder gar verderblichen Zwecken, sondern zum Nutzen und zur Wohlfahrt Aller verwendet zu werden. Die leidige und immer drohender heranrückende „Arbeiterfrage“ wird ihre Schrecken größtenteils verlieren und aus einer Arbeiter- in eine Arbeitsfrage umgewandelt werden. Im Grunde sind alle Menschen Arbeiter oder sollten es doch sein, und der spannende und unnatürliche Gegensatz, welcher sich allmählich zwischen den eigentlich arbeitenden und den wenig oder nicht arbeitenden Klassen der Gesellschaft herausgebildet hat, ist eines der auffälligsten Symptome für die innerliche Störung oder Erkrankung des gesellschaftlichen Organismus. Wer diesen Zustand als gesund ansieht und die Grundlagen, auf welchen die gegenwärtige Gesellschaft aufgebaut ist, als richtige anerkennt, muß auch alle Konsequenzen derselben hinnehmen und sich nicht darüber beschweren, wenn der unerbittliche Kampf um das Dasein bei der Ungleichheit der Mittel, mit denen er gekämpft wird, auch ungleiche Resultate ergibt. Daher die Betonung einer besonderen Arbeiterfrage oder eines Klassengegensatzes unter Anerkennung der jetzigen Gesellschaftsgrundlagen, wie sie z. B. von Lassalle mit so großem Erfolg betrieben worden ist, gar keinen Sinn hat. Das jetzt bestehende Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, oder die sogenannte kapitalistische Produktionsweise ist nur ein notwendiges und unvermeidliches Resultat unserer gegebenen gesell-

schaftlichen Zustände, und alle vorgeschlagenen Mittel zur Hebung des Arbeiterstandes oder Besserung seiner Lage auf Grund dieser Verhältnisse, so wirksam und wohlthätig sie vielleicht auch sonst sein mögen, können doch immer nur palliative sein. Nicht ökonomische, sondern soziale Reformen sind das einzig durchgreifende Mittel zur dauernden Hebung eines Uebels, welches viel tiefer sitzt, als die große Menge der an die Fersen von Lassalle und Marx sich heftenden Arbeiterführer anzunehmen scheint. —

Es würde die Grenzen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wollte der Verfasser an dieser Stelle diese große und fruchtbare Gedankenreihe weiter verfolgen; dieses kann und muß an anderer Stelle und weit ausführlicher, als hier möglich, geschehen. Es kam uns hier nur darauf an, zu zeigen, wie Reflexionen oder Betrachtungen, welche auf dem Boden der rasch sich entwickelnden Naturwissenschaft stehen oder von demselben ausgehen, auch auf die Beurteilung der Gesellschaftswissenschaft zu wirken oder Einfluß zu üben imstande sind. Daß die vorgeschlagenen Reformen sich nicht rasch verwirklichen können oder werden, daran zweifelt Verfasser dieses Aufsatzes am allerwenigsten. Es können viele Jahrzehnte und möglicherweise selbst Jahrhunderte vergehen, bis die hier erhobenen theoretischen Zweifel an der Richtigkeit unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, welche auf einer uralten Vergangenheit ruht und durch Herkommen und Gewohnheit gestützt ist, allgemeine Anerkennung finden oder praktische Wichtigkeit und Bedeutung erlangen; und wenn man auch die sozialen Mißstände längst erkannt hat und nach ihrer Beseitigung strebt, so wird man doch zunächst nicht wagen, ihnen anders als durch Palliativ-Mittel, wie Krankenkassen, Unfall-, Alters- und Invaliden-Versorgung, Regelung der Arbeiterverhältnisse durch gesetzliche Vorschriften, vielleicht auch Festsetzung eines Normal-Arbeitstages und eines Minimal-Lohnsatzes oder selbst Uebernahme des Lebens- und sonstigen Versicherungswesens auf den

Staat u. s. w., beizukommen. Solche Maßregeln sind gewiß freudig zu begrüßen, wenn man sich auch nicht verhehlen darf, daß sie, wie bereits bemerkt, das Uebel nicht heben, sondern nur mindern, und daß sie an der materiellen Leistungsfähigkeit oder vielmehr Leistungsunfähigkeit des gegenwärtigen Staates eine unübersteigliche Grenze finden.

Wenn also, wie gesagt, an eine Verwirklichung durchgreifender sozialer Reformen in der nächsten Zukunft wohl nicht zu denken ist, so ist es immer von Wichtigkeit und Interesse, zu wissen oder untersucht zu haben, in welcher ungefähren Richtung der Zeiger an der Weltenuhr bezüglich der künftigen Gestaltung der durch naturwissenschaftliche Anschauungen beeinflußten menschlichen Gesellschaft weist oder zu weisen scheint. Darum die vorstehende Auseinandersetzung über einen Gegenwart wie Zukunft gleich nahe berührenden Gegenstand!



Freidenkerisches

Freidenker- und Freimaurertum.

Der uralte Kampf der römischen Kirche gegen Wissenschaft und Aufklärung ist noch lange nicht ausgekämpft. Ja, er hat durch das neue Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit und durch die päpstlichen Rundschreiben, welche jede mit den Dogmen der Kirche in Widerspruch stehende weltliche Wissenschaft verdammen und blinde Unterwerfung der Vernunft unter den kirchlich vorgeschriebenen Glauben verlangen, neue und reichliche Nahrung erhalten. Da aber auf der anderen Seite jeder Schritt, den die Wissenschaft nach Vorwärts thut, dieselbe weiter und weiter von jenen Dogmen, welche ja zum teil auch diejenigen der protestantischen Kirche sind, entfernt, und deren gänzliche wissenschaftliche Unhaltbarkeit auch dem blödesten Verstande begreiflich macht, so kann es nicht fehlen, daß der Konflikt zwischen Religion und Wissenschaft oder zwischen den Dogmen der Kirche und weltlicher Freiheit des Gedankens oder zwischen Glauben und Wissen immer größer und unversöhnlicher wird. Auf der einen Seite das starre Dogma der Offenbarung und Unfehlbarkeit, die

Drohung mit dem Zorne Gottes und den ewigen Strafen der Hölle oder des bösen Gewissens — auf der anderen Seite der zweifelnde und verneinende Geist wissenschaftlicher Kritik und unabhängigen Freidenkertums, der Glaube an die Allmacht der Natur und an das ewige Bestehen einer natürlichen Weltordnung, welche durch keine Macht des Himmels oder der Erde durchbrochen werden kann! Von Versöhnung oder Ausgleichung solcher Gegensätze kann keine Rede sein. Der Kampf muß ausgekämpft werden und kann in letzter Linie nur mit Sieg oder Niederlage der einen oder andern Seite enden.

Daß dieser Konflikt seine tiefen Schatten auch in die zeitgenössische Litteratur wirft und werfen muß, ist selbstverständlich. Beweis dessen die zahllosen polemischen oder Streitschriften, welche demselben auf der einen oder andern Seite zu dienen suchen. Uebrigens hat diese Litteratur sich gleichzeitig in einer ganz eigentümlichen Richtung entwickelt, seitdem das Papsttum es nicht unter seiner Würde gehalten hat, das an und für sich wohl unschuldige Freimaurertum mit in seine Polemik hineinzuziehen und dasselbe in gleicher Weise wie die weltliche Aufklärung und das Freidenkertum überhaupt dem kirchlichen Verdammungsurteil zu unterwerfen. Daß die Freimaurer dagegen reagieren würden, war vorauszusehen, und in der That hat die päpstliche April-Encyklika des streitbaren Leo XIII. von 1884 eine ganze Reihe von Schriften und Zeitungsartikeln für und wider die angegriffene Bruderschaft ins Leben gerufen. Unter diesen Schriften nimmt eine hervorragende Stelle ein das uns vorliegende Schriftchen: „Der Freimaurer" von dem als freisinnigen freimaurerischen Schriftsteller und Polemiker unermüdlich thätigen M. G. Conrad (Leipzig, O. Heinrichs, 1885). Nach seiner Auffassung ist die beste Verteidigung gegen den Vatikan „herzhafter, fortgesetzter Angriff", während Schönfärberei durchaus unnütz und verwerflich ist. Von diesem Standpunkte aus übt der Verfasser eine derbe, rückhaltlose Kritik an den kirchlichen und

religiösen Schwächen der Zeit und an — der Freimaurerei selbst, welche nach seiner Ansicht ihre Sache noch viel zu viel mit Schönrednerei und Leisetreterei verdirbt, und welche er gerne zum Entschluß eines herzhafteren und entschiedeneren Auftretens im Interesse freierer Anschauungen hindrängen möchte.

In dem ersten Abschnitte seines Schriftchens (Papst Leo XIII. gegen die Freimaurer) übt der Verfasser eine scharfe Kritik an der bereits erwähnten päpstlichen Frühlings-Encyklika des Jahres 1884. Selbst Männer wie der englische Kronprinz und der deutsche Kaiser, welche an der Spitze von Freimaurer-Bünden stehen, müssen sich, wenn auch nicht direkt, doch indirekt als „schurkische Sektierer“ oder „betrogene Betrüger“ behandeln oder mit Sozialisten, Kommunisten und Naturalisten in einen Topf werfen lassen. Uebrigens betrachtet der Verfasser die päpstliche Feindschaft für die Freimaurerei selbst eher als ein Glück, denn als einen Nachteil, indem dadurch alle Halbheit, alle Unsauberkeit, alle Heuchelei und Mattherzigkeit aus derselben vertrieben werden muß. „Der Ernst beginnt, die Komödie hat ein Ende. Wir erwarten eine reinliche Scheidung.“ Insbesondere muß nach Conrad die Loge von der verderblichen Heimlichthuerei erlöst und damit einer besseren Zukunft entgegengeführt werden. Die goldene Zeit der Freimaurerei liegt nach seiner Meinung nicht h i n t e r, sondern v o r uns. Das Losungswort der am Historischen und an der Vergangenheit hängenden. „So ist es!“ muß ersetzt werden durch das andere „So soll es sein!“ Das Morsche, Veraltete, der „Urväter Hausrat“ muß entfernt und durch Neues und Besseres ersetzt werden. „Nicht ein bloßer Gedanken- und Gefühlsbau soll der freimaurerische Tempel sein, sondern eine Stätte wirklichen, saft- und krafterfüllten Lebens.“

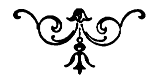
Insbesondere muß nach Conrad das dilettantenhafte, freimaurerische Preßwesen besser organisiert und geleitet werden. Weiter ist eine Reformation der an Zerfahrenheit und Geschmacklosigkeit leidenden deutschen Logensprache dringend not-

wendig. Eine Reihe weiterer, zum Teil auf unwesentliche Aeußerlichkeiten sich beziehender Reformvorschläge mögen unerwähnt bleiben, da sie wenig Interesse für ein nicht-freimaurerisches Publikum bieten. Nur das soll noch aus den übrigen Mitteilungen hervorgehoben werden, daß der deutsch-französische Krieg die deutschen und französischen Maurer unversöhnlich entzweit hat, obgleich die Idee eines allgemeinen Menschheitsbundes ein Hauptdogma der Freimaurerei bildet, und daß die Streichung jedweder dogmatischen Glaubensforderung durch die französischen Maurer die letzteren auch in dauerndes Zerwürfnis mit den mehr glaubenseifrigen englischen Bundesbrüdern gebracht hat!

Die „litterarischen Besprechungen", mit denen der Herr Verfasser sein Buch schließt, haben nur eine sehr mittelbare Beziehung zum Freimaurertum.

So sehr nun Referent das kräftige Streben des Verfassers nach Geistesfreiheit von seinem Standpunkte aus anerkennen muß, so sehr muß er bezweifeln, ob derselbe mit seinen Reform-Ideen einen Erfolg innerhalb der streng geschlossenen Logenbunde erringen wird. Das Freimaurertum ist, wenn ich in naturphilosophischer Sprache reden darf, ein Rudiment aus einer Zeit der Menschheitsgeschichte, da die schönen, von ihm gepflegten Ideen noch genötigt waren, sich zu verbergen und mit einem geheimnisvollen Schleier zu umgeben. Heutzutage ist dieses anders, und was seine Probe vor der Oeffentlichkeit nicht bestehen kann, taugt nicht mehr in unsere Zeit. Auch hat sich das Vereinswesen nach allen Richtungen des öffentlichen und sozialen Lebens in einer so üppigen und ausgedehnten Weise entwickelt, daß jedem, welcher seine Kräfte im Interesse idealer Zwecke allgemeiner oder spezieller Art ausnutzen will, dazu überreiche Gelegenheit geboten ist. Dem gegenüber würde das Logenwesen wahrscheinlich schon lange an Teilnahmlosigkeit zugrunde gegangen sein, wenn es nicht zugleich eine Art gegenseitiger persönlicher

Versicherungs-Gesellschaft darstellen würde, welche es dem Einzelnen rätlich erscheinen läßt, darin auszuharren — womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß dieses Motiv als ein allgemeines unter den Logenbrüdern zu betrachten sei. Gewiß finden sich unter ihnen sehr viele Männer von tüchtigster Kraft und idealster Begeisterung, welche an den alten Idealen hängen und aufrichtig nach ihrer Verwirklichung streben. Aber da sich diese Ideale gegenwärtig auch auf andere und wirksamere Weise erreichen lassen als durch Geheimbunde und symbolische Formen, welche ihre Bedeutung längst verloren haben, so möchten wir Männern, wie Conrad, raten, ihre tüchtige und jugendmutige Kraft anderen und besseren Aufgaben zuzuwenden, als der aussichtslosen Wiederbelebung eines alten Körpers durch jugendliche Kraft. Mögen dieselben des bekannten Wortes der Bibel gedenken, daß man keinen neuen Wein in alte Schläuche füllen soll!





Diderot

und die Einweihung des Diderot-Denkmals in Paris.

Der bekannte französische Philosoph Diderot ist einer der schärfsten und interessantesten Charakterköpfe aus der französischen Aufklärungszeit in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Abgesehen von seiner historischen und philosophischen Bedeutung, hat Diderot für uns Deutsche um deswillen ein ganz besonderes Interesse, weil seine ganze Art, zu sein und zu denken, eine auffallende Verwandtschaft mit dem deutschen Geist wahrnehmen läßt, weswegen man ihn auch oft in durchaus gerechtfertigter Weise den deutschesten aller französischen Philosophen genannt hat. Mit dem deutschen Gemüt und Tiefsinn, mit deutscher Gründlichkeit und mit hoher Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne vereinigte er die Lebendigkeit und Schärfe, die Beweglichkeit und Vielseitigkeit, kurz den Esprit des französischen Geistes. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß gerade ein Deutscher es war, welcher Diderot's Leben und Werke zum Gegenstande eines eingehenden Studiums gemacht und die Früchte dieses Studiums in zwei vortrefflich geschriebenen Bänden niedergelegt hat.*) Dieses mit einer warmen Liebe zu seinem Gegenstande und einer wahren Verehrung oder Bewunderung für den großen französischen Denker geschriebene Buch hat uns

---

*) Karl Rosenkranz: „Diderot's Leben und Werke.“ Leipzig, Brockhaus, 1866.

Deutschen Diderot so nahe gebracht, daß er gewissermaßen einer der Unseren geworden ist, und daß der Verfasser dieses Aufsatzes mit Vergnügen die Einladung oder Aufforderung des Pariser Komitees, bei der am 13. Juli stattfindenden Einweihung des Diderot-Denkmals in Paris im Namen der deutschen Verehrer Diderot's das Wort zu ergreifen, angenommen hat. Dem Berichte über die Feier selbst jedoch mag Folgendes zur Orientierung Ihrer Leser über den Helden des Dramas vorausgeschickt werden.

Diderot wurde geboren 1713 und starb 1784 — also nur kurze Zeit vor der großen Revolution, zu deren Herbeiführung sein Leben und Wirken nicht wenig beigetragen haben mag. Er stammte aus einer frommen Familie und wurde durch die Jesuiten erzogen, was einen solchen Einfluß auf seine spätere Richtung hatte, daß er nur nach und nach dazu kommen konnte, in seiner Philosophie zum entschiedenen Atheismus und Materialismus vorzuschreiten. Uebrigens mag dieses zum Teil auch auf Rechnung des englischen Deismus (Theorie des Vernunft-Gottes) zu schreiben sein, welchem Diderot anhing und welchem er seine frühesten philosophischen Anregungen zu danken hat. Newton, Bacon, Locke, sowie die englischen Deisten waren seine Vorbilder, und er gilt als ein Hauptvertreter des protestantischen Prinzips der freien Forschung in der französischen Litteratur. In seinen 1746 erschienenen **Pensées philosophiques** war er noch vollständig gottgläubig und Christ, obgleich sein angeborener Skeptizismus und der Einfluß des englischen Deismus sich schon deutlich bemerkbar machen und der religiöse Wunderglaube entschieden abgewiesen wird. Auch in den acht Jahre später (1754) erschienenen „Gedanken über Naturphilosophie“ hält er noch den deistischen Standpunkt fest, obgleich entschieden skeptische Aussprüche darin vorkommen, und obgleich er sich dem Materialismus dadurch sehr nähert, daß er sich ausführlich mit der von Maupertuis (unter dem Pseudonym Baumann) aufgestellten Theorie der

„Atomseele“ beschäftigt. Zwar sucht er diese Theorie, welche große Verwandtschaft mit der Theorie der Leibniz'schen „seelenvollen Monaden“ besitzt und ganz neuerdings wieder von Häckel und anderen aufgegriffen worden ist, zu widerlegen; aber die Art, wie er dieses thut, zeigt deutlich, daß er selbst von der Hypothese tief ergriffen ist. Den mit der Gottesidee in notwendigem Zusammenhange stehenden Zweckbegriff verwirft er auf das allerentschiedenste, und mit Recht spottet er über die egoistische Teleologie. In philosophischer Beziehung steht er in dieser Schrift bereits ganz auf dem Standpunkte modernster Naturphilosophie, indem er das System verwirft und die kenntnislosen Metaphysiker ebenso verspottet wie die gedankenlosen Empiriker. Es soll kein Denken ohne Empirie, aber auch keine Empirie ohne Denken geben; und die durch Beobachtung gefundenen Thatsachen sollen auf dem Wege der sogenannten Induktion durch gedankliche Kombination zu allgemeinen Begriffen erhoben werden!

Auch seine Artikel in der berühmten „Encyklopädie“, von der sogleich des Näheren die Rede sein wird, zeigen überall den seiner Zeit weit vorausgeeilten Philosophen, wenn er auch in denselben immer noch teilweise auf spiritualistischen Standpunkten steht. Er greift sogar den Atheismus offen an und nennt ihn ein „monströses System“.

Im Jahre 1769 hat Diderot in seinem berühmten Gespräch mit d'Alembert und dem darauf gefolgten „Traum d'Alembert's“ den berühmten Uebergang von dem Skeptizismus und Sensualismus der Encyklopädisten zu entschiedenem Materialismus und Atheismus gemacht, wobei er sich allerdings mit Schwierigkeiten abquält, welche heutzutage durch die Entwickelungstheorie gründlich beseitigt sind, und wobei er mehr dialektisch als empirisch oder wissenschaftlich verfährt. Dennoch kommt er auf diesem Wege zu Ansichten und Behauptungen, welche denen der heutigen Transmutations-Lehre bereits sehr nahe stehen. Uebrigens täuschte sich Diderot dabei keineswegs

über die Schwäche oder Unvollkommenheit unserer Erkenntnis und Erkenntnis-Mittel, und man fühlt, wie die Widersprüche der Zeit und der Wissenschaft fortwährend in ihm gegen einander kämpfen und arbeiten. Auch hatte er eine esoterische und exoterische Philosophie, indem er die erstere für die großen Massen nicht für geeignet hielt und seine eigentlich atheistischen Schriften nicht der Oeffentlichkeit übergab. Sie kamen erst nach seinem Tode heraus, wie denn überhaupt seine nachgelassenen Werke höher geschätzt werden, als die bei Lebzeiten veröffentlichten.

So zahlreich und umfassend nun diese Schriften sind, so findet sich doch unter ihnen, trotz der riesigen, darin niedergelegten Arbeit, nichts eigentlich Großes, Vollendetes, Selbstständiges oder nichts, was eine bestimmte Konzentration auf einen einzelnen Gegenstand verraten würde. Die Ursache hierfür liegt teils in der Eigenart des Diderot'schen Wesens, teils in seinen äußeren Lebensumständen. Was das Erstere betrifft, so war Diderot mehr eine kritische als schöpferische Natur; er kann geradezu als eklektischer Kritiker und Polyhistor bezeichnet werden. Obgleich philosophischer Materialist, war er doch im Innersten entschiedener Idealist und eine träumerische, von steter Ideen-Fermentation bewegte, aber nach außen passive Natur, welche eines steten Anstoßes von außen bedurfte, um fruchtbar zu werden. Er hat keine neue Entdeckung gemacht, kein Kunst-Ideal geschaffen, aber dafür seiner Zeit eine Masse der wertvollsten Anregungen in allen Richtungen des Denkens und Wissens gegeben. Seine Phantasie war ebenso groß wie sein Verstand, und seine hohe Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne ließ ihn überall thätig sein, wo er Schlechtes, Unwahres oder Häßliches zu bemerken glaubte. In seinen Briefen, welche von 1759 bis 1774 reichen, enthüllt sich eine edle Seele voll von Tugend, Mitleid, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, welche von einem bitteren Gefühl über die Ungerechtigkeit der Welt dem wahren Verdienst gegenüber erfüllt ist.

Die Wirkung dieser herrlichen Briefe auf das Publikum, als sie nach Diderot's Tod bekannt wurden, war eine außerordentliche, und von allen Seiten erhob sich ein leidenschaftlicher Beifall zu Ehren eines Mannes, dessen Andenken so vielfach von untergeordneten Seelen beschmutzt worden war.

Ein Umstand, der bei der Würdigung Diderot's uns, die wir auf allen Gebieten des Wissens dem Prinzip der Arbeitsteilung in so ausgedehnter Weise huldigen, ganz besonders in Erstaunen versetzen muß, ist seine universelle Bildung und seine geistige Thätigkeit nach den verschiedensten Richtungen, in einer Weise, die heute gar nicht mehr möglich sein würde. Er war Polyhistor im wahrsten Sinne des Wortes und nicht bloß Philosoph, Technolog, Naturforscher, Mathematiker und Kritiker, sondern auch Aesthetiker, Dramaturg, Kunstkritiker, Dichter, Erzähler und Romanschreiber. Dabei war er persönlich einer der liebenswürdigsten Menschen, aufopfernd für Andere bis zur Selbstverleugnung, ohne Eigennutz oder kleinliche Berechnung. „Der Künstler," sagt einer seiner Zeitgenossen, der ihn jahrelang gekannt hat, „der Künstler, welcher das Ideal zum Kopfe eines Aristoteles oder Plato gesucht hätte, würde schwerlich einen besseren modernen Kopf als den Diderot's hierzu gefunden haben."

Mit solchen Eigenschaften und Kenntnissen ausgerüstet, hätte vielleicht Diderot trotz seiner beschriebenen Eigenart eine geistige Größe ersten Ranges auch auf irgend einem besonderen Gebiete des Wissens werden können, wenn nicht seine Beteiligung an der berühmten „Encyklopädie" dem hindernd in den Weg getreten wäre und ihn genötigt hätte, gerade während seiner besten Schaffenszeit seine Thätigkeit in den verschiedensten Richtungen zu zersplittern. Anfangs an dem großartigen Unternehmen nur beteiligt, wurde er später, nachdem sein Mitarbeiter d'Alembert dasselbe feige verlassen hatte, zum eigentlichen Leiter desselben und hielt trotz der furchtbarsten Anfeindungen, welchen selbst die mächtige Pompadour nicht zu trotzen imstande war,

bei demselben bis ans Ende aus. Allerdings empfand er selbst gegenüber diesen Anfeindungen und den Schwierigkeiten, welche ihm die dumme Zensur bereitete (obgleich die „Encyklopädie" durchaus nicht die Religion, sondern nur den Wunderglauben und Gewissenszwang, sowie die Priesterherrschaft angriff), einigemale tiefen Widerwillen gegen die Fortsetzung; allein seine Ehrlichkeit gegen die bei dem lukrativen Unternehmen (es hatte 3000 bis 4000 Abonnenten) beteiligten Buchhändler und die vielen dabei beschäftigten Arbeiter hielten ihn fest und ließen ihn allen persönlichen Verfolgungen und Maßregelungen, welche sich in Menge über ihn ergossen, trotzen. Einmal wurde die Fortsetzung der „Encyklopädie" durch Parlamentsbeschluß verboten; aber die Regierung unter dem freisinnigen Minister Malesherbes ließ den Druck heimlich gewähren. Nichtsdestoweniger mußten die letzten zehn Bände, um ähnlichen Chikanen zu entgehen, auf einmal ausgegeben werden, wobei Diderot den ärgsten und bittersten Schmerz seines Lebens erfuhr, indem der furchtsame Buchhändler Le Breton hinter seinem Rücken und auf die arglistigste Weise das ihm von Diderot gelieferte Manuskript nach seinem Sinne verstümmelte und alle ihm gefährlich oder anstößig erscheinenden Stellen wegstrich. Den Autor täuschte er durch falsche Korrekturbogen. Als Diderot den abscheulichen, ihm gespielten Betrug entdeckte, war es zu spät, noch irgend etwas zu ändern oder zu bessern, da Le Breton alle Manuskripte vernichtet hatte. Er empfand die abscheuliche Missethat wie einen ihm in die Brust gestoßenen Dolch und äußerte sich darüber in der verzweifeltsten Weise. Er schrieb dem Missethäter einen Absagebrief, worin er ihn und seinen Mitarbeiter als geistige Schlächter bezeichnet, und sagt: „Ich bin bis in das Grab verwundet." Uebrigens hatte die Verstümmelung die Folge, daß das Werk regierungsseitlich nicht weiter beanstandet wurde. Den Verlegern warf es einen Reingewinn von zwei bis drei Millionen ab.

Von der aufreibenden geistigen Thätigkeit, mit welcher

die Abfassung der „Encyklopädie" verbunden war, erholte sich Diderot von 1759 an, indem er jeden Herbst vier bis sechs Wochen auf dem Landgute Grandval seines Freundes und Gesinnungsgenossen, des reichen deutschen Baron Holbach, des Verfassers des berühmten oder berüchtigten „Système de la Nature", zubrachte. Hier verbanden sich Naturgenuß, Opulenz und anziehendste Häuslichkeit mit der geistvollen Unterhaltung eines hochgebildeten Mannes, welcher großen Einfluß auf Diderot's geistige Entwicklung gehabt zu haben scheint, und an dessen zahlreichen Schriften er vielleicht selbst nicht geringen Anteil hatte, obgleich er darüber Stillschweigen beobachtet. Holbach selbst, von dem Rosenkranz eine höchst anziehende Schilderung gibt, entging durch seinen 1789 erfolgten Tod den Schrecken der Revolution, die er als Autor so emsig heraufbeschworen hatte.

Den Glanzpunkt in Diderot's äußerem Leben bildet sein berühmtes Verhältnis zu der freidenkerischen Kaiserin von Rußland, Katharina II., und seine Reise zu ihr nach Petersburg. Als Diderot durch mißliche Vermögensumstände genötigt war, seine wertvolle Bibliothek zu verkaufen, ließ die Kaiserin durch Vermittlung ihres Pariser Agenten Grimm, eines höchst geistvollen Mannes und intimen Freundes von Diderot, dem wir die schätzenswertesten Mitteilungen über Diderot verdanken, einen Scheinkauf derselben um 15,000 Franks vornehmen (1765) und ernannte Diderot zum Konservator derselben mit 1000 Franks jährlichem Gehalt. Als die Auszahlung dieses Gehalts nicht regelmäßig genug erfolgte, ließ sie ihm denselben auf fünfzig Jahre voraus, also 50,000 Franks auf einmal, auszahlen. Dieses sowie eine mäßige Erbschaft, welche ihm durch den Tod seines Vaters (1759) zufiel, verschafften Diderot für das letzte Drittel seines Lebens jene Unabhängigkeit, welche für freidenkerische Schriftsteller eine unumgängliche Notwendigkeit ist.

Nachdem Diderot im Jahre 1773 seine einzige, innig

geliebte Tochter (er schreibt: „Wenn ich dieses Kind verlöre, würde ich vor Schmerz umkommen“) verheiratet hatte und mit seinen hauptsächlichsten litterarischen Aufgaben zu Ende war, trieb ihn das Gefühl der Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin nach Petersburg. Noch in demselben Jahre unternahm er die damals noch sehr gefahrvolle Reise und vollendete dieselbe nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt in Petersburg, wo ihn die Kaiserin auf das huldvollste aufnahm und ihm jeden Tag von 3 bis 6 Uhr freien Zutritt gewährte. Er führte mit ihr die freimütigste Unterhaltung und entwarf in ihrem Auftrage nach seiner Rückkehr nach Paris einen Plan zur Organisation des öffentlichen Unterrichts in Rußland, welcher auf der deutschen Einteilung in Universitäten, Gymnasien und Volksschulen fußt und den pädagogischen Realismus gegenüber der Tyrannei der toten Sprachen betont. Auch forderte er die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft. Der Entwurf befindet sich handschriftlich in Petersburg; Guizot hat Auszüge daraus drucken lassen.

Wenn Diderot der Kaiserin gefiel, so gefiel er dagegen umsoweniger ihrer Umgebung oder ihrem Hofe, welcher ihn zu ernst fand. Dieses ist nicht zu verwundern, denn „für die meisten Menschen“, wie der satirische Schopenhauer sagt, „ist ein Mensch von Kopf ein fataleres Geschöpf als selbst der deklarierteste Schurke“. Uebrigens war das Gefallen zwischen Diderot und seiner hohen Gönnerin ein gegenseitiges. Er sagte von ihr, sie besäße die Seele eines Brutus in der Gestalt einer Kleopatra.

Am 4. März 1774 verließ Diderot Petersburg in einem Wagen, den die Kaiserin eigens für ihn hatte einrichten lassen, so daß er darin essen und schlafen konnte, und kam nach Ueberstehung eines gefährlichen Unfalles bei Riga nach Holland und Belgien, wo er sich einige Zeit aufhielt und das Land wegen der dort bestehenden protestantischen Freiheit des Glaubens und Gewissens sehr lieb gewann. Er verfaßte eine ausführ-

liche Beschreibung beider Länder, welche aber erst lange nach seinem Tode (1819) in Druck erschien. Berlin vermied er trotz einer dringenden Einladung Friedrichs des Großen und obgleich er Mitglied der Berliner sowie der Petersburger Akademie war, während sein Eintritt in die Akademie seines Vaterlandes durch seine vielen Feinde verhindert worden war. Der Prophet gilt eben bekanntlich nichts im Vaterlande.

In Paris ließ Katharina kurz vor seinem Tode eine prachtvolle Wohnung für Diderot einrichten, von der er aber nur kurze Zeit Gebrauch machen konnte. Er starb am 13. Juli 1784, nachdem er dem Pfarrer von St. Sulpice, der sich die Andeutung erlaubt hatte, welch' schönen Effekt es machen würde, wenn er einen kleinen Widerruf seiner Werke würde drucken lassen, geantwortet hatte: „Ich glaube es wohl, Herr Pfarrer, aber gestehen Sie, daß ich eine unverschämte Lüge sagen würde.“ Die letzten Worte, welche seine ihn pflegende Tochter aus seinem Munde vernahm, enthielten die berühmte, so oft zitierte Sentenz: „Der erste Schritt zur Philosophie ist der Unglaube.“

Kurz vor seinem Ende mußte Diderot noch den Schmerz erleben, daß er von seinem ehemaligen Freunde und Gesinnungsgenossen Rousseau in dessen „Confessions“ auf das schwerste angegriffen wurde. Er verteidigte sich dagegen in der zweiten Ausgabe seiner ausgezeichneten Schrift über das Leben des römischen Philosophen Seneca.

Seine Frau erhielt von der Kaiserin eine Pension.

So also verlief (in die dürftigsten Umrisse zusammengefaßt) das Leben eines Mannes, dem Frankreich neben Voltaire und Rousseau die Aufklärungsbestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts hauptsächlich zu danken hat. Es ist nur eine spät erfüllte Pflicht der Dankbarkeit, wenn das Vaterland seinem großen Mitbürger nach Ablauf eines vollen Jahrhunderts ein bleibendes Erinnerungszeichen in der Form eines öffentlichen Denkmals errichtet.

Die Rede, welche der Verfasser dieses Aufsatzes bei der öffentlichen Einweihung des Diderot-Denkmals auf dem Boulevard St. Germain in Paris am 13. Juli 1886 in französischer Sprache vor einem Publikum von vielleicht zehn- oder zwölftausend Köpfen im Beisein der Vertreter der Regierung und der Stadt und zahlreicher Vertreter der Presse gehalten, und welche damals zu einer Menge entstellender Berichte und Angriffe oder persönlicher Verdächtigungen in der deutschen Presse Anlaß gegeben hat, hatte folgenden Wortlaut:

„Meine Damen und Herren!

Der Mann, dessen Gedächtnis wir heute feiern, ist nicht bloß die Zierde und der Ruhm seines Vaterlandes; er ist es in gleicher Weise für alle Freunde der Wissenschaft und des freien Denkens, einerlei, welche Sprache sie reden oder in welchem Lande sie wohnen. Dieses ist die Ursache dafür, daß Ihr Komitee es für passend erachtet hat, dieser Feierlichkeit einen internationalen Charakter zu geben und mich einzuladen, um hier im Namen der Freidenker meines Vaterlandes das Wort zu ergreifen. Ich habe diese liebenswürdige Einladung um so lieber angenommen, als in meinen Augen Diderot einer der größten und genialsten Menschen aller Zeiten ist, und als seine ganze Denkweise die größte Verwandtschaft oder Aehnlichkeit mit der unserigen hat. Die Tiefe seines Gemüts und die Kühnheit seiner Phantasie, verbunden mit der Thatkraft, der Lebendigkeit und der Schärfe seines fruchtbaren Verstandes oder jene eigentümliche Verbindung von Geisteseigenschaften, welche, wie Göthe sagt, die Geistesverwandten auf beiden Seiten des Rheins auszeichnet, hat zur Folge gehabt, daß man mit Recht Diderot als den deutschesten aller französischen Philosophen zu bezeichnen pflegt. Aber Diderot ist mehr als das. Er ist im wahren Sinne des Wortes der Kosmopolit der Wissenschaft und des freien Gedankens; die ganze Welt ist es, für welche er gelebt und ge-

schrieben hat; und während seines Lebens wurde er an den Ufern der Newa nicht weniger bewundert, als an denjenigen der Seine. Meine Damen und Herren! Wenn wir einen hundertjährigen Gedenktag wie diesen feiern, ist es unerläßlich, einen Vergleich zu ziehen zwischen diesem und dem abgelaufenen Jahrhundert. Der Vergleich ist freilich nicht in allen Beziehungen zufriedenstellend. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die leitenden Kreise der Gesellschaft im achtzehnten Jahrhundert in Europa dem freien Gedanken sympathischer gegenüberstanden, als heutzutage. Aber auf der anderen Seite und zum Ersatz dieses teilweisen und scheinbaren Rückganges hat der menschliche Geist inzwischen mit Hilfe der Wissenschaft die riesenhaftesten Fortschritte gemacht. Die Wissenschaft ist es heutzutage, welcher der freie Gedanke seine unwiderstehlichsten Waffen entnimmt. Wenn der große Diderot heute von den Toten auferstehen und von neuem auf dem Schlachtfelde des Geistes erscheinen könnte, welche Freude müßte er empfinden, wenn er seine gewagtesten Theorien, die genialen Vorhersagungen seines klaren und durchdringenden Geistes durch die Wissenschaft selbst als bestätigt vorfinden würde! Er würde die große, durch Lamarck und Darwin begründete Entwickelungstheorie, deren klare Anschauung seinem Geiste vorschwebte, als herrschend vorfinden und sich überzeugen, daß durch dieselbe eine Menge von Rätseln oder Problemen, welche ihn quälten oder beschäftigten, eine überraschende Lösung gefunden haben.

Aber die Befriedigung unseres großen Wahrheits-Apostels würde nicht ohne bittere Beimischung sein. Ein ganzes Jahrhundert — und zwar ein solches der fruchtbarsten in wissenschaftlicher Beziehung — konnte der Wahrheit nicht zum Siege verhelfen. Heute noch wie zur Zeit Diderots wird leider die große Mehrzahl der Menschen durch Aberglauben und Unwissenheit beherrscht. Nur eine verhältnismäßig kleine, wenn auch in steter Zunahme begriffene Minderzahl folgt den Spuren

eines Diderot, eines Voltaire, eines Meslier, eines Holbach, eines Helvetius, eines Payne, eines Feuerbach, eines Strauß, eines Darwin, eines Häckel und so vieler anderer Heroen der Wissenschaft und des freien Gedankens. Ich hätte diese Liste großer Männer noch beliebig verlängern können, und zwar ohne Rücksicht auf deren Nationalität, denn im Bereiche der Wissenschaft und der Wahrheit verschwinden die Unterschiede von Ort und Zeit. In dieser großen Republik des Geistes sind alle guten Menschen Brüder und Schwestern; denn alle streben nach demselben Ziele oder nach Befreiung des menschlichen Geschlechts von allen geistigen wie leiblichen Fesseln. Die Wahrheit ist ebenso kosmopolitisch wie ihr großer Verteidiger Diderot; sie ist nicht französisch, nicht deutsch, nicht russisch, nicht italienisch, sondern Eigentum eines Jeden, der sie begreifen und finden will. Freilich ist das Aufsuchen und Entdecken der Wahrheit keine so leichte Aufgabe, wie manche Menschen denken mögen. „Die Wahrheit," sagt unser geistvoller Philosoph Schopenhauer, „ist keine Dirne, welche sich denjenigen an den Hals wirft, die ihrer nicht begehren; vielmehr ist sie eine so spröde Schöne, daß selbst wer ihr alles opfert, noch nicht ihrer Gunst gewiß sein darf." Aber diese Schwierigkeit muß uns umsomehr anspornen, ihr zu folgen, und wenn sie uns unaufhörlich zu fliehen scheint, so muß es dem schwachen menschlichen Geist genügen, ihr so nahe gekommen zu sein wie möglich. „Die Wahrheit," sagt der große Voltaire, „hat unveräußerliche Rechte. Wie es immer an der Zeit ist, sie zu entdecken, so ist es niemals außer der Zeit, sie zu verteidigen." Die Wahrheit ist der Leitstern, nach dem wir unsere Schritte lenken, der feste Punkt, nach dem wir ausschauen in unserem Streben nach Besserung und Beglückung des menschlichen Geschlechts.

Meine Damen und Herren! Diese edlen Ziele und Strebungen sind es, in deren Namen ich gewagt habe, hier das Wort zu ergreifen unter dem Schutze des großen Namens eines

Mannes, welcher hoch erhaben war über alle kleinlichen Eifersüchteleien verwandter Nationen. In einer ausgezeichneten, zweibändigen Schrift über Diderots Leben und Werke hat einer meiner Landsleute, Professor Rosenkranz, uns gelehrt, in Diderot zu gleicher Zeit die Vorzüge des deutschen und französischen Geistes zu bewundern. Könnte es daher eine bessere Gelegenheit geben, als diese, um, so weit wir dieses vermögen, die Solidarität der europäischen Völker zu betonen oder an jene große, friedliche Völkervereinigung zu erinnern, welche wir selbst zwar kaum erleben werden, welche aber die Zukunft bringen wird und bringen muß. Sie wird einst zur Wahrheit werden, trotz des Wütens der Fortschrittsgegner, trotz jener Saat des Hasses und der Zwietracht, welche durch die größte Geißel des Menschengeschlechts, durch den Krieg mit allen seinen schrecklichen Folgen in die Herzen so vieler Menschen eingegraben worden ist — den Krieg, welcher nichts Anderes ist, als ein Ueberbleibsel oder ein Rudiment aus jenen barbarischen und vorgeschichtlichen Zeiten, in welchen die Menschen unter einander keine anderen Beziehungen kannten, als diejenigen wilder Tiere.

Meine Damen und Herren! Im Grunde sind die Beziehungen zwischen den Völkern keine anderen, als diejenigen zwischen den Einzelnen, und so wie diese ihre Beziehungen zu einander durch Gesetze regeln, so müssen es auch die Völker thun, um gemeinsam zu arbeiten an dem gemeinsamen Glück, an der gemeinsamen Bildung und Erziehung Aller. Der seit Darwin so berühmt gewordene Kampf um das Dasein muß aufhören ein Kampf der Einzelnen oder der Nationen gegen einander zu sein; es muß vielmehr daraus werden ein gemeinsamer Kampf aller Menschen gegen die Unbilden der Natur, gegen die gesellschaftliche Ungerechtigkeit, gegen das Laster und gegen das Elend.

Meine Damen und Herren! Dieses große Ziel ist es, welches ich nicht verfehlen wollte, Ihnen bei dieser Gelegen-

heit, wenn auch nur aus der Ferne, vor Augen zu halten. Ich bringe Ihnen auch die Grüße und die Versicherungen der Teilnahme an Ihrem schönen Feste von seiten der Freidenker meines Vaterlandes. Ihre Zahl ist freilich nicht groß, wenigstens Derjenigen nicht, welche es wagen, ihrer Ueberzeugung offenen Ausdruck zu geben; aber diese Zahl wird sich ins Enorme vergrößern, sobald jener politische und kirchliche Druck hinweggenommen sein wird, der leider immer noch auf so vielen Geistern und Gemütern lastet. An diesem glücklichen Tage werden wir Freidenker die Ersten sein, welche Ihnen die Hand reichen werden zur endlichen Begründung jenes großen Freundschafts- und Verbrüderungsbundes aller freien und gebildeten Völker.

Meine Damen und Herren! Ich danke Ihnen für die große Aufmerksamkeit, mit der Sie meine Worte angehört, und ich will schließen mit jener berühmten Sentenz, welche aus dem Munde des sterbenden Diderot kam: „Der erste Schritt zur Philosophie ist der Unglaube.“ Ja, so ist es! Unglauben wollen wir entgegensetzen den falschen Dogmen oder Glaubenssätzen, welche den Geist so vieler Menschen beherrschen; Unglauben den wirren Behauptungen spiritualistischer Philosophen; Unglauben den falschen Schmeicheleien ehrsüchtiger Politiker. Aber Glauben wollen wir beimessen den Resultaten der Vernunft und der wahren Wissenschaft, den ehrlichen Ergebnissen einer auf Erfahrung und Wirklichkeit gestützten Philosophie und Forschung und den Hoffnungen Derjenigen, welche die Menschheit besser und glücklicher zu sehen wünschen, als sie gegenwärtig ist. Unter diesem Banner muß und wird der freie Gedanke siegen und dazu helfen, daß das letzte und große Ziel einer besseren Zukunft erreicht werde, welches heißt: Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle.“



Vier freidenkerische Fragen.

Auf der Tagesordnung des Internationalen Freidenker-Kongresses im Jahre 1886 stand die Beantwortung von vier Fragen, über welche der Verfasser, da er verhindert war, persönlich auf dem Kongreß zu erscheinen, das nachstehende schriftliche Gutachten abgegeben hat.

Die Fragen selbst lauten:

1. Soll sich der weltliche Unterricht den religiösen Dogmen und Glaubenssätzen gegenüber neutral oder indifferent oder aber feindlich verhalten?

2. Was versteht man unter Freidenkertum? Prüfung der philosophischen Doktrinen von Spiritualismus, Materialismus und Positivismus.

3. Kann man das Freidenkertum von der sozialen Frage trennen?

4. Die soziale Rolle des Freidenkertums in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Auf die erste Frage, ob sich der weltliche Unterricht den religiösen Dogmen und Glaubenssätzen gegenüber neutral oder feindlich verhalten solle, ist zu antworten, daß dieser Unterricht mit der Religion als solcher gar nichts zu schaffen haben soll. Die Religion soll in den öffentlichen Schulen nur in der Form von Religionsgeschichte und von Darlegung der verschiedenen religiösen Systeme und Glaubensansichten in ganz objektiver Weise gelehrt werden, ohne dem einen oder anderen

System den Vorzug zu geben und ohne Rücksicht auf bestimmte Dogmen oder Glaubenssätze; geradeso wie auch die Weltgeschichte in der Regel nur als eine Aufeinanderfolge verschiedener Begebenheiten und verschiedener Regierungssysteme gelehrt wird, ohne daß der Lehrer nötig hat oder verpflichtet ist, daraus bestimmte Konsequenzen zu Gunsten der einen oder anderen Regierungsform zu ziehen. Wenn die Schüler dabei erfahren, in welcher grundverschiedenen Weise man sich zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern das Verhältnis des Menschen zu dem angenommenen Ueberirdischen und Uebersinnlichen vorgestellt hat und noch vorstellt, so werden sie sich wohl bedenken, ehe sie der einen oder anderen Glaubensrichtung den Vorzug geben und, wenn sie überhaupt religiöses Bedürfnis in sich fühlen, eher geneigt sein, das ihnen am besten Scheinende aus den verschiedenen Religionen gewissermaßen auszulesen und in sich aufzunehmen. Wenn sie dabei weiter erfahren, welche entsetzlichen Greuel im Namen der Religion verübt worden sind, und welch unsagbares Elend durch Glaubensfanatismus und religiöse Verfolgungswut über die Menschheit gebracht worden ist; wenn sie endlich erfahren, daß und in welcher Weise ein herrsch- und habsüchtiges Priestertum die Religion von jeher als Mittel zur Ausbeutung und Verdummung der großen Masse des Volkes benutzt hat, so werden sie mißtrauisch gegen die Religion überhaupt werden und sich die Frage vorlegen, ob es nicht besser sei, ganz von derselben abzusehen und sich lediglich auf das zu beschränken, was unserer Erkenntnis in wissenschaftlicher Weise mehr oder weniger zugänglich ist. Zugleich wird der naturwissenschaftliche Unterricht, wenn er in der richtigen Weise gegeben wird, sie mit aller Bestimmtheit darüber belehren, daß es weder Geister noch Wunder, noch übernatürliche Einwirkungen oder Offenbarungen gibt, auf welche sich fast alle Religionen mehr oder weniger berufen, und daß das sog. Kausalitäts-Gesetz oder das Ver-

hältnis von Ursache und Wirkung das gesamte Dasein ohne Ausnahme beherrscht.

Derselbe Unterricht wird sie ferner darüber belehren, daß die Beweise, welche aus der vermeintlichen Zweckmäßigkeit der Welt und ihrer Einrichtungen für die Existenz einer obersten Ursache oder Gottheit hergeleitet werden, hinfällige sind; daß die Welt nicht von einer obersten Allmacht geschaffen, sondern ewig und unendlich ist, und daß sie ihre gegenwärtige Form und Lage einer langen Reihe allmählich aufeinanderfolgender Entwickelungs-Prozesse verdankt; daß der Mensch nicht Ebenbild der Gottheit und von ihr nach dem eigenen Bilde geschaffen, sondern das letzte oder oberste Glied des irdischen Ausbildungs-Prozesses und seiner organischen Erzeugnisse ist; daß es keine Kraft ohne Stoff und daher auch keine außer der Welt stehende Endursache oder keine Seele ohne Körper und keine persönliche Fortdauer nach dem Tode gibt; daß die Naturgesetze unverbrüchlich sind; daß die Tiere nicht nach einem blinden, von Oben herab ihnen aufgenötigten Instinkt handeln, sondern daß ihr Thun und Lassen ganz analog demjenigen des Menschen ist, nur in einem tiefer stehenden Grad der Entwickelung — kurz, daß alles in der Welt in einer durchaus natürlichen, von höheren oder außernatürlichen Einwirkungen unabhängigen Weise vor sich gegangen ist und vor sich geht. An der Hand einer solchen Kenntnis oder Erkenntnis müssen und werden die religiösen Dogmen oder Glaubenssätze, welche alle mehr oder weniger solche Einwirkungen, bald mittelbar, bald unmittelbar, annehmen und den blinden Glauben über Vernunft und Wissenschaft zu setzen bemüht sind, allmählich ganz von selbst verschwinden und in der großen Rumpelkammer menschlichen Aberglaubens und menschlicher Thorheiten beigesetzt werden. Wenn sich dieselben bisher entgegen den Fortschritten der Wissenschaft und einer gesunden Philosophie dennoch in größerer oder geringerer Stärke erhalten haben, so ist daran teils die außerordentliche Macht

der Gewohnheit und des Herkommens, teils der von Oben herab ausgeübte Zwang, teils und vor allem die falsche Erziehung und der ganz auf jene Dogmen gegründete Jugend-Unterricht schuld, welcher alles dasjenige verschweigt, was ihnen zuwider ist, und nur dasjenige vorträgt, was mit ihnen übereinstimmt. Wenn z. B. die Forschungen über das Leben Jesu und die Entstehung und Weiterbildung der christlichen Religion in den Schulen so vorgetragen würden, wie die objektive, unparteiische Wissenschaft sie ermittelt hat, so würde wahrscheinlich schon längst ein totaler Umschwung in unseren religiösen oder kirchlichen Anschauungen und Zuständen eingetreten sein, während zur Zeit noch Lüge, Unverstand und Interessen-Politik die Oberhand behalten.

Die sub 1 gestellte Frage greift daher die ganze Sache, wie es mir scheint, sehr richtig an der Wurzel an. Der Unterricht, speziell der Jugend-Unterricht ist es, um den sich bei der geistigen Erziehung und Aufklärung des Menschengeschlechtes alles dreht. Wer den Unterricht oder die geistige Bildung eines Volkes in der Hand hat, hat auch mehr oder weniger dessen politische, moralische und intellektuelle Zukunft in der Hand. Der Katholizismus, speziell der Jesuitismus, weiß dieses sehr gut; denn seine unausgesetzten Anstrengungen sind in allen seinem Einfluß unterworfenen Ländern dahin gerichtet, den Unterricht und die Leitung der Schulen in die Hand zu bekommen und durch offenkundige Fälschung der Geschichte und der Wissenschaft die Geister seinem Dogma dienstbar zu machen, während die Gemüter der unverdorbenen Jugend dem Wunder- und Aberglauben in die Arme geführt werden. Dieser jesuitische Zweck wird auch überall, wo jener Einfluß sich geltend zu machen imstande ist, mehr als zur Genüge erreicht; und das Freidenkertum muß es als eine seiner Haupt-Aufgaben ansehen, diesem verderblichen Treiben auf seinem eigenen Boden entgegenzuwirken. Freilich fehlen ihm dazu alle jene mächtigen Handhaben, welche Kirche und

Staat zur Erreichung ihrer Zwecke anzuwenden imstande sind, es kann nur durch Schrift, Wort und Ueberzeugung auf die kleine Menge Derjenigen wirken, welche sich durch eigenes Nachdenken dem Zwang überlieferter Meinungen und Glaubensvorschriften zu entziehen trachten.

Aus diesem letzteren Grunde scheint mir die gestellte Frage, wenn auch theoretisch höchst interessant und der Erörterung würdig, doch von keiner praktischen Bedeutung. So lange die Staatsgewalt die Religion im Interesse der öffentlichen Erziehung für nützlich und notwendig hält, wird sie nicht dulden, daß der öffentliche Unterricht einen religionslosen oder gar religionsfeindlichen Charakter annimmt. Es ist daher müßig, darüber zu debattieren, ob dieser Unterricht sich den religiösen Dogmen gegenüber neutral oder feindlich verhalten soll; er wird eben keines von beiden thun. Auf diese Weise entsteht eine Art von Glaubenszwang, da die große Mehrzahl der Menschen nicht imstande ist, sich von den in der Kindheit und Jugend empfangenen geistigen Eindrücken durch eigenes Nachdenken oder eigenes Studium frei zu machen; und nur die Familien-Erziehung kann, wenn sie will, dem entgegenwirken. In vielen Fällen thut dieses auch das Leben selbst oder die Erfahrung oder der Meinungsaustausch mit Anderen oder das Lesen freidenkerischer Schriften u. dergl. Auf diese Weise entsteht allerdings ein offener Kampf zwischen Dogma und Vernunft, der auf beiden Seiten zu feindlichen Kundgebungen führt. Nur wird dieser Kampf nicht auf dem Gebiet des öffentlichen Unterrichts, sondern auf privatem Terrain ausgefochten; und hier hängt es denn ganz von zufälligen Verhältnissen oder Umständen ab, in welcher Weise der Konflikt zum Austrag gebracht werden soll. Wo vernunftwidrige Dogmen oder Glaubenssätze bereits festen Fuß gefaßt haben, da muß denselben allerdings mit den Waffen der Logik und Wissenschaft feindlich entgegengetreten werden. Wo aber das Feld noch verhältnismäßig frei ist, da genügt es einfach, den

Schüler mit den Thatsachen der Geschichte und Naturforschung, mit den Resultaten der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Kritik bekannt zu machen, um jene Dogmen überhaupt nicht aufkommen zu lassen. Es ist wie mit dem Unkraut auf einem Acker, welches man ausjäten muß, wenn es die Frucht zu ersticken droht, während dasselbe, wenn der Acker richtig bearbeitet und angelegt ist, überhaupt nicht aufkommen kann. Der weltliche Unterricht kann sich daher überall dort, wo er frei und unabhängig ist, den religiösen Dogmen gegenüber im Sinne der gestellten Frage neutral oder indifferent verhalten, indem er in sich selbst Kraft genug finden wird, um das Unkraut abergläubischer Vorstellungen nicht aufkommen zu lassen; wo er aber jene Freiheit nicht besitzt und gegen zwangsweise eingeimpfte Irrtümer anzukämpfen genötigt ist, da soll er auch den Kampf und offene Feindschaft nicht scheuen. Die gestellte Frage ist daher nicht unbedingt in dem einen oder anderen Sinne, sondern nur bedingungsweise je nach der dem weltlichen Unterricht unter verschiedenen Verhältnissen gestellten Aufgabe zu beantworten. —

Das Referat über die zweite Frage: „Was versteht man unter Freidenkertum? Prüfung der philosophischen Doktrinen: Spiritualismus, Materialismus, Positivismus“ lautet:

Das Wort „Freidenkertum“ bezeichnet das Gegenteil einer Denkweise, welche „unfrei“ ist oder welche sich von vornherein bestimmten, durch kirchliche oder weltliche Autoritäten oder auch durch Herkommen und Gewohnheit festgestellten Denknormen oder Glaubenssätzen unterwirft. Eigentlich sollte jeder Mensch eo ipso Freidenker sein. Da es aber nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Menschen gibt, welche sich die Mühe des eigenen Nachdenkens und Forschens auferlegen, und da die große Menge es leichter und bequemer findet, in ihren Meinungen oder Ansichten den breiten, bereits begangenen oder von kirchlicher und weltlicher Autorität vorgeschriebenen

Wegen zu folgen, so ist die Zahl der wirklichen oder unabhängigen Denker eine verhältnismäßig sehr geringe.

Sehr treffend bezeichnet der englische Philosoph Berkeley dieses Verhältnis mit den Worten: Few men think but all will have opinions — wenige Menschen denken, aber Jeder will eine Meinung haben. Das letztere oder der Besitz einer Meinung ist aber sehr leicht zu erlangen, wenn man einfach dasjenige als wahr annimmt, was von der großen Mehrzahl der Menschen in Vergangenheit und Gegenwart als wahr angenommen worden ist und angenommen wird. Das ist einfach und bequem und bedarf weder der Anstrengung des Denkens noch derjenigen des Lernens.

Auch ist es der politischen und gesellschaftlichen Klugheit entsprechend, da die herrschenden Meinungen in der Regel mit den persönlichen Interessen einflußreicher oder maßgebender Kreise verbunden sind, und da die große Menge nichts übler vermerkt, als Opposition und Absonderung. Viele Tausende freidenkender Menschen, welche sich in ihrem Innern längst von allen Dogmen emanzipiert haben, mögen durch diese letztere Rücksicht bewogen werden, ihr Freidenkertum nicht laut werden zu lassen und etwas Anderes zu scheinen als sie sind.

Andere wieder hängen dem Kirchenglauben mehr äußerlich als innerlich, mehr aus Gewohnheit und Erziehung als aus Ueberzeugung an. Solche Menschen betrügen sich gewissermaßen selbst; und auf sie paßt vortrefflich das schöne Wort L. Feuerbachs: „Die Heuchelei der Selbstbethörung ist das Grundlaster der Gegenwart."

Aber außer dieser Heuchelei der Selbstbethörung gibt es noch eine andere Art von Heuchelei; es ist die bewußte, absichtliche Heuchelei, welche bloß um äußerer Vorteile willen die innere, bessere Ueberzeugung verleugnet und Anderen gegenüber den Schein der Frömmigkeit oder der guten Gesinnung zu erwecken sucht. Diese Art von Heuchelei ist selbstverständlich die verächtlichste von allen.

Wird dieses für den Freund der Wahrheit und der freien Forschung wenig erfreuliche Verhältnis jemals anders werden?

Wenn man die Geschichte des menschlichen Geschlechts in das Auge faßt und bemerkt, wie sich darin ewig die verschiedensten Meinungen einander ablösen, und wie schon vor vielen Tausend Jahren gelehrte und denkende Männer im Wesentlichen alles Dasjenige gedacht und gelehrt haben, was das Freidenkertum der Gegenwart denkt und lehrt, ohne daß die große Menge davon Notiz genommen hätte, so wird man sich im ersten Augenblick kaum versucht fühlen, die Frage mit Ja zu beantworten. Wenn man aber auf der anderen Seite bedenkt, daß der menschliche Geist niemals stille steht, sondern an der Hand der Wissenschaft und der freien Forschung immer vorwärts strebt, und daß auf diesem Wege schon so viele schwere und verderbliche Irrtümer früherer Zeiten überwunden und beseitigt worden sind, so wird man dennoch mit einiger Hoffnung des Besserwerdens in die Zukunft blicken dürfen. Auf der einen Seite ist es die rastlos voranschreitende Wissenschaft, auf der anderen die immer mehr zunehmende allgemeine Bildung, welche dem freien Gedanken und dessen Ausbreitung die Wege ebnen; und wenn einmal die äußeren Schranken gefallen sein werden, welche jetzt noch in den meisten europäischen Ländern dieser Ausbreitung hindernd im Wege stehen, so wird der geistige Fortschritt dem politischen auf dem Fuße folgen. Bis dahin aber muß das Freidenkertum thun, was es in seinem kleinen Kreise thun kann, um die Geister wach zu erhalten und dieselben auf die kommende bessere Zukunft vorzubereiten. So gewiß es ist, daß der Tag auf die Nacht folgt, so gewiß wird eine Zeit kommen, wo die strahlende Sonne der Wahrheit die Nebel der Unwissenheit und des Aberglaubens zerteilen und zerstreuen wird. ––

Was die weiter in dieser Frage geforderte Untersuchung der philosophischen Doktrinen des Spiritualismus, Materialismus und Positivismus angeht, so ließen sich darüber dickleibige

Bücher schreiben, ohne daß ein bestimmtes, für Alle giltiges Resultat zutage käme. Daher will ich mir hier nur einige kurze, in keiner Weise das Wesen der Sache erschöpfende Bemerkungen erlauben.

Diejenige Richtung der Philosophie, welche man die spiritualistische nennt, geht, wie dieses schon der Name besagt, von dem Geist aus und sucht diesen als den Urgrund aller Dinge hinzustellen, während der Materialismus ganz das Nämliche inbezug auf die Materie thut und alle Erscheinungen der Natur mit Einschluß des Geistes aus ihr herzuleiten sucht. Der Spiritualismus nennt die Materie träg, roh, gemein, unfähig eigner Bewegung und daher nur durch den Geist bewegt, während der Materialismus dem Geiste als solchem die Selbständigkeit abspricht und ihn nur als Produkt einer auf das Höchste verfeinerten materiellen Bewegung ansieht. Der Spiritualismus betrachtet den Geist als etwas über die Natur Erhabenes, mehr oder weniger Selbständiges, von der Natur Unabhängiges und findet daher auch keine Schwierigkeit dabei, die Möglichkeit übernatürlicher Daseinsformen oder Einwirkungen zuzugeben, während der Materialismus diese Möglichkeit rundweg ableugnet und Alles in der Welt auf natürliche Weise nach dem unverbrüchlichen Gesetz von Ursache und Wirkung vor sich gehen läßt. Der Spiritualismus statuiert die Existenz einer besonderen, für sich bestehenden Menschenseele und deren Fortdauer nach dem Tode, während der Materialismus diese leugnet und die Aeußerungen der menschlichen oder der tierischen Seele überhaupt als Verrichtung und Thätigkeit eines höchst komplizierten körperlichen Organs, des Gehirns oder stellvertretender Organe ansieht. Der Spiritualismus findet auch keinen Anstand dabei, einen allgemeinen, höheren, mit vollkommenster Kenntnis und Machtfülle ausgerüsteten Geist als die Ursache der Welt und der darin bestehenden Ordnung anzunehmen, während der Materialismus behauptet, daß es gar keine zwingenden Gründe für

eine solche Hypothese oder Annahme gäbe, und daß, wenn in der Welt neben sehr viel Unordnung und Unvernunft auch einige Ordnung oder Zweckmäßigkeit herrsche, dieses natürliche Folge ganz natürlicher Entwickelungs-Vorgänge sei. Kurz — die Gegensätze zwischen beiden Richtungen sind so scharf und zahlreich, daß sich der erbitterte und unversöhnliche Kampf, den beide miteinander führen und seit Anbeginn des philosophischen Denkens miteinander geführt haben, leicht begreifen läßt. Wenn die antike oder klassische Philosophie ursprünglich hauptsächlich materialistisch war, so wurde sie später durch Plato und Sokrates, noch mehr aber durch den gewaltigen Einfluß der spiritualistischsten aller Religionen oder des Christentums so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß es der gewaltigsten Anstrengungen der Denker des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts und der großartigen Fortschritte der Naturwissenschaft in unserm Jahrhundert bedurft hat, um die materialistische Philosophie ihrem spiritualistischen Gegner gegenüber wieder einigermaßen auf die Beine zu bringen.

Was nun Spiritualismus und Materialismus in ihrer Eigenschaft als philosophische Systeme angeht, so leiden beide in ganz gleicher Weise an einem Uebelstand, der ihren philosophisch-systematischen Wert auf das Aeußerste beeinträchtigt. Sie sind nämlich beide außer Stande zu sagen, was ihr beiderseitiges Grundprinzip oder Geist und Materie *an und für sich* ist. Der Geist als solcher ist ein ebenso dunkles und rätselhaftes Ding wie die Materie als solche, und alle Anstrengungen der Gelehrten, darüber in das Klare zu kommen, sind bis jetzt ganz vergeblich gewesen und — was die Hauptsache ist — werden es auch wahrscheinlich immer bleiben. Es ist daher auch keine Aussicht vorhanden, daß sich die beiden streitenden Richtungen jemals verständigen werden, da sie sich gegenseitig gar nicht einander zu verstehen imstande sind; und es wird für den Einzelnen mehr Sache des Gefühls, als des Verstandes sein, sich für die eine oder andere der beiden Rich-

tungen zu entscheiden. Auch die wissenschaftliche Erziehung oder Bildung, welche jeder Einzelne erhalten hat, wirkt dabei wesentlich mit, indem Aerzte und Naturkundige im Allgemeinen sich mehr der materialistischen, die Angehörigen der übrigen wissenschaftlichen Disziplinen mehr der spiritualistischen Anschauungsweise zuneigen werden.

Ganz anders freilich gestaltet sich die Sache, wenn wir uns die Frage vorlegen, ob der Streit überhaupt und an und für sich berechtigt ist, und ob nicht die ganze Trennung und Gegenüberstellung von Geist und Materie oder von Geist und Natur eine falsche oder unberechtigte ist? Damit kommen wir auf den Gegensatz von Dualismus und Monismus, welcher ja heutzutage ebenfalls die Geister beschäftigt, und welcher schon etwas greifbarere Ziele verfolgt, als der Gegensatz von Spiritualismus und Materialismus. Der Dualismus betrachtet Kraft und Stoff, Geist und Materie, Gott und Natur als an und für sich ganz getrennte und verschiedenartige Dinge und unterläßt es, sich bestimmter darüber zu äußern, wie und auf welche Weise beide zusammengekommen oder aufeinander zu wirken imstande sind, während der Monismus oder monistische Materialismus diese ganze Trennung als eine solche ansieht, welche nur im Gedanken oder durch Abstraktion möglich ist, und welche in der Wirklichkeit niemals angetroffen wird. Kraft und Stoff oder Geist und Materie sind darnach nur zwei verschiedene Seiten oder Erscheinungsweisen eines und desselben, seinem eigentlichen Wesen nach uns unbekannten Etwas oder Urgrundes aller Dinge. Ueber- oder außernatürliche Dinge kann es dabei selbstverständlich nicht geben, da Alles in der Natur selbst enthalten ist, weswegen man auch diese Richtung oder Anschauungsweise ganz passend mit dem Namen „Naturalismus“ im Gegensatz zu allen denjenigen Systemen bezeichnet hat, welche übernatürliche Einwirkungen annehmen und von Weltschöpfung, Weltregierung u. dergl. zu reden wissen. Die Weltordnung ist für diese Richtung keine gemachte, son-

dern eine natürliche und auf natürliche Weise zustande gekommene; die Welt ist nicht geschaffen, sondern ewig und unendlich; der Mensch ist kein Ebenbild Gottes, sondern ein Naturprodukt; der Geist ist der Materie nicht feindlich oder übergeordnet, sondern mit ihr in ebenso inniger und untrennbarer Verbindung, wie es die Kraft mit dem Stoff ist; die Materie selbst ist nicht tot, träg oder formlos, sondern von Ewigkeit her in lebhaftester, niemals unterbrochener Eigenbewegung, während die Form ihr notwendiges Attribut ist; sie ist der allgemeine Schoß alles Daseins, aus welchem sich Leben und Geist durch allmähliche Entwickelung emporheben, wie die Blüte aus der Pflanze und die Frucht aus der Blüte. Sie wird ihrerseits ebenso von dem Geist beeinflußt, wie der Geist von ihr — aber Alles dieses nur unter der Herrschaft unverbrüchlicher Naturgesetze, welche selbst wieder der natürliche und notwendige Ausdruck des Zusammenwirkens der Naturdinge und von uns nach Analogie menschlicher Thätigkeit oder Verhältnisse mit der an sich unrichtigen Bezeichnung von „Gesetzen“ belegt worden sind.

Ich unterlasse es, näher auf die Charakterisierung dieser Richtung einzugehen, weil dieselbe ausführlich in meiner Schrift „Kraft und Stoff“ dargelegt ist — eine Schrift, von der ich wohl voraussetzen darf, daß alle ausgesprochenen Freidenker mit derselben bekannt sein werden. Die vielen Mißverständnisse und falschen Auslegungen, welchen meine philosophischen Ansichten, die man gewöhnlich ganz mit Unrecht als krassen Materialismus zu bezeichnen pflegt, bisher ausgesetzt gewesen sind, werden mit der Zeit verschwinden und hoffentlich einer Philosophie Platz machen, welche weder Spiritualismus noch Materialismus in der strengen Bedeutung dieser Worte ist, sondern welche auf Grund der Erfahrung und wissenschaftlich ermittelter Thatsachen eine den Bedürfnissen des modernen Geistes ebensowohl wie denjenigen des modernen Lebens entsprechende Welt- und Lebens-Anschauung begründet. Denn es

kann heutzutage nicht mehr genügen, ein bloß theoretisches Glaubensbekenntnis aufzurichten; dasselbe muß zugleich ein solches sein, welches in enger Verbindung mit dem Leben selbst steht und seinen Jüngern oder Anhängern nicht bloß geistige, sondern auch moralische und materielle Befriedigung verspricht. Von einem solchen Streben oder Gedanken ist auch, soviel mir bekannt, diejenige philosophische Richtung getragen, welche in der gestellten Frage als „Positivismus" aufgeführt ist, und welche schon durch ihren Namen andeutet, daß sie den idealistischen Schwärmereien der Vergangenheit gegenüber sich auf dem Boden positiver, wissenschaftlicher Prinzipien zu stellen und dem Lebensbedürfnis ebenso Rechnung zu tragen wünscht, wie demjenigen einer vernünftigen Philosophie. Dieses ist auch das allein Richtige! Denn was können uns alle noch so fein ausgedachten, noch so geistreich begründeten philosophischen Systeme oder Theorien helfen, wenn sie nicht imstande sind, etwas zu dem Wohl oder Glück der Menschheit als solcher beizutragen? Nur durch das Leben, nur in engster Verbindung mit dem Leben werden solche Theorien imstande sein, dem Schicksal aller solcher Systeme zu entgehen und ein mehr als ephemeres Dasein zu führen. Uebrigens ist die von Comte begründete und von Anderen weitergeführte positivistische Philosophie bis jetzt nur in Frankreich und teilweise auch in England verbreitet, während sie in Deutschland noch gar keinen Boden gefunden hat. Ich muß es daher unseren französischen oder englischen Freunden überlassen, sich des Näheren darüber zu verbreiten und den Zusammenhang des Positivismus mit Spiritualismus und Materialismus klarzulegen. —

Das Referat über die Fragen 3 und 4, oder über die soziale Bedeutung des Freidenkertums, welche Fragen als wesentlich zusammengehörig in eine Antwort zusammengefaßt werden können, lautet:

Das Freidenkertum hat direkt oder unmittelbar gar keine Beziehung zur sozialen Frage. Man kann Freidenker und zu-

gleich sehr antisozialistisch gesinnt sein; oder man kann entschiedenster Sozialist und zugleich sehr fromm oder gläubig sein. Hat doch selbst das Christentum, welchem das Freidenkertum überall feindlich gegenübersteht, ursprünglich einen entschieden sozialistischen und selbst kommunistischen Charakter gehabt! Auch hatten die Freidenker früherer Zeiten, z. B. diejenigen des vorigen Jahrhunderts, welche an Entschiedenheit ihren heutigen Gesinnungsgenossen gewiß nichts nachgaben, keine Ahnung von den sozialistischen Ideen und Strebungen, welche die Gegenwart bewegen, und wenn auch einzelne sozialistische Systeme oder Theorien erdacht wurden, wie z. B. die berühmte Utopie des Thomas Morus, so waren das mehr idealistisch gedachte Versuche, als ernst gemeinte Verbesserungs-Vorschläge, welche mit der Religion oder Philosophie keine direkte Beziehung hatten. Morus selbst war ein gläubiger Christ. Endlich darf nicht vergessen werden, daß die Mehrzahl der praktisch sozialistischen oder kommunistischen Versuche, welche bis jetzt auf amerikanischem Boden gemacht worden sind, mit Freidenkertum nicht nur nichts zu thun hatten, sondern in der Regel auf streng religiöser Grundlage standen und sich nur durch diese erhalten konnten. Wenn nun freilich in der Gegenwart Sozialismus und Freidenkertum in vielfache Berührung miteinander gekommen sind, so scheint die Ursache davon mehr eine zufällige, als eine aus innerer Notwendigkeit hervorgehende zu sein, indem diejenigen Leute, welche in philosophischen und religiösen Dingen frei und unabhängig von hergebrachten Vorurteilen zu denken gewohnt sind, dieses in der Regel auch inbezug auf die Zustände von Staat und Gesellschaft thun. Ich habe gesagt „in der Regel"; denn daß es Ausnahmen von dieser Regel und zwar sehr hervorragende gibt, beweist u. a. das Beispiel des berühmten Verfassers des Lebens Jesu, D. F. Strauß, welcher sich in der letzten Phase seines Lebens zum entschiedensten Freidenkertum und sogar zum offenen Materialismus bekannte, in Politik und ver-

wandten Dingen dagegen auf höchst engherzigen und sogar reaktionären Standpunkten stand. Aehnliche, wenn auch minder bekannte oder minder hervorragende Beispiele würden sich wohl in Menge namhaft oder ausfindig machen lassen.

Darnach könnte man die dritte Frage unbedenklich mit Ja beantworten, obgleich mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden muß, daß die Fragesteller selbst eine verneinende Antwort erwartet haben, weil sie in der unmittelbar darauf folgenden vierten Frage oder Position von der sozialen Rolle des Freidenkertums in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft reden und damit die Existenz einer ganz bestimmten Beziehung zwischen beiden voraussetzen. In der That existiert eine solche Beziehung — wenn auch nicht in direkter oder unmittelbarer, sondern nur in mittelbarer Weise. Denn sobald die Weltanschauung des Freidenkertums von dem rein theoretischen auf das praktische Gebiet übergeführt werden will, muß sie notwendig eine durchgreifende Reform unserer allgemeinen, bisher auf halb theologischen, halb metaphysischen Grundlagen aufgebauten Ideen oder Vorstellungen über Staat, Gesellschaft, Erziehung, wissenschaftliche Bildung, Religion, Moral u. s. w. im Gefolge haben; und in demselben Maße, in welchem das Freidenkertum den Menschen die Tröstungen der Religion, insbesondere die Verheißung künftiger Seligkeit und Bestrafung oder Belohnung in einem andern Leben, als Illusionen erscheinen läßt, in demselben Maße ist es auch genötigt, den Blick seiner Anhänger und der Menschen überhaupt auf das Diesseits und auf irdische Glückseligkeit zu lenken. Allerdings kann man nicht sagen, daß dieses Aufgabe des Freidenkertums *als solchen* sei. Dasselbe sucht zunächst nur wissenschaftliche oder philosophische Wahrheit oder Aufklärung und hat nicht nötig, sich die Frage vorzulegen, welche allenfallsigen Konsequenzen auf politischem oder sozialem Gebiet daraus gefolgert werden können oder erwachsen müssen. Aber es kann auch nicht verhindern, *daß* eine solche Anwendung gemacht wird,

und daß Diejenigen, welchen etwas genommen worden ist, verlangen, daß ihnen etwas dafür gegeben werde. Mit der bloßen Negation oder philosophischer Entsagung läßt sich die große Menge auf die Dauer nicht abspeisen, und sie hat darin vollkommen Recht. Sie verlangt einen Ersatz für das Verlorene und Gehoffte, und dieser kann ihr nur auf dem Boden sozialer Verbesserung und durch solche gegeben werden. Es würde daher, wie mir scheint, des Freidenkertums und der Freidenker unwürdig sein, wenn sie sich einem solchen Verlangen oder Bedürfnis gegenüber auf egoistischen Boden stellen und jede Teilnahme an der Erörterung sozialer Probleme ablehnen wollten. Natürlich kann eine solche Teilnahme nur theoretischer oder wissenschaftlicher Art sein, während dagegen jede Beteiligung an Verfolgung praktisch sozialistischer Zwecke oder Ziele entschieden abgelehnt werden muß. Eine solche Beteiligung wäre nicht nur an und für sich unangemessen, sondern würde sich auch, wenigstens für deutsche Verhältnisse, aus äußeren Gründen absolut verbieten.

Was nun diese theoretische Beziehung von Freidenkertum und Sozialismus anlangt, so scheint es mir, daß man dabei, wie ich dieses bereits in meiner Schrift über den Menschen und dessen Stellung in der Natur auseinandergesetzt habe, am besten von einem naturwissenschaftlichen Prinzip oder von dem seit Darwin so berühmt gewordenen „Kampf um das Dasein" ausgeht. Das Leben des Menschen ist ebensowohl wie dasjenige von Pflanze und Tier ein fortwährender Kampf um die Existenz, welcher ebensowohl gegen die Natur und gegen deren nachteilige oder hinderliche Einflüsse, wie gegen Seinesgleichen geführt wird. Und zwar ist dieser Kampf in demselben Maße heftiger und erbitterter geworden, in welchem sich in den sogenannten Kulturstaaten die Menge und die Bedürfnisse der Menschen vermehrt haben. Gegenüber der Natur im höchsten Grade erfolgreich und in seinen Resultaten erfreulich, hat dagegen der Kampf der Einzelnen unter einander

oder die sogenannte Konkurrenz mit der Zeit einen Charakter angenommen, welcher das Herz des Menschenfreundes nur auf das Aeußerste betrüben kann oder muß, und welcher von christlicher Liebe und Barmherzigkeit sehr weit entfernt ist. Der nackte, unverhüllte Egoismus ist zum Herrscher der Welt geworden, und das gegenseitige soziale Morden und Ausbeuten hat einen Höhepunkt erreicht, der kaum mehr überschritten werden kann. „Des Einen Tod“, sagt das Sprichwort, „ist des Andern Brot“, und das Ote toi que je m'y mette ist zum sozialen Feldgeschrei geworden, ohne daß man dem Einzelnen einen Vorwurf daraus machen könnte. Denn der Trieb der Selbsterhaltung schreibt ihm sein Verhalten gebieterisch vor; und wer in dem großen Strome des Lebens, in dem allgemeinen Jagen nach dem Erwerb nicht selbst niedergetreten sein will, darf nicht zögern, seinerseits den Nebenbuhler niederzutreten; oder er muß Andere mitleidslos untergehen sehen, ohne ihnen helfen zu wollen oder zu können.

Dieser traurige Zustand muß, wenn die menschliche Gesellschaft zum Bessern geleitet werden soll, geändert werden; und er kann geändert werden. Aus einem gegenseitigen Vernichtungskampf muß ein gemeinschaftlicher und solidarisch verbundener Kampf Aller gegen den gemeinschaftlichen Feind oder gegen Hunger, Elend und Entbehrung werden; an die Stelle des erbarmungslosen Kampfes um das Dasein muß ein erbarmungsvoller Kampf für das Dasein treten. Es muß ein Zustand hergestellt werden, in welchem nicht mehr der Untergang des Einen das Glück des Andern begründet, sondern in welchem ganz im Gegenteil der Einzelne sich um so wohler fühlt, je wohler sich die Gesamtheit oder alle Anderen befinden und — umgekehrt. Alle Kranken, Elenden, Arbeitsunfähigen oder Invaliden der Arbeit müssen von der Gesamtheit erhalten und dürfen nicht ohne Schutz und Mitleid dem Verderben überliefert werden. Dabei müssen solche Anstalten getroffen werden, welche die Vermögensverteilung besser regu-

lieren als bisher, und welche es unmöglich machen, daß sich der größte Teil des Vermögens einer Nation nach und nach in einzelnen Händen anhäuft, während die große Masse darbt und leidet. Dieses läßt sich sehr leicht ausführen, ohne daß der Arbeitstrieb des Einzelnen dabei Not zu leiden braucht, und ohne daß dem Einzelnen die wohlverdienten Früchte seines Fleißes und seiner Thätigkeit irgendwie verkümmert werden. Jeder soll genießen, was er erwirbt und verdient, aber Keiner soll die Früchte des Fleißes Anderer genießen und sein Leben lang auf dem Lotterbette der Faulheit blos deswegen liegen, weil er reiche oder hochstehende Eltern oder Verwandte gehabt hat. Auch muß der Kampf um das Dasein, soweit er nicht in einen gemeinschaftlichen Kampf Aller für das Dasein umgewandelt werden kann, dadurch gerechter und menschlicher gemacht werden, daß eine größere Ausgleichung in den Mitteln oder Waffen, mit denen jener Kampf geführt wird, anzustreben ist. Man kann nicht einen Menschen mit einem hölzernen Säbel in der Hand oder gar ganz waffenlos einem Andern gegenüberstellen, welcher Flinten und Kanonen zur Verfügung hat; andernfalls würde sein Schicksal des Unterliegens zum voraus besiegelt sein. Aehnlich verhält es sich aber in der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft, wo eine große Menge von vornherein und ohne jede Aussicht auf Besserung zum ewigen Dienen und Entbehren bestimmt ist, während eine andere Anzahl von Menschen die geborenen Herrscher und Genießer sind.

Die Fälle, in denen ein arm oder niedrig Geborener sich zu Reichtum und Stellung emporschwingt, sind zu selten, als daß sie die allgemeine Regel umstürzen könnten. Sind aber die Waffen oder Mittel des Kampfes um das Dasein, wenn auch nicht völlig, doch einigermaßen gleich, so wird sich Keiner beschweren dürfen, wenn er in dem allgemeinen Konkurrenz-Kampf hinter Andern mehr oder weniger zurückbleibt; im Gegenteil werden hier, wie es ja auch von dem Kampf um

das Dasein in der Natur vorausgesetzt wird, die Besten oder Tüchtigsten in der Regel die Ersten sein; und dieses kann wieder der Allgemeinheit nur Nutzen bringen. So wie die Natur auf diese Weise in einem stetigen Voranschreiten begriffen ist, so wird es auch der menschlichen Gesellschaft ergehen — nur mit dem großen und wesentlichen Unterschied, daß jenes von Darwin so scharf hervorgehobene Moment des Wilden, Grausamen in dem Naturkampf dem Moment der Menschlichkeit und Brüderlichkeit, der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung, der Solidarität und dem Grundsatz: Einer für Alle und Alle für Einen — weichen muß. So angesehen, kann der Kampf um das Dasein, wie ihn uns die unvernünftige Natur in einer mehr abschreckenden Form zeigt, durch die Vernunft des Menschen und deren Beherrschung zu einer höchst wohlthätigen sozialen Einrichtung gemacht werden. Wenn auf diese Weise erreicht werden kann, daß die große Mehrzahl der Menschen auf der Erde Glück und Zufriedenheit findet, so wird sie nicht mehr nötig haben, nach Besserung ihres Loses in einem anderen Leben auszuschauen und den Versprechungen augenverdrehender Priester auf künftige Belohnung oder Bestrafung Glauben beizumessen. Hier ist es denn auch, wo sich Freidenkertum und soziales Verbesserungsstreben die Bruderhand reichen, um gemeinsam zu arbeiten an dem geistigen und materiellen Wohl der zukünftigen Menschheit.

Es würde zu weit führen, wollte ich an diesem Orte mich des Näheren über die Einzelheiten eines solchen Planes und über die Art und Weise, wie ich mir an der Hand dieses Planes die Gesellschaft der Zukunft vorstelle, verbreiten; ich erlaube mir daher Diejenigen, welche sich dafür interessieren, des Näheren auf die in dem dritten Abschnitt meines Buches über den Menschen und seine Stellung in der Natur enthaltenen Ausführungen zu verweisen.*)

*) Die von dem Kongreß gefaßten Resolutionen über die vier Fragen erfolgten in dem Sinne obiger Referate.



Ein antiker Freidenker.

Das Freidenkertum ist keine Erfindung der Neuzeit, wie vielleicht Mancher denken mag; es ist so alt wie das menschliche Denken überhaupt und schon in der ältesten griechischen Philosophie in sehr entschiedener Weise vertreten gewesen. Allerdings besteht zwischen heute und ehemals in dieser Beziehung insofern ein großer Unterschied, als sich die Freidenker früherer Zeiten lediglich von Logik und Theorie oder von dem gesunden Menschenverstand leiten ließen, während das Freidenkertum der Gegenwart sich auf die Resultate der inzwischen weit vorangeschrittenen menschlichen Wissenschaft stützt oder doch stützen zu dürfen glaubt. Daher wird es wohl erlaubt sein, aus den Nicht-Erfolgen des älteren Freidenkertums der religiösen Weltanschauung gegenüber den Schluß zu ziehen, daß die bloße Logik oder die Anwendung des gesunden Menschenverstandes nicht hinreicht, um demselben den Sieg zu verschaffen. Logisches Denken ist bekanntlich nicht Jedermanns Sache, und die große Masse läßt sich in ihren philosophischen Anschauungen viel lieber und leichter von feststehenden Dogmen oder Glaubenssätzen lenken und leiten als von logischen Erörterungen, deren Prüfung oder deren Annahme eignes Nachdenken erfordert. Um so merkwürdiger mag es erscheinen, daß diese Trägheit des Intellekts schon vor Jahrtausenden von einzelnen Männern bis zu einem Grade besiegt werden konnte, welcher geeignet ist, unsere höchste Bewunderung zu erregen, und daß diese Männer durch bloße Anwendung

logischer Prinzipien oder theoretischer Betrachtungen zu Denk-Resultaten gelangen konnten, welche sich zum Teil beinahe vollständig mit den Resultaten unserer so weit vorangeschrittenen Wissenschaften decken. Wir begegnen dabei gradezu wunderbaren Vor-Ahnungen einzelner dieser Resultate, welche, wie bekannt, nur auf den schwierigsten Wegen erfahrungsmäßiger Forschung nach und nach erlangt werden konnten.

Unter den Männern, welche hier genannt zu werden verdienen, ragen vor allen anderen der griechische Philosoph Epikur und sein genialer Schüler und Nachfolger, der Römer Lukretius Carus hervor. Beide Männer können aber im Grunde nur als Einer betrachtet werden, da sie in ihren Grundanschauungen vollkommen übereinstimmen, und da Lukretius eigentlich nur als ein Verkündiger der Grundsätze seines Meisters in hochpoetischer Form erscheint.

Epikur wurde geboren im Jahre 342 vor Chr. in einer attischen Gemeinde und las schon mit vierzehn Jahren in der Schule Hesiods Kosmogenie oder Weltentstehungs-Lehre. Er studierte hauptsächlich seinen Vorgänger Demokrit und dessen berühmte Atomen-Theorie, welche er zu seiner eignen machte, und welche in ihren wesentlichen Grundzügen bis auf den heutigen Tag ihre Giltigkeit nicht verloren hat. Sie rührt eigentlich von einem noch älteren Philosophen (Leukipp oder Leukippos) her. In dem von ihm gekauften Garten in Athen lebte Epikur mit seinen Schülern und Anhängern wie in einer großen Familie, und das ganze Altertum kennt kein Beispiel eines schöneren und reineren Zusammenlebens als das des Epikur und seiner Schule. Das Ideal und letzte Ziel seiner Philosophie war ein glückliches, schmerzloses Dasein neben Befreiung der menschlichen Seele von thörichtem und ihre Ruhe erschütterndem Aberglauben. Dasselbe Ziel verfolgte auch die ganze Schule, welche ein großer Freundschaftsbund war, gestützt auf das vollkommenste gegenseitige Vertrauen. Dennoch sind die Schule und ihr Stifter später Gegenstand der abscheu-

lichsten und unwahrsten Verleumdungen geworden. Man warf ihnen, auf die bekannte und noch heute übliche Verwechslung des Materialismus der Wissenschaft mit dem Materialismus des Lebens gestützt, die schändlichsten Ausschweifungen vor, aber ohne irgendwie Thatsachen dafür anführen zu können. Im Gegenteil ist erwiesen, daß sich Epikur's Leben durch große sittliche Reinheit auszeichnete, und daß er das geistige Vergnügen dem sinnlichen vorzog. Er starb in einem Alter von 72 Jahren, und seine Schüler ehrten sein Andenken dadurch, daß sie sich in dem von Epikur ihnen geschenkten Garten am zwanzigsten jedes Monats zu einem fröhlichen Symposium versammelten, zu dessen Feier der Meister eine Geldsumme ausgesetzt hatte.

Epikur soll dreihundert Bücher geschrieben haben, von denen indessen nur Auszüge auf uns gekommen sind. Die wichtigste Quelle für seine Philosophie ist das berühmte Lehrgedicht des Lukretius Carus: De rerum natura (Ueber die Natur der Dinge) in sechs Gesängen, welches vielleicht nur eine Ueberarbeitung einer Schrift Epikurs mit gleichem Titel ist. Lukrez selbst gibt sich überall nur als ein Schüler seines vielbewunderten Meisters.

Lukretius Carus wurde geboren im Jahre 98 vor Chr. und endete angeblich im 44. Lebensjahre durch Selbstmord. Sein herrliches Gedicht hat mächtig für die Ausbreitung der Epikuräischen Philosophie unter den Römern gewirkt, welche überhaupt von den philosophischen Systemen der Griechen fast nur zwei angenommen hatten, das stoische und das epikuräische. Viele ihrer bedeutendsten Geister hingen den Lehren Epikur's an, unter anderen der große Dichter Horaz, welcher sich selbst in einer seiner Oden sarkastisch rühmt, ein „Schwein von der Herde Epikur's“ zu sein. Dagegen gehörte Cicero zu den entschiedensten Gegnern des Systems. Von den beiden großen Republikanern und Gegnern Cäsars war Brutus Stoiker, Cassius Epikuräer. Ihren Höhepunkt erreichte die

Philosophie Epikurs unter der Herrschaft des Kaisers Augustus, und die dessen glänzenden Hof umgebenden heiteren Dichterkreise waren alle von dem Geiste dieser Philosophie berührt und geleitet.

Lukretius Carus selbst war erfüllt von der höchsten, fast abgöttischen Verehrung für seinen großen Meister, indem er ihn vor allen Dingen feiert als entschiedenen Gegner des religiösen Glaubens, welchen letzteren Lukrez als gleichbedeutend mit Aberglauben nimmt und als Vater und Urheber der größten Greuel schildert. Er erläutert diese Beschuldigung zunächst an dem Beispiel der Iphigenia, welche auf den Rat des Sehers Kalchas durch ihren eigenen Vater Agamemnon dem vermeintlichen Zorne der Göttin Artemis geopfert wird, nachdem er den Befreier vom Aberglauben selbst mit den begeisterten Worten angeredet hat:

„Als vor dem menschlichen Blick mißschaffen das Leben versiechte,
„Niedergedrückt von der ehernen Wucht schwerlastenden Glaubens,
„Welcher vom Himmel herab sein häßliches Antlitz uns zeigte,
„Da erstand ein hellenischer Mann und wagte es mutig,
„Aug' in Auge gebohrt entgegen zu treten dem Unhold.
„Götter und Blitze erschreckten ihn nicht, noch der himmlischen Donner
„Drohender Lärm. Mit verdoppelter Kraft erhob sich sein Geist nur.
„An das verschloss'ne Thor der Natur anpocht er gewaltig;
„Krachend brach es entzwei vor den wuchtigen Schlägen, und weithin
„Ueber die flammenden Mauern der Welt vordrang er als Sieger,
„Und er durchforschte das All mit dem leuchtenden Auge des Sehers,
„Bracht' uns als Beute zurück das Geheimnis alles Entstehens,
„Jeglicher Kraft anweisend ihr Ziel und Maß und Beschränkung.
„Und so liegt nun im Staub der ehmals allmächtige Glaube
„Kraftlos. Uns aber hebt die Vernunft empor zu den Sternen."

Im Anfang des dritten Gesangs wird Epikur mit den Worten begrüßt:

„Stolz des hellenischen Volks, der im Dunkel des Geistes zuerst du
„Mächtig die Fackel erhobst, mit strahlendem Glanze erhellend,
„Was uns das Leben verschönt: Dir, Herrlicher, folg' ich und setze
„Treulich den Fuß in die Spur, auf der du als Führer vorangingst!

„Und ich erdreiste mich nicht, voran dir zu eilen; dein Jünger
„Will ich nur sein, der liebend dir nachfolgt.“ — — — — — —
„Daß mit der Kraft des Gedankens du so die Natur uns enthüllt hast,
„Füllt mir mit göttlicher Wonne zugleich und mit Schauern die Seele.“

Und gegen den Schluß dieses Gesanges heißt es:

„Ja, Epikuros selbst ging sterben am Abend des Lebens,
„Er, der gewaltigste Geist, der je auf Erden gewandelt,
„Der, wie die Sonne gestrahlt, daß die kleineren Sterne verblaßten.“

Auch die Eingänge zum fünften und sechsten Gesang werden nochmals benutzt, um Epikur als Befreier des Menschengeschlechts und als halben Gott zu feiern:

„Nur um so mehr denn müssen als Gott wir jenen verehren,
„Dessen beglückendes Wort als ein Trost strömt über die Völker,
„Frieden des Geistes noch jetzt ausgießend und Freude am Dasein.“

Was nun die von Lukrez vorgetragene Lehre selbst anlangt, so kann man ohne Uebertreibung sagen, daß alle Hauptgrundsätze der heutigen materialistischen — oder besser gesagt — monistischen Philosophie bereits in ihr enthalten sind.

Im ersten Gesang wird mit klaren Worten die Ewigkeit und Unsterblichkeit oder Unvernichtbarkeit des Stoffs wie der Kraft behauptet und damit die Unmöglichkeit einer Schöpfung aus Nichts dargestellt:

„Erstlich denn steht für uns als oberste Regel der Satz fest:
„Nichts wird je aus dem Nichts erzeugt durch göttliche Schöpfung.
„Denn nur deshalb fesselt die Furcht die Gemüter der Menschen,
„Weil sie Erscheinungen sehn auf Erden und droben am Himmel,
„Deren bewegende Gründe sie nicht zu durchschauen vermögen.
„Und so wähnen sie denn, dies wirke die göttliche Allmacht.“

Und weiter:

„Nichts wird gänzlich zerstört, was wir heute lebendig um uns sehn,
„Neues aus altem erzeugt die Natur, und das Leben der Zukunft
„Blüht in unendlichem Wechsel empor aus dem Grab des Vergangnen.“

Ferner:

„Klar wird draus, daß allem ein nie sich verändernder Urstoff
„Liege zu Grund. Denn wofern auch die Urelemente der Dinge
„Würden vom Wechsel besiegt, dann blieb' unsicher und unstet
„Alles Entstehn und Vergehn, Ziel, Maß und der Kräfte Beschränkung.
„Nie auch könnten alsdann in erneuertem Spiel die Geschlechter
„Sitten und Art und Natur und Gebahren der Ahnen erwerben."

Und endlich:

„Denn es bestehen ja Himmel und Meer und das Land und die Ströme,
„Sonne und Pflanzen und alles, was lebt, aus dem nämlichen Urstoff;
„Nur der verschiedene Grad der verschiedenen Mischung bestimmt sie."

Die Unendlichkeit der Welt oder des Raums wird mit den Worten angedeutet:

„Aber da außer dem All nichts Anderes ist, wie wir wissen,
„Ist kein äußerster Punkt, kein Maß, kein Ende vorhanden,
„Gleichviel bleibt es, wo immer im Raum wir verweilen; es breitet
„Rings von dem Ort, wo wir sind, in unendliche Weiten das All sich."

Bewiesen wird die Unendlichkeit der Welt durch ein sehr naives und dem kindlichen Geiste jener Zeit entsprechendes Gleichnis mit dem Wurfspieß, den man, an dem vermeintlichen Ende der Welt angelangt, in das Leere schleudert und dem nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten bleibt, indem er entweder auf etwas trifft oder aber ohne Aufhören weiter fliegt. In beiden Fällen ist die Endlosigkeit des Raumes bewiesen.

Gegen die teleologische Weltanschauung oder den Zweckbegriff wendet sich Lukrez mit den Worten:

„Denn nicht haben fürwahr sich die Urelemente der Dinge
„Klugen Bedachts in die Ordnung gefügt, drin jedes sich findet,
„Noch durch Satzung bestimmt die Bewegungen unter einander,
„Sondern, da jene unendlich an Zahl und sich ständig verwandelnd
„Werden getrieben durch's All, von unzähligen Stößen erschüttert,
„Kommen sie, jegliche Art der Bewegung und Einung versuchend,
„Endlich dahin, sich zu reih'n zur jetzigen Ordnung des Weltalls."

Hier ist bereits eine deutliche Vorahnung des Kampfes um das Dasein sichtbar, wobei allerdings Lukrez in dem grie-

chischen Philosophen Empedokles, dem Urvater der Darwinschen Selektions- oder Auswahl-Theorie, einen genialen Vorläufer hatte.

Sehr bemerkenswert ist auch in diesem ersten Gesang ein starker Ausfall gegen die Wort-Philosophie, welche um jene Zeit nicht weniger als heutzutage ihre geschwätzigen Vertreter gehabt haben muß.

„Denn das lieben die Thoren zumeist, und sie preisen's bewundernd,
„Was sich versteckt im tönenden Schwall von verschrobenen Worten.
„Wahrheit finden sie dort, wo ein lieblich Geklingel das Ohr rührt
„Und mit rhetorischer Schminke geschmückt sich brüstet die Rede."

Es ist, mit andern Worten, ganz derselbe Gedanke, welchen Goethe mit seinem berühmten

„Denn eben, wo Begriffe fehlen,
„Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein"

u. s. w. ausdrückt.

Auch die sensualistische Erkenntnistheorie, welche übrigens erst im vierten Gesang eine ausführlichere Begründung findet, wird in diesem Gesang im Gegensatz zu dem dunkeln und mit Worten spielenden Heraklit und seiner Feuertheorie in Schutz genommen.

„Wahrlich, das scheint mir doch Schwindel zu sein und der lautere Wahnsinn.
„Denn wem sollen wir trau'n, was kann es Gewisseres geben
„Außer den Sinnen? Womit soll Wahrheit man scheiden vom Irrtum?"

Der zweite Gesang eröffnet sich mit einer begeisterten, so recht für unsre Zeit passenden Apostrophe an die Wissenschaft:

„Aber das Seligste ist's, auf des Wissens gewaltiger Hochburg
„Stehend, herniederzuschau'n von den leuchtenden Tempeln der Weisheit.
„Lächelnd blickst du herab auf das niedrige Treiben der Menschen."

Dann folgt eine Auseinandersetzung der atomistischen Theorie von einer wunderbaren Schärfe und Klarheit. Die rastlose Bewegung und das Durcheinanderwirbeln der kleinsten

Teilchen der Materie, welche der Dichter mit der bekannten Bewegung der Sonnenstäubchen vergleicht, wird in einer Weise geschildert, daß man glauben könnte, Lukrez habe bereits die neueste oder sogenannte kinetische Theorie der Gase oder Luftarten gekannt!

„Nur der Materie Körperchen sind's, die unendliche Zeit schon
„Aufrecht halten die Welt, allseitig von Stößen erschüttert.“

Die Unvernichtbarkeit der Atome und des Urstoffs, sowie die Notwendigkeit und Ewigkeit ihrer Bewegung oder der Bewegung überhaupt wird nochmals klar dargelegt:

„Niemals war auch dichter vordem, noch lockrer der Urstoff;
„Denn er vermehrt sich nie, noch vermindert er sich durch Zerstörung.
„Deshalb war die Bewegung, die jetzt in den Urelementen
„Herrscht, schon von jeher da, und so wird sie auch künftig noch da sein.“

Weiter:

„Und so waltet von je denn in nimmer entschiedenem Kampfe
„Zwischen des Urstoff's Körpern der Krieg. Hier strebet das Leben
„Siegreich auf, dort sinkt es besiegt. In die Totengesänge
„Mischt sich des Säuglings Wimmern, womit er das blendende Licht
grüßt,“ u. s. w.

Ferner:

„Und so vereinen sich denn unähnliche Formen zu einer
„Masse, und sämtliche Dinge bestehn aus Gemischen von Urstoff.“

Endlich:

„Etwas muß ja gewiß doch bestehn, was nie sich verändert,
„Soll nicht alles zuletzt in nichts auflösen sein Dasein.“

Auch nimmt Lukrez keinen Anstand, das Urelement des ganzen geistigen oder seelischen Lebens oder die Empfindung aus seinem Urstoff abzuleiten:

„So denn schafft die Natur aus der Speise lebendige Körper,
„Läßt Empfindung daraus entstehn auf die nämliche Weise,
„Wie sie aus trockenem Holz hochlodernde Flammen hervorruft.
„Hiernach siehst du wohl ein, wieviel auf die Ordnung des Urstoffs
„Ankommt und auf die Mischung, in der er bewegt und bewegt wird.“

— — — „Auch verbleibt es dann bei dem Satze,
„Dem wir entfloh'n, daß Empfindungsloses Empfindung hervorruft.
„Sehen wir doch, wie lebendig dem Ei entschlüpfen die Küchlein,
„Wie sich der Boden mit Würmern bedeckt, wenn unter des Regens
„Maßlos strömender Flut in der Erde sich Fäulnis entwickelt."

Lukrez scheint sich danach in dem Streite, welcher unter den Gelehrten der Gegenwart wieder besonders lebhaft geführt wird, auf die Seite derjenigen zu stellen, welche Empfindung und Bewußtseinsfähigkeit nicht, wie Meynert, in den Atomen selbst oder in den bekannten Häckel'schen Zellseelen, sondern in der Art und Weise ihrer durch allmähliche Entwickelung erlangten Verbindung und Zusammensetzung suchen.

Am Schlusse dieses zweiten Gesangs wird die ewige Wandlung des Stoffs, das unaufhörliche Entstehen und Vergehen seiner Bildungen nochmals scharf hervorgehoben:

„Glaub' auch nicht, daß in ew'gen Gebilden die Urelemente
„Jemals kommen zur Ruhe, wir sehn, wie vom einen zum andern
„Hin und wieder sie fluten, entstehn und eilig vergehen." —
„Nimmer vernichtet der Tod mit den Dingen zugleich auch den Urstoff,
„Sondern er löst die Verbindungen nur, um neue zu bilden." — —
„So auch werden dereinst die gewaltigen Mauern des Weltalls
„Rings umstürmt hinstürzen in Schutt und zermorschende Trümmer."

Der dritte Gesang ist der Bekämpfung der lächerlichen Todesfurcht gewidmet. Vorher aber gibt Lukrez eine materialistische Darlegung des Verhältnisses von Geist und Körper, wobei er den Geist aus den feinsten und kleinsten Elementen des Urstoffs bestehen läßt.

„Also ergibt es sich deutlich und klar, daß der Geist und die Seele
„Wesentlich nur aus Stoff von unendlicher Kleinheit bestehen,
„Da, wenn sie fliehen, dem Körper sie nichts am Gewichte benehmen." — —
„Seele und Leib sind enge verknüpft durch die nämlichen Wurzeln,
„Deren Verbindungen nur zu der Beiden Verderben sich lösen.
„Wie es beim Weihrauch schwer nur gelingt, ihn des Duftes zu berauben,
„Ohne sein Wesen zugleich zu vernichten, so lassen vom Leibe
„Ohne Zerstörung des Ganzen sich Geist und Seele nicht scheiden.

„So sind Körper und Geist in den Urelementen verbunden
„Schon seit ihrem Beginn und gesellt zu vereinigtem Leben.
„Keiner von beiden vermag selbständig für sich zu empfinden
„Ohne des anderen Kraft: als Ergebnis vereinter Bewegung
„Wird die Empfindung erzeugt im Inneren unseres Leibes.“ — —
„Dieses bezeugt, daß die Seele wie Rauch in den Lüften zerflattert.
„Denn wir gewahren, wie Schritt vor Schritt sie entsteht, und wir sehn sie
„Wachsen und endlich, so wie ich gezeigt, hinsiechen im Alter.“

Selbstverständlich erklärt sich Lukrez an der Hand solcher Anschauungen mit Bestimmtheit gegen die Idee oder die Möglichkeit einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode oder gegen die Annahme einer gesonderten Existenz der Seele, wobei er die mit einer solchen Annahme notwendig verbundenen Widersprüche und Unmöglichkeiten schonungslos an das Licht zieht. Man glaubt unsern D. F. Strauß zu hören, wenn Lukrez schreibt:

„Denn daß sich Sterbliches je mit Unsterblichem sollte verbinden
„Und sich zu Einem Gefühl und vereinigter Wirkung gesellen,
„Unsinn ist es zu glauben,“ u. s. w.

Ueber die Unsterblichkeitsfrage selbst äußert sich Lukrez folgendermaßen:

„Nur wenn sich Körper und Geist zu lebendiger Wirkung vereinen,
„Haben sie Kraft und erfreun sich des Daseins. Weder der Geist kann,
„Ist er vom Körper getrennt, sich in Lebensbewegungen äußern,
„Noch auch zeigt sich der Körper imstand, nachdem er entseelt ist,
„Weiterhin fortzubestehn und der Sinne sich noch zu bedienen.“ —
„Fest steht also so viel: Wenn die Hülle des Körpers gelöst ist,
„Wenn ihm das Leben entfloh, dann ist auch die Seele geschwunden,
„Da ja die Seele vom Leib und dieser von jener bedingt ist.“

Die quälende Todesfurcht sucht der Dichter in Anlehnung an das berühmte Wort Epikurs: „der Tod geht uns nichts an; denn wo der Tod ist, da sind wir nicht; und wo wir sind, da ist der Tod nicht“ — mit den Worten zu entkräften:

„Denn da das Wesen des Geist's als ein sterbliches wurde befunden,
„Geht uns der Tod nichts an, und berührt uns derselbe durchaus nicht.

„Wie es dereinst gleichgiltig uns ließ, als zum Kampfe Karthagos
„Heere sich drängten heran, und der Erdkreis bebte vom Kriegslärm,
„So wird, wenn wir dahin, wenn der Geist und der Körper zerfallen,
„Draus wir bestehen, uns nichts anfechten, und sollte die Erde
„Sich mit dem Meer und das Meer mit dem Himmel selber vermischen."

Und weiter:

„Sähen sie ein, was die Wahrheit lehrt, dann wären die ganze
„Quälende Furcht und Beklemmung sie los, und sie sprächen dann also:
„Der du im Schlafe hier ruhst, du bist nunmehr und in Zukunft
„Frei und von jeglichen Schmerzen erlöst." —

Die mythischen Märchen von der griechisch-römischen Unterwelt werden als solche entlarvt:

„Was von des Acheron Schlund man erzählt, sind Märchen. Ins Jenseits
„Wird durch die Sage verlegt, was hier schon im Leben uns anficht.
„Fabel nur ist's, daß ob Tantalos' Haupt, des Unseligen, ewig
„Schwebe der mächtige Stein, mit vermeinter Gefahr ihn erschreckend." —
„Cerberus dann und der Furien Schar und der finstere Orkus,
„Welchem ein Glutstrom quillt aus dem furchtbar gähnenden Rachen,
„Sind nur ein kindischer Wahn, und ein Wahn auch werden sie bleiben."

Sogar die schwierige, bis auf den heutigen Tag im spiritualistischen Sinne noch nicht erledigte Frage des Zeitpunktes der sogenannten „Beseelung der Frucht" wird von Lukrez bereits in durchaus korrekter Weise beurteilt:

„Lächerlich ist auch der Wahn, als sei'n bei der Tiere Begattung
„Oder Geburt schon die Seelen bereit, und es harrten unzählig
„Sie, die unsterblichen, nur auf die sterblichen Leiber und stritten
„Eifrig darum, wer zuerst vor den andern erhalte den Zutritt,
„Wenn man nicht etwa glaubt, ein Vertrag sei zwischen den Seelen,
„Daß, wer zuerst im Fluge sich naht, auch erhalte den Vorrang,
„Ohne daß irgend ein andrer im Kampf ihr denselben bestritte."

Der vierte Gesang handelt von der Sinnestäuschung und der Gewißheit der Sinnes-Wahrnehmung. Alle menschliche Erkenntnis stammt nach Lukrez in letzter Linie aus der sinnlichen Wahrnehmung, was in längeren Deduktionen des ge-

naueren ausgeführt wird. Das allgemeine Resultat daraus gibt sich mit den Worten:

„Und so gelangen wir also zum Satz, daß vor allem die Sinne
„Lehren, was Wahrheit sei, als die unwiderleglichsten Zeugen.
„Denn das muß uns ja doch mit dem größten Vertrauen erfüllen,
„Was aus sich selber heraus den Irrtum schlägt durch die Wahrheit.
„Was kann größres Vertrauen daher als die Sinne verdienen?
„Läßt aus der Sinne Betrug sich gegen dieselben ein Schluß ziehn,
„Da doch ein jeglicher Schluß allein auf die Sinne sich gründet?
„Trügen uns diese, dann wird auch der Schluß, den wir ziehen, nicht richtig.
„Oder erscheint es uns möglich, daß etwa das Auge vom Ohre,
„Dieses vom Tastsinn, letzteres dann vielleicht vom Geschmacke
„Lügen gestraft wird, oder daß das, was die Nase behauptet,
„Wird von den Augen bestritten? Das däucht durchaus mir undenkbar."
„Alles sonach, was zum Kampf man herbeischleppt gegen die Sinne,
„Ist, das glaube getrost, nichts andres als hohles Gerede.
„Ganz, wie beim Bau, wenn die Linien sich falsch gezogen vom Anfang,
„Da beim Beginne des Baus schon die ganze Rechnung verfehlt war,
„Ebenso muß die Vernunft notwendig zu irrigen Schlüssen
„Kommen, sobald sich die Sinne geirrt, auf die sie sich stützte."

Der fünfte Gesang kann eine fast aktuelle Bedeutung beanspruchen; denn er richtet sich in seinem Anfangsteil gegen eine Form des Aberglaubens, welche leider bis auf den heutigen Tag ihren Platz behauptet hat, oder gegen Geister- und Gespenster-Glaube, Spiritismus, Traumdeuterei und verwandte Erscheinungen:

„Und so entdeckten wir denn, daß die Seele geschaffener Stoff ist
„Ihrer Natur nach, also nicht fortlebt ewige Zeit durch,
„Daß es daher nur Täuschung, erzeugt durch trügende Bilder,
„Sein kann, wenn wir im Traum die Gestalten Verstorbener sehen."

Weiter entwickelt Lukrez in diesem Gesang einen Gedanken, den erst die moderne Naturforschung zur absoluten Gewißheit erhoben hat. Es ist die Lehre von der absoluten Vergänglichkeit alles Einzel-Daseins am Himmel wie auf der Erde, oder daß die ganze gegenwärtige Weltordnung nur eine vorüber-

gehende Phase in dem Laufe der Ewigkeit ist, und daß nichts von dem, was ist, auf die Dauer erhalten bleiben kann:

„Lenke die Blicke zuerst auf das Meer und auf Himmel und Erde!
„Dreifach sind sie von Art und an Stoff und Gestaltungen dreifach.
„Dreifach ist ihr Gefüg; und doch wird ein einziger Tag einst
„Ihre Vernichtung schau'n, und was Jahrtausenden Stand hielt,
„Stürzt noch zuletzt, und die Massen des Weltbaus brechen zusammen."

Auch gibt Lukrez in diesem Gesang eine ziemlich genaue Schilderung der allmählichen Entstehung der Welt aus dem uranfänglichen Chaos, welches in seiner Vorstellung gleichbedeutend ist mit dem Urweltnebel, aus dem unsere modernen Astronomen Sonnen- und Planetensysteme sich entwickeln lassen. Insbesondere schildert er ganz richtig die Entstehung der Erde durch allmähliche Zusammenziehung und Verdichtung; nur über die Größe der Sonne und die Verhältnisse des Planetensystems gibt er sich argen Täuschungen hin, obwohl die Grundzüge des Kopernikanischen Weltsystems schon im frühen Altertum bekannt und nur durch das Ptolemäische System wieder verdrängt worden waren.

Daran reiht sich ein Exkurs über die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der Erdbewohner, der auf das lebhafteste an die von Darwin und Häckel entwickelten Gesichtspunkte erinnert. Sogar der Kampf um das Dasein wird, wie bereits bemerkt, richtig geschildert:

„Alle die Gattungen nämlich, die jetzt noch leben und atmen,
„Haben sich deshalb nur vom Beginne der Zeiten erhalten,
„Weil sie durch Kraft sich zu schützen gewußt und durch List und Gewandtheit."

Folgt eine Widerlegung der im Altertum verbreiteten Fabeln von Centauren, Weibern mit Fischschwänzen, Drachen, Riesen und dergleichen unmöglichen Naturwundern.

Auch die ursprüngliche Entwickelung des Menschengeschlechts und seiner Gesittung aus rohen und rohesten Anfängen findet eine den modernsten, durch zahllose Funde und Forschungen

gestützten Anschauungen der Wissenschaft ganz analoge Darstellung. Ohne eigentliche Wohnung, ohne Kleidung, ohne Feuer, ohne Familie kämpfte der Urmensch nach Lukrez gegen die wilden Tiere nur mit Hilfe von Steinen und Holzkeulen:

„Denn mit dem Stein zum Wurf in der Hand und mit wuchtiger Keule
„Maßen sie sich mit dem Löwen sogar und dem borstigen Eber,
„Und dann warfen sie sich, wenn die Nacht einbrach, in die Höhle,
„Nackt auf den Boden gestreckt und in Blätter und Laub sich vergrabend.

Auch von der Aufeinanderfolge der drei großen Kultur-Epochen, in welche unsere Gelehrten (mutatis mutandis) die prähistorischen Zeiten des Menschengeschlechts einzuteilen pflegen (Stein-, Bronze- und Eisenzeit), hatte Lukrez bereits eine ganz deutliche Vorstellung:

— — — — — — „Hand, Nägel und Zähne
„Waren die ältesten Waffen; dazu noch Steine und Prügel,
„Die man vom Baume sich schnitt, und schließlich dann Feuer und Flamme,
„Als man sie endlich erkannt. Erst später im Laufe der Zeiten
„Ward auch die Stärke des Eisens entdeckt und jene des Erzes.
„Aber des Erzes Gebrauch ist der frühere unter den beiden.

Auch die allmähliche Entstehung der Sprache und ihre Verwandtschaft mit der Tiersprache erkannte Lukrez im wesentlichen ebenso genau wie unsere heutigen, der Entwickelungstheorie huldigenden Sprachgelehrten:

„Was ist schließlich denn auch an der Sache so sehr zu verwundern,
„Wenn sich das Menschengeschlecht, dem ja Stimme und Zunge zu Teil ward,
„Worte verschiedenen Klangs für verschiedene Empfindungen bildet?
„Haben die Tiere nicht auch, die doch stumm sind, wilde und zahme,
„Töne von wechselndem Klang, die scharf von einander sich scheiden,
„Töne für Furcht und Schmerz und zum Ausdruck wachsender Freude?
„Liegen Beweise hierfür uns doch offen und klar vor den Augen!"

Eine der glänzendsten Partien dieses Gesangs bildet der Nachweis von der Entstehung des Götterglaubens aus Furcht und Unwissenheit. Den Glauben selbst aber schildert Lukrez

als einen dem Wohl des Menschengeschlechts im höchsten Grade verderblichen; seine ganze Mannheit lehnt sich dagegen auf.

„Weh' dir, unseliges Menschengeschlecht, das den Göttern dergleichen
„Zuschrieb, ja sie sogar als zürnende Wesen sich dachte!
„Wie viel Jammer erschuf dir dein Wahn, wie schmerzliche Wunden
„Schlug er auch uns, wieviel noch kostet er Thränen den Enkeln!"

Der Schluß dieses Gesanges wird durch eine prächtige Beschreibung des allmählichen Fortschritts der Zivilisation und der Entwickelung von Künsten und Wissenschaften gebildet:

— — „Zuletzt stand siegend die Menschheit
„Auf den erhabenen Höh'n vollendeter Kunst und Erkenntnis."

Wie würde der von dem damaligen Stande der Bildung begeisterte Dichter aufgejauchzt haben, wenn er die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft in unserem Zeitalter hätte erleben können!

Der sechste und letzte Gesang behandelt im Eingang noch einmal die Entstehung des Götterglaubens aus Furcht, Schrecken und Unwissenheit:

„Wer zwar richtig begriff, daß die Götter um nichts sich bekümmern,
„Aber sich wundert, wie alles geschieht, was wir wirklich gescheh'n sehn —
„Wahrlich, der fällt auf's neue zurück in die Täuschung des Glaubens,
„Setzt sich gebietende Herrn und vermeint in unseligem Irrwahn,
„Daß allmächtig sie sei'n."

Daran reiht sich eine für den damaligen Stand des Wissens sehr gelungene Erklärung verschiedener geheimnisvoller Natur-Erscheinungen, namentlich der Gewitter-Vorgänge, aus natürlichen Ursachen. Zeus oder Jupiter als vermeintlicher Schleuderer des Blitzes wird einer vernichtenden Kritik unterworfen und ihm Vorhalt darüber gemacht, daß er keinen Anstand nehme, auf seine eignen Tempel und Altäre zu blitzen — ein Vorhalt, der noch heute bei gewissen, von geistlicher Seite als Strafen des Himmels bezeichneten verheerenden Natur-Schrecknissen wohl angebracht wäre. Wie die Gewitter, so sucht Lukrez

auch den Regen, die Winde, die Erdbeben, die vulkanischen Erscheinungen u. s. w. auf natürliche Weise zu erklären und antizipiert bei den Erdbeben eine Erklärungsweise, welche erst in jüngster Zeit wieder als ganz modern auf das Tapet gebracht worden ist, nämlich diejenige durch Einsturz von Höhlungen im Innern der Erde:

„Dies nun als richtig gesetzt, so wird hier oben die Erde
„Zittern, erschüttert von mächtigem Ruck, wenn im Innern gewalt'ge
„Höhlungen morsch durch die Länge der Zeit, nachgeben und stürzen.
„Ganze Gebirge dann zieh'n sie im Falle nach sich, und wie Wellen
„Pflanzen die Stöße sich fort von dem heftig erschütterten Punkt aus."

Endlich gibt Lukrez auch eine lichtvolle Darlegung der natürlichen Ursachen der Krankheiten, namentlich der Epidemien. Sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Menschen gibt sich kund in einer Schilderung der Bergwerks-Arbeiter, welche erst heute geschrieben sein könnte, und welche mit Rücksicht auf die jüngsten Ereignisse in den deutschen Kohlengebieten besonders bemerkenswert erscheint:

„Sieh' die Gestalten nur an mit den kränklichen, bleichen Gesichtern!
„Wahrlich, sie fördern den Tod mit dem Gold aus der Tiefe des Bergwerks.
„Hörtest und sahest du nie, wie kärglich bemessen das Leben
„Jener Unseligen ist, die ein grausames Schicksal verdammt hat,
„Ihren entkräfteten Leib zur täglichen Frohne zu schleppen?"

Eine höchst anschauliche Schilderung der Leiden und Greuel einer Pest-Epidemie bildet den Schluß dieses Gesanges und des ganzen Gedichtes, welches als Ganzes einen besseren und erhebenderen Abschluß verdient hätte. Man kommt unwillkürlich auf die Vermutung, daß das Gedicht als solches vielleicht unvollendet geblieben sei. Aber trotz dieses Mangels besitzt dasselbe einen hohen philosophischen und moralischen Wert; denn es beweist, daß die bloße Anwendung des gesunden und gebildeten Menschenverstandes schon vor 1900 Jahren hingereicht hat, um die großartigen Resultate der modernen Wissen-

schaft wenigstens in ihren hauptsächlichsten Umrissen voraus-zusehen und auf das Leben anzuwenden. Dieses kann als der beste Beweis für die allgemeine Wahrheit oder Richtigkeit der von Lukrez vertretenen Standpunkte angesehen werden; aber es beweist auch die außerordentliche Schwierigkeit, mit welcher solche Anschauungen, gegenüber den tief eingewurzelten religiösen Vorstellungen, zu kämpfen haben. Führen wir doch selbst heute noch einen harten Kampf gegen so manche derselben Irrtümer, welche bereits Lukrez als solche entlarvt oder hingestellt hat; und die Aussicht auf baldige Beendigung dieser und ähnlicher Kämpfe ist der Unbildung der großen Massen und dem mächtigen Prinzip der Trägheit oder Gewohnheit gegenüber wahrlich keine glänzende. Geister-, Gespenster- und Spukge-schichten sind heutzutage noch geradeso an der Tagesordnung, wie der Glaube, daß gewissen Natur-Ereignissen übernatürliche Einwirkungen oder Absichten zugrunde liegen, ein verbreiteter und freilich allzu oft künstlich genährter ist. Nur eine auf die Resultate der Wissenschaft gebaute Pädagogik oder Volks-Erziehung könnte hier helfen, wozu freilich die so oft gewünschte, aber nicht erreichte Unabhängigkeit der Schule von der Kirche unerläßliche Vorbedingung wäre. Bleiben aber die Dinge so, wie sie sind, so treiben wir mit der Zeit einem erbitterten Kampfe zwischen kirchlichen und weltlichen Ideen und Interessen entgegen — einem Kampfe, welcher in dem von entgegenge-setzten Leidenschaften durchwühlten Belgien bereits seinen ver-hängnisvollen Anfang genommen hat. Sollte sich aber auch Verfasser in dieser Vermutung täuschen, so wird doch der vor-stehende Rückblick auf einen mit seinen Ideen einer weitver-breiteten Geistes-Richtung der Gegenwart so nahe stehenden Denker des Altertums gar manchem Leser unsrer Zeitschrift nicht weniger interessant erschienen sein als die Betrachtung der Andenken, welche uns das Altertum in mächtigen Bauten und bewunderungswürdigen Kunstwerken erhalten hat.

Polemisches.

Meine Philosophie.*)

I.

Wie Herr T. ganz richtig auseinandersetzt, unterscheidet sich meine Philosophie von der Schul- und Systems-philosophie meiner gelehrten Vorgänger hauptsächlich dadurch, daß sie nicht mehr die Stellung einer Wissenschaft **sui generis** oder eigener Art einnehmen, sondern sich zum geistigen Mittel- oder Sammelpunkt der erfahrungsmäßigen Wissenschaften erheben will oder soll. Im strengen Sinne des Wortes genommen, verdient die Philosophie, wie sie bisher betrieben wurde, ebensowenig den Namen einer Wissenschaft, wie die Theologie (mit Ausnahme der historischen Seite beider Disziplinen), da beide sich mit Dingen beschäftigen, welche über unser erfassungsmäßiges Wissen weit hinausgehen und nicht gewußt, sondern nur vermutet, angenommen oder geglaubt werden können. Daher die Philosophie — ganz unähnlich den eigentlichen Wissen-

*) Geschrieben aus Anlaß und zur Berichtigung einer, von Herrn Tarnuzzer in Newyork dem in Milwaukee in Amerika erscheinenden „Freidenker" gelieferten, eingehenden Besprechung der Philosophie des Verfassers.

schaften — von Anbeginn bis heute sich nicht in einem gesetzmäßigen, mehr oder weniger stetigen Gange voranbewegt hat, um nach und nach zu gewissen, feststehenden Resultaten zu kommen, sondern daß sie im Gegenteil fortwährend, ähnlich einem Betrunkenen, zwischen den widersprechendsten Meinungen oder Systemen hin und her geschwankt oder aber, wie in den langen und traurigen Zeiten der Scholastik, der sie beherrschenden Theologie als unwürdige ancilla oder Magd gedient hat. So konnte es beispielsweise auch kommen, daß philosophische Lehrmeinungen, wie sie vor mehr als zweitausend Jahren von den griechischen Kosmophysikern und Atomisten (allerdings in wissenschaftlich höchst roher oder unvollkommener Form) aufgestellt wurden, heute nach so langer Vergessenheit wieder zu Ehren und Ansehen gelangen.

Diese wissenschaftliche Halt- oder Inhaltslosigkeit der Philosophie konnte es denn auch möglich werden lassen, daß sie sich schließlich, nachdem zum wenigsten ihre äußere Abhängigkeit von der Theologie oder den jeweils herrschenden Religionssystemen gefallen war, in jene widerwärtige Wortphilosophie oder jenen „hohlen Wortkram“ verlor, welchen der geniale Schopenhauer so treffend zu geißeln verstanden hat. Den Grund zu dieser Wortphilosophie oder zu jenem inhaltslosen Spiel mit Begriffen und Worten hat bereits der große, angebetete Kant gelegt; und sie hat sich von ihm durch die bekannten Sophisten der Nachkantschen Zeit (Fichte, Schelling, Hegel und ihre Nachfolger) bis in und über die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts fortgesetzt. Der verderbliche Einfluß dieser hohlen Spekulationen auf die Geister in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist bekannt genug, und das Erwachen aus diesem philosophischen Taumel, in welchem sich so manche tüchtige geistige Kraft nutzlos aufzehrte, hätte vielleicht noch lange auf sich warten lassen, wenn nicht die unerwarteten Erfolge der erfahrungsmäßigen Wissenschaften den Geistern plötzlich wieder die richtige Bahn gezeigt hätten, und wenn nicht

der Verfasser dieses Aufsatzes den um jene Zeit (1855) noch äußerst gefährlichen Mut gehabt hätte, diesem ganzen Treiben nicht hinter den Koulissen, sondern coram publico oder vor dem ganzen gebildeten Publikum entgegenzutreten und der philosophischen Jammergestalt die Maske und den ganzen fadenscheinigen Purpur herunterzureißen. Verfasser erinnert sich noch sehr gut, mit welchem geistigen Ingrimm er in seiner Jugend die philosophischen Schriften eines Hegel oder Schelling und ihrer Geistesverwandten, sogar teilweise eines Kant studierte, wie er sie anfangs trotz aller Anstrengung nicht zu verstehen glaubte, wie er sich aber schließlich überzeugen mußte, daß hier überhaupt nichts zu verstehen war, außer für unklare Geister, und daß alle auf derartige Spekulationen verwendete Zeit und Mühe verloren sei. Auf der andern Seite aber gab ihm sein Berufsstudium (Medizin und Naturwissenschaft) hinreichenden Anlaß zu erkennen, wie sehr man der Wahrheit durch geduldiges Beobachten, Experimentieren und Forschen nahe kommen und dabei eine wahre geistige Freude und Befriedigung empfinden könne — kurz, welch' tiefe Weisheit in dem bekannten Goethe'schen Spruch liegt:

— — — „Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Haide
Von einem bösen Geist im Kreis umhergeführt,
Und rings umher liegt fette, grüne Weide."

Dabei aber verließ ihn nicht der heftige Drang nach philosophischer Erkenntnis und er würde auch auf dem Gebiet der eigentlichen Wissenschaft keine geistige Befriedigung gefunden haben, wenn ihm dieselbe nicht die Mittel gewährt hätte, zu einer philosophischen Weltanschauung zu gelangen, welche ihre Basis nicht in Wolkenkuckucksheim, sondern auf dem festen Boden realer Kenntnisse und Prinzipien finden wollte und mußte.

So und auf diese Weise kam denn Verfasser dazu, jene philosophische Richtung einzuschlagen, welche Herr T. als solche

ganz richtig charakterisiert hat. Wenn nun aber derselbe Herr weiter bemerkt, daß man mir in meinem Vaterlande nicht dieselbe philosophische Bedeutung zugestehe, wie in England und Frankreich, und dieses zu billigen scheint, so steht er offenbar noch ganz auf dem Standpunkt der alten Schul- und Systemsphilosophie, welche ihre bisherige Stellung als selbständige Wissenschaft nicht aufzugeben wünscht und nur diejenigen als ebenbürtig in ihre Reihen aufnimmt, welche in ihrem Sinn und Geist weiter arbeiten. Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß man zunächst möglichst unklar und unverständlich schreibe, daß man weiter irgend ein neues System erdenke oder ein altes mit Aufwand möglichster Gelehrsamkeit beschreibe und kommentiere, oder daß man für eine alte, längst dagewesene Idee ein neues Wort, einen neuen, möglichst hochtrabenden Ausdruck erfinde, neuerdings auch, daß man für den alten Kant und seine Erkenntnistheorie oder seine Kritik der reinen Vernunft schwärme und in das allgemeine philosophische Feldgeschrei „Zurück auf Kant" einstimme.

Hätte ich es gemacht, wie Hegel mit seinem „Absoluten", oder wie Schopenhauer mit seinem „Willen", oder wie Hartmann mit seinem „Unbewußten", und hätte irgend ein neues, bisher noch nicht dagewesenes Wort für den guten, alten, lieben Herrgott, der hinter allen diesen thörichten Verkleidungen steckt, aufgebracht und die neue Theorie mit einigem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit verteidigt, so würden wahrscheinlich Herr T. und noch viele andere sehr philosophisch gebildete Leute gefunden haben, daß ich ein epochemachender Philosoph oder mindestens von nicht zu unterschätzender „philosophischer Bedeutung" sei. Ich habe das nicht gethan, weil ich die Wahrheit mehr liebe, als ich Plato und Sokrates liebe, und weil ich die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaube, daß die Philosophie ihre Stellung als oberste aller Wissenschaften nur dann behaupten und ihre erhabene Aufgabe nur dann lösen kann, wenn sie fortan auf alle Spekulationen aus dem reinen

Gedanken heraus verzichtet und sich damit begnügt, das einigende geistige Band zwischen den einzelnen Zweigen des erfahrungsmäßigen Wissens zu bilden, oder wenn sie nach Lassalles vortrefflichem Ausdruck gewissermaßen das Bewußtsein bildet, das die empirischen oder erfahrungsmäßigen Wissenschaften über sich selbst erlangen. Thut sie dieses, so wird sie auch fernerhin Herz und Mitte alles menschlichen Wissens bleiben; sie wird aus ihrer jetzigen vereinsamten und einflußlosen Stellung heraus und wieder in lebendige Wechselwirkung mit dem Volke und dessen geistigen Bedürfnissen treten. Thut sie es nicht, so ist ihr bereits teilweise eingetretenes endliches Schicksal leicht vorauszusehen.

Nun darf ich es getrost dem Urteil der Leser und der ganzen gebildeten Welt überlassen, ob das Aussprechen und Präzisieren eines solchen, die ganze Zukunft der Philosophie bestimmenden Verhältnisses den Anspruch auf „philosophische Bedeutung“ erheben darf, oder ob das Aushecken irgend eines neuen unhaltbaren Systems von größerer Bedeutung ist. Es scheint, daß Franzosen und Engländer oder Amerikaner darin schärfer sehen, als meine eigenen Landsleute, denen die „Hegelei“ mit allen ihren Vor- und Nachläufern doch noch allzusehr in den Knochen steckt. Was haben denn alle philosophischen, noch so fein ausgedachten Systeme von ehedem bis heute genützt? Haben sie uns der Wahrheit auch nur um eines Haares Breite näher gebracht, oder sind wir über die letzten Gründe der Dinge heute nicht gerade so unwissend, wie vor sechstausend Jahren? Hat nicht F. O. Gruppe vollkommen recht, wenn er die Geschichte der Philosophie eine Geschichte des Irrtums mit vereinzelten Lichtblicken nennt?

Sollte meine Meinung Recht behalten, und sollte die Philosophie sich dazu bequemen, ihre bisherige Rolle als selbständige Wissenschaft aufzugeben, dagegen aber die schönere und nutzbringendere Rolle als Vermittlerin der Resultate der Einzelforschung zu übernehmen, so wird sie, wie gesagt, auch

fernerhin Herz und Mitte alles menschlichen Wissens oder die oberste aller Wissenschaften bleiben, und nicht mehr, wie bisher, Gefahr laufen, sich dem Spott und der Verachtung auszusetzen. Hat aber der Verfasser dieses Aufsatzes durch seine Arbeiten Etwas oder Einiges zur Herbeiführung dieses Resultates beigetragen, so hat er wohl mehr philosophisches Verdienst, als dieser oder jener Systemmacher, dessen Name als Stern erster, zweiter oder dritter Größe am philosophischen Himmel glänzt. Daß aber in einer solchen Situation und bei einem solchen geistigen Gährungszustand nicht Alles sofort so klipp und klar zu Tage treten konnte, wie es Herr T. zu verlangen scheint, daß auch hier oder da „Widersprüche, Oberflächlichkeiten oder Trivialitäten" unterlaufen konnten oder mußten, wird jeder billig Denkende begreiflich finden — obgleich Herr T. auch hierin sich ein anderes Urteil hätte bilden können, wenn er sich statt an ältere Auflagen von „Kraft und Stoff" an die neueren oder neueste Ausgabe dieser Schrift hätte halten wollen. Wo wäre der Mann, aus dessen Kopf mit einem Mal und fix und fertig, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, irgend eine epochemachende Leistung, eine rettende geistige That entsprungen wäre? Lehrt nicht die Geschichte der Wissenschaften, daß alle solche Umwandlungen langsam und allmählich reifen und erst nach und nach zur vollen Klarheit und Geltung gelangen? Was übrigens den Vorwurf der Oberflächlichkeit betrifft, so verzichtet Verfasser und mit ihm wohl die Mehrzahl seiner Leser mit Vergnügen auf jene bekannte „philosophische Tiefe", welche nur deshalb tief erscheint, weil sie unklar oder undurchsichtig ist, während klar Gedachtes auch klar durchschaut werden kann.

An der Hand des Vorausgeschickten wird es nun auch dem verehrten Leser leicht werden, zu beurteilen, inwieweit Herr T. das Richtige trifft, wenn er mir das Verdienst „selbständiger Forschung" und den „Anspruch auf Ursprünglichkeit" bestreiten oder doch mindestens denselben in Frage stellen zu

sollen glaubt. Allerdings hat er insofern vollkommen recht, als ich nicht, wie andere Forscher, die Hälfte meines Lebens damit zugebracht habe, Steine oder Pflanzen zu sammeln oder fremde Tiere zu beschreiben oder Sterne zu zählen oder Mückenflügel mikroskopisch zu untersuchen oder Froschschenkel tanzen zu lassen oder mir den Kopf über die grammatikalische Ableitung dieses oder jenes Wortes zu zerbrechen. Dagegen habe ich, getrieben von jenem unwiderstehlichen Bedürfnis philosophischer Naturen nach Einheit, Einfachheit und Zusammenhang, sofort das Ganze der Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaft, in das Auge gefaßt und bin dabei alsbald auf jenen großen Gedanken gekommen, welcher gegenwärtig fast unser ganzes wissenschaftliches und philosophisches Denken beherrscht. Herr T. scheint nun zwar nach seinen Ausführungen anzunehmen, daß dieser Gedanke nicht mein Eigentum sei, sondern daß ich ihn von dem großen Darwin, mit dessen Namen man jetzt die Entwickelungstheorie stets in unlösliche Verbindung zu bringen pflegt, entlehnt hätte. Vielleicht ist es ihm unbekannt geblieben oder hat er übersehen, daß ich den Grundgedanken der organischen Entwickelungstheorie bereits in der ersten Auflage meiner Schrift „Kraft und Stoff" — also fünf Jahre vor dem Erscheinen von Darwins epochemachender Schrift — mit aller für jene Zeit nur möglichen Bestimmtheit und Deutlichkeit ausgesprochen habe. Allerdings verfügte ich damals nicht über das großartige wissenschaftliche Material, welches einem Darwin zu Gebote stand und welches ihn befähigte, sich gleichzeitig in so genialer Weise über die Ursachen der Umwandlung auszusprechen, und mußte mich daher begnügen, meine Meinung durch den bloßen Hinweis auf den dreifachen Parallelismus der Paläontologie, der vergleichenden Anatomie und der tierischen Entwickelungsgeschichte zu stützen; aber in der Sache selbst war ich mir ebenso klar, wie Darwin und seine Vorgänger, unter denen bekanntlich dem Franzosen Lamarck die Palme der Priorität gebührt. Jetzt

freilich, wo der Name Darwin gewissermaßen zum Schiboleth für die ganze, hier in Rede stehende Geistesarbeit geworden ist, werden solche Dinge gar zu gern und leicht vergessen, und wird Darwin als Derjenige angesehen, der, wie Herr T. glaubt, zuerst wieder eine philosophische Richtung in die organischen Naturwissenschaften eingeführt habe, während in Wirklichkeit die Richtung als solche lange vor ihm da war und er nur das freilich unsterbliche Verdienst hat, den oder die Schlüssel des großen Rätsels (vielleicht auch nur einige derselben) gefunden zu haben. Daß aber Verfasser die von Darwin gelieferten Nachweise im Interesse seiner eigenen Theorie und Richtung im höchsten Grade willkommen hieß und heißen mußte, und daß er sich in spätern Schriften bestrebte, dieselben nach Kräften für sich und seine Anschauungen nutzbar zu machen, ist wohl selbstverständlich; nur muß man sich dadurch nicht zu dem falschen Glauben verleiten lassen, als ob derselbe ein bloßer Nachbeter und Nachtreter von Darwin sei. Wir Deutschen namentlich haben von jeher die leidige Gewohnheit, alles Fremde höher zu schätzen, wie das Eigne, und mit neidischen Augen auf dasjenige zu blicken, was sich auch nur um eines Kopfes Länge über die große und allgemeine Mittelmäßigkeit emporhebt. Herunter mit ihm! so heißt es da von allen Seiten, während sich das deutsche Volk freuen sollte, wenn es imstande ist, aus seiner Mitte heraus Männer zu erzeugen, welche dem deutschen Namen auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus Ehre und Ansehen verschaffen. Erst wenn solche Männer tot oder totgeärgert sind und niemanden mehr im Wege stehen können, fängt man an zu begreifen, was man an ihnen hatte, und erweist ihrem Andenken Ehren, die dieselben bei Lebzeiten besser hätten gebrauchen können.

Und sprich mit Engelszungen,
Sie werden dich nicht versteh'n.
Doch wenn du ausgerungen,
Dann werden sie dich erhöh'n!

II.

Die Fortsetzung des Artikels des Herrn T. über mich und meine Schriften hat mich darüber belehrt, daß der Herr Verfasser seine Urteile über meine philosophische Richtung und mein allenfallsiges philosophisches Verdienst weniger aus eigenem Studium meiner Schriften, als vielmehr aus Prof. F. A. Langes bekannter „Geschichte des Materialismus“ schöpft. Was Herrn Lange betrifft, so kann ich mich über die Behandlung, welche er mir in seiner verdienstvollen Schrift in ausführlichster Weise zu teil hat werden lassen, eigentlich nicht beklagen; sie weicht weit von der gehässigen und ungerechten Art und Weise ab, mit welcher die Mehrzahl meiner philosophischen und theologischen Kritiker über mich abzuurteilen pflegt. Auch will ich ihm nicht übel nehmen, daß er von seinem philosophischen Standpunkte oder dem des Neokantianismus aus meiner Philosophie als solcher nicht gerecht werden konnte; es war dieses eine Unmöglichkeit. Er hat auch kein Recht, mir Widersprüche oder willkürliche Verwirrung der Begriffe vorzuwerfen, da er in diesem Punkte sich selbst Verstöße hat zu Schulden kommen lassen, welche die meinigen (wenn sie vorhanden sind) tief in den Schatten stellen. Wer sich darüber genauer zu unterrichten wünscht, hat es sehr bequem, wenn er meinen Artikel „Kant und F. A. Lange“ in dem zweiten Bande meiner gesammelten Aufsätze „Aus Natur und Wissenschaft“ (Leipzig 1884) zur Hand nimmt. In diesem Aufsatz habe ich mich mit dem Verfasser der Geschichte des Materialismus eingehend auseinandergesetzt und ihm nachgewiesen, daß er sich selbst über die philosophische Richtung oder Denkweise, welche er unter dem Namen des „Materialismus“ zu bekämpfen sucht, durchaus unklar ist und sich fortwährend in den klaffendsten Widersprüchen bewegt; daß er im Grunde selbst materialistisch denkt und dennoch im Widerspruch damit dem subjektiven Idealismus eines Berkeley und Kant anhängt.

Auch bereits in meiner Schrift über den Menschen habe ich auf Seite CXXXII u. flg. (3. Aufl.) der Anmerkungen die Lange'sche Theorie von der Subjektivität unserer Erkenntnis und die daraus gezogenen Konsequenzen des zur philosophischen Modesache gewordenen erkenntnistheoretischen Skeptizismus zu widerlegen unternommen.

Was übrigens weit mehr als dieses die Lange'schen Ausführungen für die Beurteilung meiner Schriften in der Gegenwart mehr oder weniger unbrauchbar macht, das ist der Umstand, daß Lange *vor mehr als fünfzehn Jahren geschrieben hat* und durch seinen frühzeitigen Tod verhindert worden ist, seiner Schrift die nötige Ergänzung oder Weiterbildung angedeihen zu lassen. Wie jeder Denker oder Schriftsteller habe auch ich mich in dieser langen Zeit weiterentwickelt; und wer über mich und meine Schriften urteilen oder das Publikum belehren will, sollte sich doch nicht an den Büchner der fünfziger oder sechziger Jahre, sondern an denjenigen der siebziger und achtziger halten. Irrtum ist menschlich, und wer nicht irrt, der strebt und denkt auch nicht. Wenn ich also früher in diesem oder jenem Punkte geirrt haben sollte, so sollte das eher zu meinen Gunsten als zu meinen Ungunsten sprechen, namentlich wenn man bedenkt, daß die positiven oder erfahrungsmäßigen Wissenschaften, auf deren Resultate ich ja allein meine Philosophie aufzubauen suche, seitdem enorme Fortschritte gemacht und zum Teil förmliche Umwandlungen erlitten haben. Demnach mußten sich auch meine allgemeinen Gesichtspunkte zum Teil ändern oder weiterbilden.

Ganz im Unrecht befindet sich Herr T., wie mir scheint, mit seiner Polemik gegen meine Forderung der Klarheit und Verständlichkeit philosophischer Ausführungen. Hätte er meinen von ihm selbst angeführten Satz: „Es liegt in der Natur der Philosophie, daß sie geistiges Gemeingut sei“ besser vor Augen gehabt, so würde er die letztere nicht auf *eine* Linie mit Mohr's Abhandlung über die Silikatgesteine oder Nägeli's Aufsatz über

Kräfte und Gestaltungen im molekularen Gebiet oder Laplace's Versuch über die mathematischen Wahrscheinlichkeiten gestellt haben. Daß das Gebiet der engeren und Fachwissenschaft ein esoterisches ist und nur von Eingeweihten voll begriffen werden kann, das wird Herrn T. wohl niemand bestreiten. Aber zu welchem Zwecke sollte wohl eine Philosophie da sein, von welcher man das nämliche sagen müßte? Mögen auch die Methode und Mittel, durch welche die Philosophie zu ihren Resultaten gelangt, nicht überall dem Laienverstand zugänglich sein, so müssen es doch ihre allgemeinen Resultate sein. Ist das letztere nicht der Fall, so bleibt sie eine Wissenschaft für sehr Wenige und außer jeder fruchtbringenden Berührung mit der Menschheit als solcher und muß sich gefallen lassen, daß man hinter dem geheimnisvollen Schleier, mit dem sie sich umhüllt, das blanke Nichts vermutet. Dieses Nichts mit glänzenden Worten und klingenden, aber inhaltslosen Phrasen zu verdecken, ist ja bekanntlich die einzige Kunst so vieler hochangesehener Philosophen gewesen und ist es teilweise noch. Da aber Herr T. in diesem Punkte mit mir übereinstimmt, so kann ich meine Erwiderung auf seinen zweiten Artikel hiermit schließen.

III.

Ganz ungerecht ist der von Lange-Tarnuzzer erhobene Vorwurf, daß ich das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zu spät kennen gelernt und erst in der fünften Auflage von „Kraft und Stoff" Gebrauch davon gemacht habe, während R. Mayer dasselbe schon im Jahre 1846 und F. Mohr schon im Jahre 1837 klar ausgesprochen hätten. Hätte Herr T. einen Blick in meine Schrift „Licht und Leben" (Seite 119 und folgende) geworfen, so hätte er sich leicht überzeugen können, daß die allgemeine Idee dieses Gesetzes noch viel älter, als Mayer und Mohr, ist, daß sich dasselbe aber Bürgerrecht in der Wissenschaft erst um die Zeit erworben hatte, in welcher

die fünfte Auflage von „Kraft und Stoff“ erschien (1858). Die Arbeit von Mohr war bekanntlich ganz verloren oder spurlos vorüber gegangen und von dem Autor selbst vergessen worden, bis sie erst im Jahre 1868 bei Gelegenheit der Dresdener Naturforscherversammlung wieder an das Tageslicht gezogen wurde, während Mayer's 1842 erschienener Aufsatz von den Gelehrten für „hirnverbranntes Zeug“ erklärt wurde und ihm selbst die Bezeichnung eines „Narren“ eintrug. Diese Nichtanerkennung seiner gewaltigen Leistung brachte ihn bekanntlich 1852 und 1853 wirklich in eine Irrenanstalt, und erst ungefähr zehn Jahre später fand er die verdiente Anerkennung. Was Mohr betrifft, so war er durch das Erscheinen meiner Schrift „Kraft und Stoff“ mein inniger und geistesverwandter persönlicher Freund geworden und hat mir selbst die Anregung und zum teil auch das Material zur Abfassung des Kapitels über die „Unsterblichkeit der Kraft“ gegeben, aber — wohlgemerkt — erst nachdem das Prinzip als solches durch die Arbeiten von Tyndall, Grove, Thomson, Helmholtz, Clausius, Hirn, Secchi u. s. w. in Verbindung mit den früheren Arbeiten von Joule eine festere Begründung und Ausweitung erfahren hatte. Aber auch selbst damals fand es noch genug und lebhaften Widerspruch in der gelehrten Welt.

Wie hätte nun eine Philosophie, wie die meinige, welche den Anspruch machte, sich auf Wissenschaft und Empirie zu stützen, es wagen dürfen, ein solches unbestrittenes und noch lange nicht vollständig bewiesenes Prinzip unter ihre Fundamente aufzunehmen? Selbst als dieses später geschah, war es immer noch ein Wagnis, welches freilich vollständig glückte. Mit vollem Rechte durfte ich daher im Jahre 1873 in meiner Selbstkritik unter anderen auch auf diese nachträgliche und hochwichtige Bestätigung meiner philosophischen Gesichtspunkte durch die inzwischen gemachten Fortschritte der Wissenschaft hinweisen; und es wird Herrn T. nach dieser Aufklärung wohl nicht mehr so schwer, wie bisher, fallen, zu verstehen, wie ich

dazu gekommen bin, dieses Verhältnis in meiner Selbstkritik hervorzuheben. Auch der Anwendung des Prinzips der Erhaltung der Kraft auf die Vorgänge im Gehirn oder auf das Verhältnis von Gehirn und Seele bin ich in den späteren Auflagen meiner Schrift, welche Herr T. nicht zu kennen scheint, da er mir einen Vorwurf aus dieser angeblichen Unterlassung macht, vollständig gerecht geworden.

Wenn mir Herr T. Mangel an Zurückhaltung und an der Tugend weisen Abwartens vorwerfen zu müssen glaubt, so vergißt er gänzlich, daß jeder philosophisch Denkende genötigt ist, die vielen und unvermeidlichen Mängel und Lücken unseres Erkennens und Wissens durch Hypothesen oder gewissermaßen durch Gedankenbrücken auszufüllen, und daß ohne dieses ein Voranschreiten unserer allgemeinen Erkenntnis oder gar unserer philosophischen Weltanschauung gar nicht möglich sein würde. Hätte ich so lange warten wollen, bis die Wissenschaft alle jene Lücken ausgefüllt haben würde, so würde „Kraft und Stoff" nie erschienen sein, und würde, wollten es die Epigonen ebenso machen, überhaupt niemals erscheinen. Denn mit den Fortschritten der Wissenschaft ist es wie mit den Köpfen der Hydra. Aus jedem abgeschlagenen Kopfe des Irrtums oder der Unwissenheit wachsen zwei neue hervor, und wir würden niemals zu allgemeinen philosophischen Schlüssen gelangen können, wollten wir das unmögliche Ereignis abwarten, daß die Hydra keine Köpfe mehr hätte. Also muß sich Jeder, der Anspruch auf den Namen eines empirischen Philosophen macht, mit dem vorhandenen wissenschaftlichen Material helfen oder behelfen, so gut er kann; und „weises Abwarten" heißt eigentlich in diesem Falle nichts anderes als ewiges Stillschweigen. Hätte ich diese Maxime zu der meinigen gemacht, so würde Herr T. wohl nie in den Fall gekommen sein, über mich und meine Philosophie zu schreiben.

Ob ich durch meine Arbeiten etwas dazu beigetragen habe, der ganzen materialistischen und mechanischen Auffassung,

welche gegenwärtig die gesamten Naturwissenschaften im Gegensatze zu der ehemals herrschenden Naturphilosophie durchweht, die Wege zu ebnen, will ich hier nicht näher untersuchen; doch wird es mir erlaubt sein, zu vermuten, daß eine spätere Geschichtschreibung dieser Wissenschaften dieses Verdienst nicht vollständig unerwähnt lassen werde.

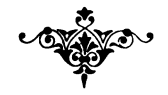
Der Vorwurf, daß ich mich mit den Arbeiten des genialen Neptunisten Fr. Mohr nicht genügend bekannt gemacht habe, ist ganz unzutreffend. Mohr war, wie bereits erwähnt, mein intimer persönlicher Freund und machte mich mit allen seinen Arbeiten bekannt — so bekannt, daß die Familie mir nach seinem Tode die Herausgabe seines wissenschaftlichen Nachlasses anvertraute. Leider konnte ich, da sich kein Verleger dafür gewinnen ließ, diesem Auftrag nicht gerecht werden. Dagegen hat mich Mohr während seines Lebens mehrmals dringend aufgefordert, mein Kapitel über die Schöpfungsperioden der Erde in „Kraft und Stoff“ nach Maßgabe seiner geologischen Ansichten umzugestalten. Ich konnte trotz meiner persönlichen Beziehungen zu ihm diesem Verlangen nicht nachgeben, da Mohr mit seiner ganzen Richtung einen exzeptionellen Standpunkt in der Wissenschaft einnahm und fortwährend einnimmt und ich mich durch Gewährung seines Wunsches in eine ganz verkehrte Stellung gebracht haben würde. Da ich mich nicht selbst zu den eigentlichen Naturforschern zähle, so muß ich darauf verzichten, von der Regel abweichende Ansichten oder Meinungen einzelner Forscher zur Grundlage meiner Betrachtungen zu wählen, und kann dazu nur solche Auslegungen und Forschungen verwenden, welche zur Zeit die maßgebenden in der Wissenschaft sind — einerlei, ob sich dieselben im Laufe der Zeit als wahr, falsch oder halbwahr herausstellen werden. Uebrigens würde es für die Sache selbst ziemlich einerlei sein oder gewesen sein, ob ich die rein neptunistischen oder die aus Neptunismus und Plutonismus gemischten Anschauungen der herrschenden Geologie als Ausgangspunkt meiner Schlußfolgerungen gewählt haben würde.

Was den von Herrn T. in dem Schlußteil seines sonst so viel Anerkennendes enthaltenden Aufsatzes nochmals wiederholten Vorwurf der Oberflächlichkeit betrifft, so hat mich das sehr lebhaft an das schöne Wort Tyndall's erinnert: „Menschen, die weder der höchsten noch der niedrigsten geistigen Sphäre angehören, läßt oft vollkommene Klarheit auf Mangel an Tiefe schließen. Sie finden Trost und Erbauung in einer abstrakten und gelehrten Phraseologie.“ Dieser gelehrten und abstrakten Phraseologie hätte ich mich, wenn ich gewollt hätte, eben so gut wie andere bedienen können. Da ich aber von vornherein die Absicht hatte, nicht für Gelehrte, sondern für das Volk oder für das ganze gebildete Publikum zu schreiben, so mußte ich alles Unverständliche oder Schwerverständliche, alle Detail- oder Spezial-Untersuchungen beiseite lassen und meinen Blick nur auf das große Ganze oder auf den allgemeinen Zusammenhang richten. Wenn dabei hin und wieder Unvollkommenes oder Unvollendetes, nicht tief genug in die Materie selbst Eindingendes vorgekommen sein mag, so möge man nicht vergessen, daß es bei dem gegenwärtigen riesigen Umfang der empirischen Wissenschaften eine Unmöglichkeit für den Einzelnen ist, alle diese Wissenschaften in vollem Umfang zu beherrschen. Habe ich doch mit Rücksicht auf diesen Umstand bereits in der Vorrede zur ersten Auflage von „Kraft und Stoff“ für nötig gehalten, eine milde Beurteilung von Seiten der Fachgenossen für meine Schrift in Anspruch zu nehmen!

Daß ich die Astronomie übersehen hätte, wie Herr T. meint, kann doch wohl niemand behaupten, der die auf diese Wissenschaft bezüglichen Kapitel in „Kraft und Stoff“ und meinen großen Aufsatz über die Sonne und ihre Beziehungen zum Leben in meiner Schrift „Licht und Leben“ gelesen hat.

Schließlich noch ein Wort über meine von Herrn T. im Verhältnis zu andern populären Schriftstellern betonte geringere Fruchtbarkeit. Diese Fruchtbarkeit würde eine größere gewesen sein, wenn die Thätigkeit eines Schriftstellers in Deutschland

nicht eine so wenig gewinnbringende wäre — mit Ausnahme beliebter Roman- oder Theaterschriftsteller. Auf allen andern Gebieten ist selbst der bedeutendste schriftstellerische Erfolg nicht oder kaum imstande, geistige Arbeit so zu belohnen, daß sie andere, nutzbringende Arbeit entbehrlich machen würde. So war auch ich fortwährend genötigt, den besten und wertvollsten Teil meiner Zeit anderer Beschäftigung zuzuwenden, und bin es noch. Zur Zeit liegt noch eine große Menge litterarischer Aufgaben vor mir, die ich behufs Abänderung und Ergänzung meiner ganzen Richtung vor meinem Ableben bewältigen möchte und müßte. Das Material zu diesen Arbeiten ist größtenteils gesammelt, und die Entwürfe sind festgestellt. Aber aller Voraussicht nach wird nur ein verhältnismäßig kleiner Teil dieser Arbeiten zur wirklichen Ausführung kommen können. Dieses zur Aufklärung und zur Entschuldigung denjenigen meiner zahlreichen Leser und geistigen Anhänger gegenüber, welche vergeblich darauf warten, daß diese oder jene von mir angekündigte oder in Aussicht gestellte Arbeit oder Schrift das Licht der Welt erblicken werde!





Wider den Materialismus.*)

In seiner vortrefflichen Geschichte der Philosophie sagt der Engländer Lewes: „Wenn die Menschen erschreckt sind, so übertreiben sie und verdrehen, was sie sehen, aus Furcht." Dieses treffliche Wort läßt sich auf niemand besser anwenden, als auf die zahllosen Gegner der materialistischen Philosophie, welche ohne Ausnahme aus dem gefürchteten „Materialismus" ein Schreck- oder Zerrbild der eignen Phantasie machen, welches sie mit allerhand Flicken und Lappen eigner Erfindung aufputzen und alsdann auf dieses selbstgefertigte Schreckbild so lange losschlagen, bis kein Fetzchen mehr davon übrig bleibt — wonach sie denn triumphierend verkünden, sie hätten den Materialismus (der aber inzwischen munter weiter lebt) wissenschaftlich „vernichtet" oder tot gemacht. Aehnlich ergeht es auch dem „entschiedensten Freidenker", dem Dänen Harald Höffding, der sich nach der Meinung des Herrn Berichterstatters „mit einer klassischen Schärfe und Klarheit" über das Verhältnis von Körper und Seele verbreitet hat. Nur

*) Geschrieben als Entgegnung auf einen im Organ des Deutschen Freidenkerbundes („Menschentum", 1889, Nr. 46) erschienenen Artikel von Dr. Karl Engel: „Harald Höffding wider den Materialismus." Des Letzteren Schriften in deutscher Uebertragung sind, soweit dem Verfasser bekannt: „Psychologie", Leipzig, 1887 — „Ethik", Leipzig, 1888 — „Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit", Leipzig, 1889.

Schade, daß ihm trotz dieser Schärfe und Klarheit jenes Verhältnis ebenso unklar geblieben ist, wie so vielen hunderten seiner berühmtesten philosophischen Vorgänger, und wie es vielleicht oder wahrscheinlich immer bleiben wird. Seine Identitäts-Hypothese ist um kein Haarbreit besser, als tausende ähnlicher Hypothesen, und ist obendrein nicht einmal recht einzusehen, worin sich dieselbe wesentlich von der von ihm bekämpften oder verworfenen monistisch-materialistischen Hypothese unterscheidet. Seine Lösung, „die körperliche Wechselwirkung zwischen den Elementen, aus welchen Hirn und Nervensystem bestehen, als eine äußere Form der inneren ideellen Einheit des Bewußtseins aufzufassen," ist eine Phrase, bei der er sich vielleicht etwas gedacht haben mag, bei der sich aber andere Leute, welche nicht so erleuchteten Geistes sind, wie Herr Höffding, gar nichts zu denken vermögen. Daß die angebliche „Einheit des Bewußtseins" nur eine alte philosophische, physiologischerseits längst widerlegte Schrulle ist, hätte Herr Höffding aus der Lektüre des Kapitels „Bewußtsein" in den neueren Auflagen meiner Schrift „Kraft und Stoff", sowie aus derjenigen meiner „Physiologischen Bilder" oder auch aus dem Aufsatz über „Doppeltes Bewußtsein" in dem zweiten Bande meiner gesammelten Aufsätze lernen können. Ebenda hätte er sich überzeugen können, daß keine andere geistige Qualität sich so sehr als unmittelbare Folge körperlicher Zustände des Gehirns dokumentiert, als gerade das Bewußtsein. Wenn Herr Höffding behauptet, daß wir Bewußtseinsthätigkeit und Hirnfunktion stets aus ganz verschiedenen Erfahrungsquellen kennen lernen, so hätte er uns nicht verschweigen dürfen, welches denn nach seiner Meinung diese Quellen sind. Wahrscheinlich meint er damit die bekannte „innere Erfahrung" der Idealphilosophen, mittelst deren diese Herren unter falscher Flagge ihren alten metaphysischen Quark in die moderne Erfahrungs- oder Wirklichkeits-Philosophie wieder einzuschmuggeln versuchen. Wir „Materialisten" kennen nur eine einzige Art

von Erfahrung, und diese Erfahrung lehrt uns unzweideutig, daß das Bewußtsein sich in Mensch und Tier erst ganz allmählich auf Grund ganz bestimmter körperlicher Zustände bildet oder entwickelt. Es ist im Grunde nichts anderes als die Gesamtsumme unserer Empfindungen oder eine Aufeinanderhäufung, eine Aneinanderreihung von im Gedächtnis festgelegten Erinnerungsbildern, beruhend auf der bekannten Fähigkeit der organisierten Materie, äußere Eindrücke in ihrem Inneren festzuhalten. Bei den niedersten Organismen so dumpf, daß es nicht von den Elementar-Eigenschaften der organisierten Materie getrennt werden kann, erhebt es sich erst in dem Menschen zu einer Bedeutung, welche eine gesonderte Betrachtung desselben als eines besonderen seelischen oder geistigen Vermögens möglich macht. Weit entfernt, das ganze geistige Wesen zu umfassen, ist es vielmehr nur eine Begleit-Erscheinung desselben, da ja erfahrungsgemäß so viele seelische oder geistige Prozesse ohne Bewußtsein oder mit sehr geminderter Teilnahme desselben vor sich gehen können. Diese Prozesse gehen nicht *durch* das Bewußtsein, sondern nur (mehr oder weniger) im Bewußtsein vor sich, und wir erkennen nicht, wie Herr Höffding meint, *durch* das Bewußtsein, sondern nur mit Hilfe desselben. Wenn daher Herr Höffding dem Beispiel so vieler seiner philosophischen Vorgänger folgt und das Bewußtsein zum Herzen und Mittelpunkt des gesamten geistigen Lebens oder zu jenem metaphysischen Etwas erhebt, durch welches allein Erkenntnis möglich sei, so geht er durchaus in der Irre und wird zum Verteidiger jenes philosophischen Dualismus, welchen er selbst so entschieden perhorresziert. Wenn er gar so weit geht, das Wirkliche (räumliche Bewegung, bewegte Materie) nur als Gegenstand des Bewußtseins anerkennen zu wollen, so verirrt er sich beinahe in jenen tollen Subjektivismus oder Solipsismus, der das Objekt aus dem Subjekt hervortreibt und der bekanntlich in der Geschichte der Philosophie von Zeit zu Zeit eine wenig beneidenswerte Rolle gespielt hat.

Herr Höffding steht, wie es scheint, ohne es zu wissen oder zu wollen, auf einem durchaus spiritualistischen Standpunkt und gerät so mit sich selbst und mit seiner eignen Identitäts-Theorie in unversöhnlichen Widerspruch. Dieser Standpunkt oder diese spiritualistische Voreingenommenheit ist auch die Ursache dafür, daß Herr Höffding in dem bekannten physikalischen Gesetz von der Erhaltung der Kraft ein unübersteigliches Hindernis der materialistisch-monistischen Hypothese erblickt, indem er einen fundamentalen Unterschied oder Gegensatz zwischen physischer und psychischer Energie annimmt. Dieser Gegensatz ist aber nur so lange haltbar, als man die Begriffe von Körper und Geist oder im allgemeineren Sinn von Kraft und Stoff von vornherein in dualistischer Weise auffaßt, während sie im materialistisch-monistischen Sinn in Eins zusammenfallen und vielleicht nur zwei verschiedene Seiten oder Erscheinungsweisen desselben Urgrundes aller Dinge darstellen. Gerade das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist es, welches in der Seelenfrage notwendig zu materialistischen Konsequenzen führt, wie ich in mehreren meiner Schriften und neuerdings wieder in dem fünften meiner Briefe über „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft" (Leipzig, 1889) an der Hand physiologisch-psychologischer Thatsachen und Betrachtungen zur Evidenz nachgewiesen zu haben glaube. Ich glaube dabei gezeigt zu haben, daß psychische Thätigkeit nichts Anderes ist oder sein kann, als die zwischen den Zellen der grauen Hirnrinde geschehende Ausstrahlung einer von äußeren Eindrücken eingeleiteten Bewegung, welche der Substanz der zentralen Nervengebilde ebenso charakteristisch ist, wie die Bewegung oder Zusammenziehung der Muskelsubstanz oder wie die Empfindung der Thätigkeit der Nerven oder wie die Bewegung des Lichtes dem Lichtäther oder wie die Erscheinungen des Magnetismus dem Magneten. Auch befinde ich mich bei Führung dieses Nachweises in Uebereinstimmung nicht bloß mit einigen oder vielleicht der Mehrzahl der bedeutendsten

Naturforscher der Gegenwart, sondern auch mit so angesehenen psychologischen Philosophen, wie z. B. Wundt oder H. Spencer. Der letztere, dessen Autorität Herr Höffding wohl nicht anzuzweifeln versucht sein wird, sagt wörtlich: „Daß die geistigen Kräfte als unter dasselbe Gesetz von der Umbildung und Gleichwertigkeit der Kräfte fallend zu denken sind, daß die geistigen Kräfte das Aequivalent physischer Kräfte sind, aus ihnen hervorgehen und sie wiederum erzeugen, ist durch die Wissenschaft längst dargethan. Wie die physischen Kräfte in geistige übergehen, wie eine Kraft, die als Bewegung, Wärme oder Licht existiert, Gegenstand des Bewußtseins werden kann, ist unerklärbar, aber nicht unerklärbarer, als der Uebergang physischer Kräfte in einander, ja als die Natur von Geist und Stoff selber.“

Um indessen nicht bloß einen Philosophen, sondern auch einen Physiologen zu zitieren, so sagt Prof. A. Herzen, gestützt auf zahlreiche psychophysiologische Versuche: „— — zwingt uns zu der Annahme, daß nicht nur in der Physik, sondern auch in der Physiologie und in der Psychologie die geleistete Arbeit immer gleich ist der verwendeten Kraft, und daß auch die psychische Thätigkeit den allgemeinen und unveränderlichen Gesetzen der Bewegung unterworfen ist. Jeder psychische Akt besteht in einer eigentümlichen Form der Bewegung.“ (Grundlinien einer allgemeinen Psychophysiologie, Leipzig 1889.)

Herrn Höffdings Irrtum rührt daher, daß er einen ganz falschen Begriff von dem Wort „Funktion“ mitbringt und behauptet, daß dasselbe immer etwas räumlich Anschauliches voraussetze. Funktion ist Wirkung oder Verrichtung, welche als solche nicht gesehen, gehört oder gefühlt, sondern nur vorgestellt werden kann.

So sind auch die Gedanken nicht körperliche Absonderungen des Gehirns, mit welchem falschen Vergleich Cabanis und Vogt viele Verwirrung in die Seelenfrage gebracht haben,

sondern Wirkungen, Verrichtungen, Thätigkeitsäußerungen desselben, (welche als solche ideell vorstellbar sind), nicht aber die unter das Gesetz von der Erhaltung der Kraft fallende physikalische Thätigkeit selbst.

Wenn Herr Höffding mit Spinoza annimmt, daß Gedanken nur durch Gedanken erklärbar seien, so ist dieses eine reine Tautologie, welche absolut gar nichts erklärt. „Bewegte Materie“ dagegen, von welcher Herr Höffding so geringschätzig spricht, erklärt Alles, wenn auch nicht im Einzelnen, doch im Großen und Ganzen. „Gebt mir Material und Bewegung,“ rief schon Cartesius, „und ich werde Euch das Universum daraus zimmern.“ Wozu daneben noch eine besondere geistige Kraft oder Thätigkeit annehmen, welche auf eine völlig unbegreifliche und unmögliche Weise mit der Materie in eine solche Verbindung tritt, daß Eines von dem Andern abhängig wird?

Uebrigens will ich, ehe ich schließe, Herrn Höffding darauf aufmerksam machen, daß er den antiken oder klassischen Materialisten sehr Unrecht thut, wenn er annimmt, daß sie sich nicht mit der von ihm berührten erkenntnistheoretischen Frage eingehend oder gründlich beschäftigt hätten. Die „tiefer eindringende philosophische Reflexion“ war bei ihnen gerade so zu Hause, wie bei unseren heutigen Philosophen. Bereits Aristipp oder Epikur oder die Schule der Stoiker machten einen Unterschied zwischen den sinnlichen Qualitäten der Dinge oder der Empfindung des organischen Tierkörpers und den Dingen selbst, fügten aber hinzu, daß hinter den Dingen der Erscheinungswelt nichts weiter vorhanden und auch nichts zu suchen sei. Auch Lukretius Carus behandelt in seinem berühmten Lehrgedicht das erkenntnis-theoretische Problem sehr ausführlich.

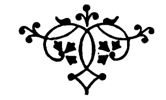
Was schließlich das Resumé aus dem Gesagten anlangt, so wird Herr Höffding als Freidenker wohl zugeben müssen, daß es sich nach allem nicht um Worte, sondern um die

Sache handelt. Ob wir die untrennbare Verbindung oder Einheit von Geist und Materie mit dem von Herrn Höffding vorgeschlagenen Worte „Identität“ oder mit den gebräuchlicheren Bezeichnungen „Monismus“ oder „Materialismus“ oder wie wir sonst wollen, benennen, ist für die Sache selbst ganz einerlei. Mit allen den zahllosen „Ismen“ oder Systemen, welche sich auf dem Gebiet der Philosophie breit machen, ist für die Hauptsache oder für die Aufsuchung der Wahrheit gar nichts gewonnen. Nur diese letztere kann für den wahren Denker den einzigen Leitstern seiner Anstrengungen oder Untersuchungen bilden; und wenn wir Freidenker uns erlauben, vor das Wort „Denker“ das Wort „Frei“ zu setzen, so soll damit gesagt sein, daß wir uns bei unserem Denken frei fühlen von allen Systemen oder von bisher gehegten Vorurteilen, und daß wir nur auf die Stimme der Wahrheit achten.

Will sich also Herr Höffding dauernd zu den Freidenkern rechnen, so können wir ihm nur raten, seine (ihm vielleicht selbst unbewußten) spiritualistischen Neigungen oder Vorurteile fahren zu lassen und mit seiner Identitäts-Hypothese nicht mehr erklären zu wollen, als zu erklären ist. Nur wer es wagt, sich auf den reinen und festen Boden der Wissenschaft und Erfahrung zu stellen, sollte auf den Namen „Freidenker“ Anspruch machen.

Was endlich und zuletzt die „wildflatternden Inkonsequenzen“ anbetrifft, welche mir Herr Höffding zum Vorwurf macht, so muß derselbe von meinen Schriften eine nur sehr ungenügende oder oberflächliche Kenntnis genommen haben. Wahrscheinlich hat derselbe nur eine der älteren Auflagen von „Kraft und Stoff“ und nichts weiter zu Gesicht bekommen. Als Entgegnung darauf kann ich ihm leider meinerseits den Vorwurf nicht ersparen, daß es mir, soweit ich nach den kurzen, vorstehend mitgeteilten Proben seiner Philosophie urteilen darf, scheinen will, als habe derselbe an der Hand einer nicht ge-

nügenden philosophischen und wissenschaftlichen Vorbildung sich an die Lösung von Fragen und Aufgaben gewagt, denen er entweder gar nicht oder nur teilweise gewachsen ist. Will Herr Höffding sich die Mühe nehmen, mich genauer kennen zu lernen und das, was ich hier nur sehr, sehr aphoristisch vorbringen konnte, im Einzelnen zu studieren, so dürfte er vielleicht zu etwas veränderten Anschauungen und der Bezeichnung als „Freidenker" näher kommen, als dieses bis jetzt der Fall zu sein scheint.





Ein Brief.*)

Wieder habe ich einige Monate verstreichen lassen, welche zwischen meinem letzten Brief und dem heutigen liegen. Die Unterbrechung war veranlaßt teils durch eine Erholungsreise in die Schweiz, teils durch die dringende Arbeit an der Vorbereitung der fünften Auflage meiner bekannten Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie und deren philosophische Bedeutung oder Tragweite. Auf diesem Felde ist inzwischen so Vieles und Bedeutendes gearbeitet und geleistet worden, daß eine neue Auflage beinahe ein neues Buch werden muß. Es gibt kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens, auf welches der Sieg der Darwin'schen Theorie oder besser der Descendenz-Theorie nicht seinen tiefgreifenden Einfluß äußert oder bereits geäußert hat; und Niemand, der heutzutage Anspruch auf den Namen eines Gebildeten macht, darf oder sollte es versäumen, sich wenigstens mit den Hauptumrissen dieser epochemachenden Lehre bekannt zu machen. Ihr Sieg über die entgegenstehenden Meinungen ist trotz mancherlei Mängel und Irrtümer im Großen und Ganzen so gut wie entschieden, trotz einzelner Querköpfe, welche kein Ende mit allerlei Anständen und Nörgeleien finden können.

---

*) Obiger Brief bildet den zweiundzwanzigsten einer Reihe von Briefen, welche der Verfasser unter dem Titel „Aus Deutschland" über die Zustände und Vorkommnisse im neuen Deutschen Reich in dem in Milwaukee (Amerika) erscheinenden „Freidenker" seit mehreren Jahren veröffentlicht hat, und welche noch fortgesetzt werden.

Zu dieser Klasse Gelehrten muß leider auch der sonst so hochverdiente Virchow gerechnet werden, welcher keinen anthropologischen Kongreß vorübergehen läßt, ohne zum höchsten Entzücken aller Rückwärtser und Dunkelmänner seiner inneren und im Grunde unerklärlichen Abneigung gegen die neue Lehre Ausdruck zu geben. Seine stets wiederholte Versicherung, daß das verbindende Mittelglied zwischen Mensch und Affe noch nicht gefunden sei, mag ja an sich richtig sein, obgleich die noch vorhandene Lücke durch neuere Funde und Forschungen täglich mehr zusammenrückt, und obgleich diese letzteren in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung von Virchow und seinen blinden Nachbetern sehr unterschätzt oder absichtlich ignoriert werden. Aber wenn auch jenes Mittelglied niemals gefunden werden sollte, so weiß jeder Darwinianer ganz genau, warum dieses so ist, und ebenso weiß er, daß und warum das bekannte Fehlen einzelner Zwischenglieder die Theorie selbst nicht umstürzt. Die ergänzende Thätigkeit des Verstandes muß hier eintreten und der nackten Empirie aus der Verlegenheit helfen.

Virchow befindet sich bei dieser Kontroverse ganz in derselben Lage oder verhältnismäßig günstigen Position, welche vor sechzig Jahren der berühmte Cuvier einnahm, als er bei dem am 22. Februar 1830 vor der Pariser Akademie entbrannten wissenschaftlichen Kampfe über die Veränderlichkeit der Art den Standpunkt des reinen Empirikers gegenüber seinem philosophisch denkenden Kollegen Geoffroy St. Hilaire vertrat und dabei einen so vollständigen Sieg davon trug, daß während einer Dauer von dreißig Jahren die naturphilosophische Richtung total zurückgedrängt war. Wie aber steht die Sache heutzutage? Alle Ableugnungen Cuviers bezüglich fossiler Affen und Menschen haben sich inzwischen als hinfällig erwiesen; und der damals geschlagene Geoffroy St. Hilaire hat mit seinen allgemeinen Behauptungen vollständig Recht behalten.

Was aber Herrn Virchow betrifft, dessen verschiedene

Aeußerungen über den Gegenstand fast vermuten lassen, daß er (vielleicht absichtlich) die Darwin'sche Theorie falsch oder mißverstanden habe (man vergleiche deshalb die Anmerkung auf Seite 158 meiner Schrift über den Menschen, 3. Aufl.), so befindet er sich insofern in einer weit weniger günstigen Position, als sein Vorgänger Cuvier, als an einen Sieg der von ihm und wenigen Anhängern vertretenen rein empiristischen Richtung über die Entwickelungstheorie zur Zeit nicht mehr zu denken ist. Diese Theorie ist gegenwärtig so sehr auf allen Punkten der ganzen Kampflinie siegreich, daß ihre Verteidiger mit voller Seelenruhe auf die letzten verzweifelten Anstrengungen ihrer Gegner hinblicken können.

Vortrefflich kennzeichnet der deutsche Darwin, Professor Häckel, diesen Zustand der Dinge mit folgenden, in einem unter dem Datum des 18. August 1889 an mich gerichteten Brief enthaltenen Worten: „Die kläglichen Predigten gegen die Descendenz-Theorie von Virchow, Ranke und Genossen, die noch immer auf den sogenannten anthropologischen Kongressen wiederkehren, halte ich keiner Entgegnung mehr wert, seitdem die Descendenz-Theorie auf der ganzen biologischen Linie siegreich und bereits in den Lehrbüchern allgemein grundlegend geworden ist.“ Uebrigens zeigt die kurzgefaßte Geschichte der materialistischen Philosophie, welche den Schluß meiner erwähnten Schrift bildet, deutlich, daß der philosophische Grundgedanke der Entwickelungstheorie selbst ein uralter, ist und daß seine allgemeine Verbreitung nur durch den Mangel positiver Kenntnisse, sowie durch den mächtigen Widerstand der kirchlichen Weltanschauung verhindert werden konnte. Erst die Fortschritte der Erfahrungs-Wissenschaften und die Befreiung von dem kirchlichen Glaubenszwang konnte ihn zu einer solchen Reife gelangen lassen, daß er sich auch lange vor Darwin auf wissenschaftlichem Boden wieder an die Oeffentlichkeit wagte, wenn auch anfangs verschämt und verspottet genug. Ich selbst habe — worauf ich schon öfter aufmerksam zu machen Anlaß

fand — bereits fünf Jahre vor Darwin jenen Grundgedanken mit aller für jene Zeit nur möglichen Bestimmtheit ausgesprochen, indem ich mich dabei auf den dreifachen Parallelismus der Paläontologie, der vergleichenden Anatomie und der Entwickelungsgeschichte stützte.

Ich erwähne diesen bereits öfter betonten Punkt hier nochmals nur deshalb, weil ich ihn zur Beurteilung der von mir eingenommenen und in diesen Blättern mehrfach besprochenen wissenschaftlichen Stellung für unerläßlich halte. Ich bin Ihnen und Herrn Dodel-Port sehr dankbar für die kräftige Inschutznahme, welche Sie mir und meinen schriftstellerischen Verdiensten in der Dodel-Port-Tarnuzzer'schen Kontroverse haben zuteil werden lassen. Dennoch glaube ich insofern nicht ganz richtig beurteilt worden zu sein, als dabei der Nachdruck fast lediglich auf meine Eigenschaft als Populär-Schriftsteller oder als gern gelesener Verbreiter der von Andern gefundenen wissenschaftlichen Resultate gelegt wurde. Nun gebe ich gern zu, daß das Verdienst eines Autors, welcher es versteht, wissenschaftliche Wahrheiten in einer klaren und allgemeinverständlichen Weise dem nichtgelehrten Publikum vorzutragen und dasselbe reif für deren Aufnahme zu machen, durchaus nicht als gering anzuschlagen ist. Auch verschmähen es heutzutage selbst die größten und angesehensten Gelehrten nicht mehr, auf diese Weise in Wort und Schrift zu dem großen Publikum „herabzusteigen" und sich so zu dem schönen Wort F. A. Pouchets zu bekennen, dem auch ich mich vollständig anschließe: „Wer heutzutage auf den Titel eines Gelehrten Anspruch macht, hat eine doppelte Mission. Mit der einen Hand soll er an dem Fortschritt der Wissenschaft, mit der anderen an ihrer Verallgemeinerung arbeiten."

Ich könnte mir also an diesem bescheidenen Ruhme vollständig genügen lassen, wenn nicht dabei dem wirklichen Sachverhalt Abbruch gethan und ein Punkt von der größten Bedeutung ganz übersehen würde — es ist die Verwertung

jener wissenschaftlichen Resultate im Interesse einer philosophischen Naturbetrachtung und einer Umänderung unserer bisherigen philosophisch-theologischen Weltanschauung auf Grund moderner Naturerkenntnis. Als ich zum erstenmal das Feld der Oeffentlichkeit betrat (1855), stand die Fichte-Schelling-Hegel'sche Philosophie noch in voller Blüte oder beherrschte wenigstens noch in ihren Nachwirkungen fast das ganze philosophische Denken; und es war um jene Zeit kein geringes Wagnis, dieser ganzen Richtung offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Andererseits war es aber auch ein nicht geringeres Wagnis, die in nackter Empirie und gedankenlosem Aufhäufen wissenschaftlichen Materials versunkene und durch die ehemalige Naturphilosophie von allem Philosophieren abgeschreckte Naturwissenschaft wieder auf den Weg philosophischer Betrachtung und Verallgemeinerung zurückzuführen. Ob und wie diese beiden Wagnisse geglückt sind oder ihre Rechtfertigung im Laufe der folgenden Jahrzehnte erhalten haben, wissen Sie, geehrter Herr und Gesinnungsgenosse, ebenso gut, wie ich selbst. Ebensowenig werden Sie in Zweifel darüber sein, wessen Verdienst größer ist, ob Desjenigen, der einen einzelnen Zweig der Wissenschaft bearbeitet und sich darin einen berühmten Namen macht, oder Desjenigen, der mit umfassendem Blick und umfassender Kenntnis (soweit sie einem Einzelnen möglich ist) das Gesamtgebiet der Wissenschaften überblickt und ihre Resultate zu einem einheitlichen Bau des Geistes zusammenträgt oder verwendet. Auch darüber sind Sie wohl nicht im Zweifel, daß es weit leichter ist, einen Mückenflügel mikroskopisch zu untersuchen und zu beschreiben oder ein neues Tier, eine neue Pflanze, einen neuen Muskel, eine neue chemische Verbindung u. s. w. zu entdecken oder ein physikalisches oder chemisches Experiment anzustellen, und was dergleichen Detail-Arbeiten mehr sind, durch welche man sich mit leichter Mühe den Namen eines „großen Gelehrten" erwirbt — als mit philosophischem Sinn und Verständnis aus der Masse auf-

gehäuften Materials große leitende Gesichtspunkte zu entwickeln und sich dabei obendrein den hämischen Angriffen und Verdächtigungen aller Derer auszusetzen, welchen diese Gesichtspunkte störend oder widerwärtig sind. Ich bin weit entfernt, zu leugnen, daß ich bei Aufstellung dieser Gesichtspunkte vielfach geirrt haben mag und vielleicht noch irre. Aber da Irrtum vom Aufsuchen der Wahrheit unzertrennlich ist, so liegt darin kein Vorwurf, der mich treffen könnte. Vielmehr tröste ich mich mit dem herrlichen Worte Rückert's: „Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen, das sind die Weisen. Die beim Irrtum beharren, das sind die Narren."

Uebrigens habe ich mich nicht damit begnügt, den Versuch der Herstellung einer auf moderne Naturkenntnis gebauten Erfahrungs- oder Wirklichkeits-Philosophie zu machen; ich bin noch viel weiter gegangen und habe in der dritten Abteilung meiner Schrift über den Menschen auch der materiellen und geistigen Zukunft des Menschengeschlechts im Sinne jener Philosophie das Horoskop zu stellen versucht. Ich habe auch die geistige Fortschrittsfrage in meiner Broschüre über den Fortschritt in Natur und Geschichte im Lichte der Darwin'schen Theorie eingehend behandelt und habe in meiner kleinen Arbeit über die Macht der Vererbung den Einfluß dieses hochwichtigen Faktors auf die körperliche und geistige Entwickelung der Menschheit klargelegt. Ich habe weiter den Gottesbegriff und seine Bedeutung in der Gegenwart in einer besonderen Arbeit näher erörtert und in meiner Broschüre über religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung den notwendigen Sieg der letzteren über die erstere voraus verkündet. Auch die hochwichtige erkenntnistheoretische Frage, um welche sich gegenwärtig der ganze philosophische Streit zwischen Materialismus und Idealismus oder Spiritualismus dreht, hat durch mich eine eingehende Behandlung erfahren in dem Aufsatz über Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntnis in meiner Schrift „Theorien und Thatsachen aus dem naturwissenschaftlichen

Leben der Gegenwart". Endlich glaube ich durch meine beiden Schriften über Tierpsychologie der alten, den Weg zur Wahrheit versperrenden Instinkt-Theorie entgültig den Garaus gemacht und einer richtigen Erkenntnis des Wesens der Tierseele den Weg geebnet zu haben.

Daß dieses Alles und der unermüdliche Kampf, den ich seit mehr als dreißig Jahren im Sinne des Freidenkertums gegen Aberglauben, Unwissenheit und Verdummung oder gegen moralische und geistige Knechtschaft für die großen Güter der Freiheit und Aufklärung führe, weit, sehr weit über die bloße mir zugeschriebene Rolle eines wissenschaftlichen Popularisators hinausgeht, und daß Diejenigen, welche mit dieser Bezeichnung meine ganze Bedeutung als Schriftsteller erschöpft oder gekennzeichnet zu haben glauben, mir großes Unrecht thun, werden Sie und dürften selbst gerecht Denkende unter meinen erbittertsten Gegnern zugeben müssen. Daß ein solches Streben und Wirken in einer Zeit, welche auf philosophischem und religiösem Gebiet so sehr nach rückwärts strebt, wie die gegenwärtige, nicht die ihm gebührende Anerkennung finden könne und werde, ist freilich in keiner Weise zu verwundern, und habe ich mich in meinem eigenen Innern darüber längst getröstet. Erst eine Zukunft, die ich nicht erleben werde, wird darin das richtige Urteil sprechen. —

Doch genug von mir und meiner Person, die ja doch schließlich in dem großen Kampfe der Menschheit für Wissenschaft und Aufklärung nur die Rolle eines einzelnen Soldaten oder Kämpfers spielt, und damit Schluß meines wider Willen so lang geratenen und notgedrungenen, fast nur als eine Oratio pro domo geschriebenen Briefes!"





Ein Besuch bei Darwin.

Unter den großen wissenschaftlichen Entdeckungen dieses Jahrhunderts sind es zwei, welche durch Glanz und Wichtigkeit alle anderen, an sich noch so bedeutsamen, gewissermaßen überstrahlen. Die eine ist die Entdeckung der Unzerstörbarkeit oder Erhaltung der Kraft durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer im Jahre 1842; die andere ist die Entdeckung der Ursachen, durch welche die Umwandlung und Verwandlung der Lebewelt vermittelt wird, und die Wiederbelebung der in den organischen Naturwissenschaften eine Zeit lang in Vergessenheit geratenen Entwickelungstheorie durch Charles Darwin (1809—1882). Denn nicht diese letztere selbst ist es, welche, wie oft fälschlich angenommen wird, durch Darwin aufgestellt oder erfunden worden ist; sie war lange vor ihm von einer Reihe bedeutender Geister, welche Darwin selbst in der Einleitung zu seiner berühmten Schrift zum Teil aufzählt, namentlich von dem Franzosen Lamarck, dem eigentlichen Vater derselben (1744—1829), klar ausgesprochen worden. Aber die Vorgänge oder Einflüsse, durch welche Lamarck seine

Theorie zu begründen suchte (Uebung, Gewohnheit, Bedürfnis, Lebensweise, Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe oder einzelner Körperteile u. s. w.), waren ebensowenig imstande, der Theorie einen wissenschaftlichen Halt zu verleihen, wie der später (1828) von seinem berühmten Zeitgenossen Geoffroy-St. Hilaire zur Erklärung der Umwandlung geltend gemachte Einfluß der äußeren Lebensumstände — ein Einfluß, den übrigens auch Lamarck durchaus nicht übersehen hatte. Ueberhaupt war Lamarck unter den drei genannten Forschern und vielleicht auch unter allen Vorläufern Darwin's der am meisten philosophisch angelegte Kopf. Denn er begnügte sich nicht, wie Darwin, bloß damit, seine speziell naturphilosophischen Gesichtspunkte an der Hand wissenschaftlicher Thatsachen zu entwickeln, sondern er zog auch noch andere, damit im Zusammenhang stehende, allgemeine Fragen in den Kreis seiner Betrachtung, um sie in echt realistischem oder, wie man sich jetzt auszudrücken liebt, materialistischem Sinne und zum Teil bereits entsprechend dem gegenwärtigen Stande des Wissens zu beantworten. Er war damit seiner Zeit, welche ihn nicht verstand und nicht verstehen konnte, ebensoweit vorausgeeilt wie mit seiner Antizipation der später von dem berühmten englischen Geologen Lyell bewirkten Revolution der Erdgeschichte oder der Verwerfung der zu seiner Zeit noch unbestritten angenommenen Theorie der allgemeinen geologischen Katastrophen und Revolutionen und ihrer Ersetzung durch langsame Umänderung und bloß örtliche Umwälzungen — eine Antizipation oder ein Prioritätsanspruch, welcher später von Lyell selbst voll und unumwunden anerkannt worden ist. In dieser Antizipation der wissenschaftlichen Zukunft darf der Verfasser dieses Aufsatzes vielleicht Anspruch auf einige Aehnlichkeit mit Lamarck insofern erheben, als er schon vier oder fünf Jahre vor Darwin (1855) und zu einer Zeit, wo er sich auf den allgemeinsten Widerspruch von seiten der gelehrten und ungelehrten Welt gefaßt machen mußte, den Mut hatte, den Grundgedanken

der Abstammungs- und Entwickelungslehre mit aller für seine Zeit nur möglichen Bestimmtheit auszusprechen, indem er sich dabei auf den dreifachen Parallelismus der Ergebnisse der Paläontologie, der vergleichenden Anatomie und der Entwickelungsgeschichte berief. Die Entstehung neuer Arten wurde dabei dem herrschenden Supranaturalismus ganz entzogen und als ein natürlicher, durch Abstammung und Umwandlung vermittelter Lebensprozeß hingestellt, während als Hauptursachen dieser Umwandlung teils der Einfluß der wechselnden Zustände der Erdoberfläche, teils eine bald allmähliche, bald mehr sprungweise Veränderung der Keime bezeichnet wurden. Die Unmerklichkeit dieses Vorgangs für das wissenschaftlich nicht geschärfte Auge wurde durch dessen Langsamkeit und Allmählichkeit erklärt, geradeso wie auch am Fixsternhimmel in einem gegebenen Augenblick alles unverbrüchlich fest zu stehen scheint, während doch in Wirklichkeit alles gegen- und auseinanderrückt. So erscheinen uns die Arten, Gattungen, Familien und Klassen des Tier- und Pflanzenreichs auf den ersten Anblick gleich fest umschriebenen Sternbildern, während in der That ein niemals unterbrochener Zug der Metamorphose ebenso wie durch den Himmel, so auch durch die ganze Welt des Lebendigen geht.

So schien dem Verfasser schon damals die Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Entwickelungstheorie und Abstammungslehre für die Erklärung des Anwachsens der organischen Welt aus allgemeinen philosophischen Gründen vollkommen festzustehen, während er sich bezüglich der Ursachen oder veranlassenden Momente eines solchen Vorgangs bei dem damaligen Zustande des Wissens auf allgemeine Andeutungen beschränken und sich mit dem Aussprechen der Hoffnung begnügen mußte, daß spätere Forschungen darüber ein helleres Licht verbreiten würden. Man kann sich daher die freudige Ueberraschung vorstellen, welche Verfasser empfinden mußte, als schon nach so kurzer Frist oder vier bis fünf Jahre später das berühmte Werk des großen englischen Naturforschers über die Entstehung

der Arten erschien und mit einem Schlage die wissenschaftliche Welt gewissermaßen von einem Alpdruck befreite, der bisher als Dogma von der Unveränderlichkeit der Art auf ihr gelegen und jeden Fortschritt gehemmt hatte. Die anfangs große Masse der Gegner verstummte mit der Zeit mehr und mehr und ist zur Zeit derart zurückgedrängt, daß der ausgezeichnete amerikanische Paläontologe Professor Marsh, der durch seine zahlreichen Funde der paläontologischen Begründung der Theorie so großen Vorschub geleistet hat, mit Recht sagen darf: „Jetzt noch an der Entwickelungstheorie zweifeln zu wollen, heißt an der Wissenschaft selbst zweifeln.“ Wohl hat die Darwin'sche Theorie selbst im Laufe der Zeit manche begründete Anfechtungen und Modifikationen erfahren müssen, und man würde sehr irren, wenn man die Begriffe „Darwinismus“ und „Entwickelungstheorie“ als gleichbedeutend ansehen wollte; aber unter allen Umständen gebührt Darwin das Verdienst, zuerst den richtigen Anstoß gegeben und uns auf die rechten Wege der Erklärung oder Erkenntnis geleitet zu haben. Daher denn auch sein Name mit dem großen wissenschaftlichen Fortschritt, der mit dem Siege der Entwickelungstheorie verbunden ist, eng verflochten ist und wohl immer verflochten bleiben wird.

Je weniger nun Verfasser hatte hoffen dürfen, daß sein Hinweis auf eine Bestätigung seiner Theorie durch die künftige Forschung so schnell zur Wahrheit werden sollte, um so freudiger mußte er sich, wie gesagt, überrascht fühlen, als dieses dennoch der Fall war, und um so größer mußte der Antrieb in ihm werden, sich mit allen Einzelheiten der neuen Lehre bekannt zu machen. Eine Frucht dieses Antriebs war eine Reihe öffentlicher Vorlesungen, welche er in den sechziger Jahren in verschiedenen Städten über die Darwin'sche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebewelt hielt und dabei zugleich, was Darwin selbst bis dahin unterlassen hatte, ihre Anwendung auf die hochwichtige Frage von der Ent-

stehung des Menschen und auf die Lehre vom Fortschritt, sowie ihren Zusammenhang mit der materialistischen oder Einheitsphilosophie der Vergangenheit und Gegenwart in den Kreis seiner Betrachtung zog. Diese Verallgemeinerung der epochemachenden Theorie erregte, als im Jahre 1868 die genannten Vorlesungen im Druck erschienen und bei dem lesenden Publikum einen solchen Anklang fanden, daß rasch nacheinander vier große Auflagen nötig wurden, in einem Teile der gelehrten oder gebildeten Welt solchen Unwillen, namentlich durch die auf den Menschen bezüglichen Ausführungen, daß man keinen Anstand nahm, in öffentlichen Blättern von „voreiligen und dilettantenhaften Nachäffern“ des großen Mannes zu sprechen, welche aus dessen Schriften Konsequenzen zu ziehen versuchten, die ihm selbst gänzlich fern lägen und fern gelegen hätten. Diese heimtückische Unterstellung erfuhr freilich sehr bald ein glänzendes Dementi durch das Erscheinen von Darwin's Werk über die Abstammung des Menschen im Jahre 1871, in welchem Werk er alle jene Konsequenzen, welche sowohl der Verfasser, wie auch etwas später Professor Häckel in Jena in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ bezüglich der Menschenentstehung gezogen hatten, nicht bloß unumwunden anerkannte, sondern auch weiter ausführte. Auch eine weitere, in seinen Anfangsschriften vermiedene oder doch als unwesentlich bezeichnete Konsequenz bezüglich der allerersten Entstehung der Organismen-Welt aus einem einzigen Urorganismus hat er später teils ausdrücklich, teils stillschweigend zugegeben und damit seine Uebereinstimmung mit den (namentlich deutschen) Schriftstellern, welche jene Konsequenz gezogen und verteidigt haben, zu erkennen gegeben. Dem entsprechend hat er auch seine Anfangs-Hypothese von einigen wenigen Ur- oder Stammformen, „welchen das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht worden sei,“ in späteren Auflagen fallen gelassen und thut ihrer auch in anderen, späteren Werken keine Erwähnung mehr. Offenbar war sich der große Gelehrte, wie

auch aus dem sogleich mitzuteilenden Gespräch deutlich hervorgehen wird, der großen philosophischen Tragweite seiner Lehre anfangs nicht recht bewußt oder hatte sich dieselbe nicht vollständig klar gemacht.. Erst durch die Schriften seiner Schüler und Anhänger ist er darauf aufmerksam geworden, ohne daß er doch im Grunde etwas Anderes sein wollte als Naturforscher, und er hat vielleicht mehr infolge logischen Zwangs als innerer Ueberzeugung nachgegeben. Er war eben in religiöser Beziehung ein echter Sohn seines Vaterlandes, in welchem es mehr als irgendwo zum guten Ton, ja zur gesellschaftlichen und „sittlichen" Pflicht gehört, in die Kirche zu gehen und entweder in Wahrheit „fromm" zu sein oder doch Frömmigkeit zu heucheln. Wenn auch Darwin selbst keine dieser beiden Möglichkeiten imputiert werden darf, so war er doch jedenfalls in religiösen Anschauungen aufgewachsen und hatte sogar eine Zeit lang, wie aus seiner inzwischen erschienenen Autobiographie hervorgeht, das Anfangsstudium der Medizin, dem er keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte, auf den Wunsch seines Vaters mit dem Studium der Theologie vertauscht. Doch dauerte dieses nicht lange, und es überwältigte, wie er selbst erzählt, seine Liebe zu den Naturwissenschaften von dem Augenblick an, als er an der berühmten Weltumseglung des „Beagle" (1831—1836) teil nahm, alle anderen Neigungen. Zugleich nahm die streng wissenschaftliche Forschung, der er nunmehr sein Leben gewidmet hatte, sein Denken so sehr in Anspruch, daß er weder Zeit noch Neigung hatte, sich über religiöse Dinge weiter aufzuklären oder darüber nachzudenken. Er beteiligte sich daher nie an Streitigkeiten über Religion und Kirche und machte es dadurch sogar einzelnen orthodoxen Eiferern möglich, ihn als einen der Ihrigen zu reklamieren. Wie wenig sie indessen dazu hinreichenden Anlaß hatten, wird sogleich aus dem Folgenden klar werden.

Die persönliche Beziehung des Verfassers zu Darwin wurde durch einen kurzen, aus Anlaß seiner erwähnten Schrift

über die Darwin'sche Theorie entstandenen Briefwechsel mit demselben eingeleitet. Darwin hatte die Schrift eingehend studiert und in seinem Buch über die Abstammung des Menschen an mehreren Stellen Bezug auf dieselbe genommen. Im September des Jahres 1881, also nur ein halbes Jahr vor dem Tode des großen Mannes, fand in London unter dem Vorsitze Ch. Bradlaughs der zweite Internationale Freidenker-Kongreß statt, an welchem Verfasser als Delegierter der deutschen Vereine teilnahm. Ich benutzte die Gelegenheit, um durch einen Londoner Freund, Dr. Aveling, bei Darwin telegraphisch anfragen zu lassen, ob er mich empfangen könne oder wolle, und erhielt sofort für uns beide eine telegraphische Einladung zum Lunch für den folgenden Tag. Es war ein herrlicher, warmer Herbsttag, und wir fuhren zu Wagen zwischen lachendem Gelände von der einsamen Eisenbahnstation Orpington in der Grafschaft Kent ungefähr vier englische Meilen bis nach Down bei Beckenham, einem großen Landgut, welches Darwin, der, wie so viele englische Gelehrte, in sehr guten Vermögensverhältnissen sich befand, im Jahre 1842 käuflich erworben hatte. Hier lebte er nach seiner Verheiratung im Jahre 1839 in den glücklichsten Verhältnissen mit seiner zahlreichen Familie, ohne Unterbrechung arbeitend, teils als Gelehrter, teils als Gärtner, Landwirt und Beobachter des Lebens und Treibens von Pflanzen und Tieren.

Darwin empfing uns in dem Vorsaal seines reichen Hauses in der herzlichsten Weise. Seine Gestalt war groß und kräftig, seine Haltung hatte etwas Imponierendes, doch merkte man, daß das Alter an diesem mächtigen Bau mit seinem ehrwürdigen, weißen Haupt und kahlen Vorderschädel bereits zu rütteln begann. Unter einer breiten, geräumigen Stirn mit stark vorspringendem Dach bewegte sich ein ausdrucksvolles Auge, im Gegensatz zu den etwas verwitterten, durch einen in englischer Manier gehaltenen Backenbart eingerahmten Zügen. Das kräftige, glattrasierte Kinn deutete auf Entschlossenheit, wäh-

rend der milde Ernst seiner Züge und der ruhige, maßvolle Ton seiner Stimme den Mann von Charakter und Welterfahrung erkennen ließen.

In dem Empfangszimmer befanden sich noch Darwin's Frau und Tochter, sowie sein Sohn und Mitarbeiter Francis, welcher in Deutschland studiert hatte und des Deutschen mächtig war, während Darwin selbst nur englisch sprach. Dieses beengte einigermaßen meine persönliche Unterhaltung mit ihm, und ich mußte den Hauptteil des Gesprächs meinem Begleiter überlassen, der hin und wieder auch als Dolmetsch diente.

Der Lunch in dem großen, luftigen Eßzimmer, welches einen freien Ausblick auf den Garten gewährte, hatte eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt; nicht weniger als drei Generationen waren dabei vertreten. Ich saß an der rechten Seite Darwin's, Dr. Aveling an seiner linken; der Sohn Francis saß an meiner anderen Seite. Ein Geistlicher von der englischen Hochkirche saß zwischen Dr. Aveling und Frau Darwin. Letztere präsidierte, und der strenge Ernst ihrer Züge sowie ihre Schweigsamkeit waren nicht dazu angethan, das Steife einer englischen Tafel zu mildern. Wenn ich nicht irre, stand die Dame im Rufe der Frömmigkeit, und es mochte ihr vielleicht nicht gerade angenehm sein, zwei so ausgesprochene Freidenker an ihrer Tafel und in ihrem Hause zu sehen. Vielleicht war es auch nur die gewöhnliche englische Steifheit oder Förmlichkeit. Da übrigens in England die Deutschen überhaupt (sehr mit Unrecht) im Ruf der Freigeisterei und Religionsverachtung stehen, so hatte ich wohl im ersteren Fall nur den Bann des allgemeinen Vorurteils zu tragen.

Das Gespräch bewegte sich während des Essens fast ausschließlich zwischen Darwin, seinem Sohn Francis, mir und Dr. Aveling, und zwar, wie sich denken läßt, nur um wissenschaftliche Gegenstände. Am eingehendsten wurde, soviel ich mich erinnern kann, über den tierischen Instinkt gesprochen. Darwin hatte meine Schrift über das Geistesleben der Tiere

in der englischen Uebersetzung von A. Besant gelesen, und die darin enthaltenen Auseinandersetzungen über den Instinkt als eine natürliche Folge natürlicher Ursachen hatten ihn besonders interessiert. Namentlich wurden die Einflüsse von Erblichkeit und Erziehung bei dem Zustandekommen des Instinkts gegeneinander abgewogen, wobei Darwin dem erstgenannten Einfluß den Vorrang vor dem letztgenannten einräumen zu sollen glaubte. Er sprach auch von seinem Buche über die Regenwürmer und deren Einfluß auf die Entstehung der Dammerde und antwortete Dr. Aveling, welcher sein Erstaunen darüber ausdrücken zu müssen glaubte, daß ein Mann, wie er, sich mit einem so unbedeutenden Gegenstand befasse, mit bedeutungsvoller Miene: „Ich habe ihre Gewohnheiten während vierzig Jahren studiert.“ Das Buch wurde ein oder zwei Wochen nach unserem Besuche veröffentlicht und hat neben seinen vielen Reizen auch ein melancholisches Interesse dadurch, daß es das letzte seiner geistigen Vermächtnisse ist.

Nach Beendigung des Lunch zogen wir uns zu vier, d. h. Darwin, sein Sohn Francis, Dr. Aveling und ich in das Arbeitszimmer Darwin's zurück, um hier bei einer Zigarre und Tasse Kaffee das Gespräch fortzusetzen.

Auch hier führten Darwin und Dr. Aveling hauptsächlich die Unterhaltung, während ich wegen meiner Ungewandtheit in der englischen Konversation mich mehr als Zuhörer denn als Sprecher beteiligte. Doch hat sich Dr. Aveling ziemlich genaue Aufzeichnungen über das geführte Gespräch gemacht, welche ich durch meine Erinnerungen ergänze, und welche inzwischen von Francis Darwin selbst, dem Herausgeber der Lebensbeschreibung und der Briefe seines Vaters, aus Anlaß einer von Aveling deshalb gemachten Veröffentlichung als richtig anerkannt worden sind. Ich muß nun sagen, daß weder ich noch mein Begleiter die Absicht hatten, gerade den Gegenstand zu berühren, der für uns allerdings von nicht geringem Interesse sein mußte, von dem wir aber nicht wissen konnten, ob seine Er-

wähnung unserem Wirte angenehm sein würde oder nicht. Aber unsere Zurückhaltung mußte schwinden, als der letztere selbst sofort das Gespräch auf das heikle Thema lenkte. Er fragte uns geradezu, nachdem er in ungezwungener Art in seinem großen Sessel Platz genommen: „Warum nennt ihr euch selbst Atheisten?“ bei welcher Frage allerdings ein sehr populär gewordenes Mißverständnis mit unterlief. Offenbar hatte Darwin bisher dem großen, hin- und herwogenden Kampf zwischen Religion und Wissenschaft an sich wenig Aufmerksamkeit geschenkt und nahm das Wort Atheist in dem Sinne einer förmlichen Gottesleugnung. Sehr bescheiden wagte Dr. Aveling zu entgegnen, daß wir Atheisten seien, weil kein Beweis für die Existenz einer göttlichen Einwirkung vorliege; weil die Erfindung eines bloßen Namens keine Erklärung für Wirkung unbekannter Ursachen sei; weil die menschliche Erkenntnis überall nur einer natürlichen Ordnung der Dinge oder einem ununterbrochenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung begegne, und weil die Anrufung außer- oder übernatürlicher Ursachen der wissenschaftlichen Erkenntnis den Weg versperre. Er betonte, daß das griechische *α* nur eine ausschließende, aber keine verneinende Bedeutung habe; daß wir Gott ebensowenig verneinten, wie bejahten, und daß wir nur insofern ohne Gott seien, als wir seine Existenz nicht für bewiesen hielten und dementsprechend unsere ganze Hoffnung auf diese und nicht auf jene Welt richteten.

Diese Auseinandersetzung, der ich übrigens, um meine Meinung befragt, nicht in allen Teilen hätten zustimmen können, schien ihres Eindrucks auf Darwin nicht zu verfehlen; und er fragte nach einigem Besinnen ganz folgerichtig: „Nun wohl — aber warum nennt ihr euch dann nicht lieber mit einem neuerdings gebräuchlich gewordenen Ausdruck „Agnostiker“ statt Atheisten? Manches Mißverständnis würde damit vermieden werden.“ Dr. Aveling entgegnete, daß dieses nur eine Wortverstellung sei, und daß man damit dem religiösen

Vorurteil der Gesellschaft ein Opfer bringen würde. Darauf lächelte Darwin und sagte: „Warum seid ihr denn so kriegerisch gestimmt (aggressive)? Wird irgend etwas dabei gewonnen, wenn ihr die Massen für diese neuen (?) Ideen gewinnt? Dieses ist alles sehr gut für guterzogene, gebildete und denkende Menschen, aber sind die Massen reif dafür?“ Dr. Aveling hätte entgegnen können, daß sogenannte Nützlichkeitsgründe der Wahrheit und ihrer Aufsuchung gegenüber gar nicht in Betracht kommen könnten, und daß sich die letztere überdem bis jetzt immer und überall als der Menschheit nützlich erwiesen habe. Aber wir begnügten uns damit, das argumentum ad hominem in Anwendung zu bringen und ihm vorzuhalten, ob nicht dieselben Fragen, welche er jetzt an uns richte, seinerzeit auch an ihn selbst gerichtet worden seien, als er sein unsterbliches Werk über den Ursprung der Arten veröffentlichte? Gar Viele hätten damals gemeint, es wäre besser für die Menschheit gewesen, wenn diese revolutionären Wahrheiten nur wenigen Urteilsfähigen mitgeteilt worden und der großen Menge verborgen geblieben wären. Neue oder umwälzende Ideen würden immer gefürchtet und als gefährlich für die Oeffentlichkeit angesehen, während sich hinterher das Gegenteil herauszustellen pflege. Aber er selbst hätte glücklicherweise diese Furcht nicht geteilt und die Massen als reif für die Annahme seiner Ideen erachtet. Hätte er geschwiegen, so würde der große Fortschritt des menschlichen Denkens, der durch ihn angeregt worden sei, vielleicht noch lange auf sich haben warten lassen oder vielleicht auch gar nicht gemacht worden sein. So aber sei sein eigenes großes Beispiel eine Ermutigung für jeden Denker dasjenige, was er für wahr halte, der Welt bekannt zu geben.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie es kam, daß, nach dieser Auseinandersetzung, welche ihres Eindrucks auf Darwin nicht zu verfehlen schien, sich das Gespräch auf das Christentum lenkte, wobei Darwin die bemerkenswerten Worte fallen ließ: „Ich gab das Christentum erst auf, als ich 40 Jahre

alt war.“ Als wir ihn mit aller Bescheidenheit nach der Ursache dieses langen Verzugs fragten, antwortete er, daß er vorher keine Zeit gehabt habe, darüber nachzudenken. Seine Zeit sei so sehr durch wissenschaftliche Untersuchungen in Anspruch genommen gewesen, daß er keine Muße für das Studium theologischer Fragen übrig behalten habe. Aber in reiferen Jahren habe er Anlaß gefunden, die Ansprüche des Christentums zu prüfen. Auf die Frage, aus welchen Gründen er dasselbe aufgegeben habe, gab er die einfache und bündige Antwort: „Es ist nicht durch Beweise unterstützt.“ Diejenigen, welche seine große Gewissenhaftigkeit inbezug auf wissenschaftliche Beweise kennen und wissen, wie sorgfältig er immer bemüht war, das Für und Wider einer Frage abzuwägen, werden die Bedeutung dieser Antwort zu würdigen wissen.

Nun kam die Rede auf jene bekannte, schon erwähnte Stelle in seinem „Ursprung der Arten“, worin er bemerkte, daß der Schöpfer einer oder einigen anfänglichen Lebensformen das Leben eingeblasen habe, und hinzufügt, daß der sich daran anreihende Schluß auf eine einzige Urform hauptsächlich auf Analogie beruhe, und daß es unwesentlich sei, ob man ihn anerkenne oder nicht. Wir erlaubten uns zu bemerken, daß dieses in keiner Weise zugegeben werden könne, und daß die ganze Theorie daran gewissermaßen Schiffbruch leide, indem mit Annahme auch nur eines einzigen Schöpfungsaktes alle übrigen implicite zugegeben seien, und indem es danach kaum mehr der Mühe verlohne, nach natürlichen Erklärungsweisen für die Entstehung der Lebewesen überhaupt zu suchen. „Eine solche Annahme,“ sagt der französische Gelehrte de Quatrefages, „kann niemand, der sich auf den rein wissenschaftlichen Standpunkt stellt, gelten lassen,“ und stimmt darin mit dem deutschen Uebersetzer Darwins, Professor Bronn, vollkommen überein. Wir bemerkten, daß er so vieles ohne die Hypothese einer übernatürlichen Dazwischenkunft erklärt habe — warum nicht auch dieses? Auf diese Frage wurde der Befragte etwas

still und nachdenklich und antwortete mehr ausweichend, indem er zugab, daß eine enorme Kraftverschwendung stattfände in bezug auf das Uebernatürliche im allgemeinen und die Gottidee im besonderen. So lange die Natur noch so viele Geheimnisse in ihrem Schoße berge, müsse, wie er meinte, alle Zeit, alles Geld, alle Kraft, welche für andere als natürliche Zwecke und Erklärungen aufgewendet würden, als verloren angesehen werden. Diese Aeußerungen im Zusammenhalt mit dem, was bereits weiter oben über die Zurückhaltung Darwins in späteren Auflagen seiner Schriften mitgeteilt wurde, lassen wohl schließen, daß der große Gelehrte seinen Fehler bezüglich dieses Punktes in späterer Zeit eingesehen und die notwendige Konsequenz seiner Lehre stillschweigend zugegeben hat.

Francis Darwin, welcher während dieses Gesprächs still am Fenster gesessen hatte, warf nur eine Bemerkung dazwischen, welche zeigte, wie sehr er sich mit seinem Vater in dieser Sache einverstanden wußte. Die Bemerkung bezog sich auf die Unmöglichkeit, einen persönlichen Gott zu beweisen, und auf die bessere Verwendbarkeit der in dem fruchtlosen Suchen nach Gott verlorenen Mühen und Anstrengungen.

Die große Zurückhaltung, die sich Darwin in religiösen Fragen auferlegte, hatte wohl ihren Grund erstens in dem Umstand, daß er eben Engländer war, dem die Religion als etwas Unantastbares gilt, und zweitens darin, daß er als Mann der realen Wissenschaft es für unstatthaft hielt, über Dinge öffentlich abzuurteilen, die nicht in sein Fach schlugen, oder über die er sich nicht genügend unterrichtet zu haben glaubte. An Bord des Beagle huldigte er als junger Mensch, wie er in seiner 1876 geschriebenen Selbstbiographie erzählt, noch ganz orthodoxen Anschauungen und erregte die Heiterkeit der Schiffsoffiziere, als er in einem über irgend einen Punkt der Sittenlehre geführten Gespräch die Bibel als unanfechtbare Autorität geltend zu machen versuchte. Aber später kam er dahin, einzusehen, daß dem Alten Testament nicht mehr Glauben

beizumessen sei als z. B. den heiligen Schriften der Hindus. Noch später fand er es immer schwieriger, Beweismittel aufzufinden, welche ihn bezüglich der Glaubwürdigkeit der Evangelien hätten überzeugen können. „Ich kam später dahin,“ so sagt er wörtlich, „an das Christentum nicht mehr als an eine göttliche Offenbarung zu glauben. So beschlich mich in sehr langsamer Weise der Unglaube, war aber endlich vollständig. Er kam so langsam über mich, daß ich kein Unbehagen dabei empfand.“

Einem holländischen Studenten, welcher im Jahre 1873 sich brieflich an Darwin mit der Bitte um Mitteilung seiner religiösen Ansichten gewendet hatte, hatte er in sehr skeptischer und vorsichtiger Weise geantwortet: „Es ist unmöglich, Ihre Frage kurz zu beantworten, und ich bin nicht sicher, ob ich es thun könnte, selbst wenn ich ziemlich lang schreiben wollte. Ich will nur sagen, daß die Unmöglichkeit, sich vorzustellen, daß dieses großartige und wunderbare Weltall mit bewußten Wesen durch bloßen Zufall entstanden sei, mir der Hauptbeweisgrund für die Annahme des Daseins Gottes zu sein scheint; ob dies aber ein Beweisgrund von wirklichem Werte ist, bin ich niemals imstande gewesen zu entscheiden. Ich weiß sehr wohl, daß, wenn wir eine erste Ursache annehmen, unser Geist doch noch darüber grübelt, zu erfahren, woher sie kam und wie sie entstand. Dabei kann ich aber auch die Schwierigkeit nicht übersehen, welche das ungeheure Maß von Schmerzen und Leiden in der ganzen Welt darbietet. Ich werde auch dazu gedrängt, mich bis zu einem gewissen Grade vor dem Urteil der vielen vortrefflichen Männer zu beugen, welche völlig an Gott geglaubt haben; aber ich begreife sogleich hier wieder, was dies für ein schwacher Beweisgrund ist. Der sicherste Schluß scheint mir der zu sein, daß der ganze Gegenstand jenseits der Begriffsfähigkeit des Menschen liegt, und daß sich der letztere damit begnügen muß, seine Pflicht zu thun.“ An einer anderen Stelle bemerkt er, daß es ihm als

mehr befriedigend erschienen sei, den ungeheuren Betrag von Schmerz und Leid in der Welt als das unvermeidliche Ergebnis der natürlichen Aufeinanderfolge der Begebenheiten anzusehen.

Im Jahre 1879 schrieb er in einem Briefe an einen deutschen Studenten, der ähnliche Fragen gestellt hatte: „Die Wissenschaft hat nichts mit Christus zu thun. Ich glaube nicht, daß jemals eine Offenbarung stattgefunden hat. Was das künftige Leben betrifft, so muß das jeder mit sich selbst ausmachen.“

In demselben Jahre schrieb er an Fordyce: „Ich bin kein eigentlicher Atheist. Der Name „Agnostiker“ würde wohl die beste Bezeichnung für meinen Seelenzustand sein.“

Diese Aeußerungen, wenn auch aus etwas früheren Perioden stammend, stimmen doch ziemlich genau mit dem Standpunkt des Agnostikers überein, welchen Darwin in unserer geschilderten Unterhaltung uns gegenüber eingenommen hatte, und lassen den Mann erkennen, der ebensowenig für als gegen die Religion, welche er für eine private Angelegenheit jedes einzelnen Menschen hielt, sprechen oder schreiben und sich nur auf seine wissenschaftlichen Untersuchungen beschränken wollte. Daß diese Untersuchungen und die Folgerungen daraus einen so scharfen Konflikt zwischen Wissen und Glauben zur Folge haben würden, und daß sich auf Grund der durch sie wieder zu Ehren gekommenen Entwickelungstheorie in den organischen Naturwissenschaften eine förmliche, mehr oder weniger atheistische Philosophie der Entwickelung herausbilden würde, hat Darwin gewiß nicht vorausgesehen, noch hat er die Absicht gehabt, einen solchen Konflikt herbeizuführen; er wollte eben nur die notwendige Aufgabe jeder Wissenschaft erfüllen und die natürliche Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung auf einem mehr oder weniger beschränkten Felde des menschlichen Wissens nachweisen. Daß ihm die notwendigen Konsequenzen dieses Wirkens schließlich über den eigenen Kopf hinauswachsen wür-

den, hat er, wie gesagt, weder vorausgesehen noch beabsichtigt; und er kam dadurch mit den Eindrücken seiner Jugenderziehung, mit seiner Eigenschaft als Engländer, mit den Rücksichten auf seine Familie, auf die Gesellschaft u. s. w. in ein Gedränge, dem er, wie es scheint, nur widerstrebend nachgab. Am liebsten würde er es wohl gesehen haben, wenn er niemals genötigt gewesen wäre, sich über seine religiösen Ansichten auszusprechen. Hatte er doch schon im Jahre 1871 an Abbot geschrieben: „Ich bin abgeneigt, mich öffentlich über religiöse Gegenstände auszusprechen, da ich nicht tief genug darüber nachgedacht zu haben glaube.“

Mag sich dies indessen verhalten, wie es wolle, jedenfalls zählen die kurzen Augenblicke des Zusammenseins mit dem großen Manne zu den interessantesten Erinnerungen meines Lebens — Erinnerungen, welche ich jetzt, wo der glänzende Name, an den sie sich knüpfen, bereits der Geschichte der Wissenschaften angehört, einem größeren Publikum nicht vorenthalten mochte.

Es mochte zwischen drei und vier Uhr sein, als unser Wagen vorfuhr, und als wir Abschied von dem stillen Landsitz nahmen, von dem ein so helles und weltbewegendes Licht der Wissenschaft ausstrahlte. Auf der Rückfahrt machte mich Dr. Aveling auf das nicht weit von Down entfernte, im Grün vergrabene Haus Sir John Lubbock's aufmerksam, des berühmten Forschers über Pflanzen, Insekten und Vorgeschichte des Menschen und entschiedenen Anhängers der Darwin'schen Ansichten. Glückliche Männer, so dachte ich, welche in gänzlich freier und unabhängiger Lebenslage ihre Zeit den Studien widmen und die Resultate derselben ohne Befürchtungen für sich oder andere an die Oeffentlichkeit bringen dürfen, während die Mehrzahl der armen deutschen Gelehrten auf allen Seiten von den Schranken der Verhältnisse eingeengt und so oft genötigt ist, ihre besten Gedanken aus Furcht vor Verfolgung oder materiellem Nachteil für sich zu behalten.

Mit einbrechender Dämmerung trug uns die Eisenbahn in raschem Fluge wieder in das Herz der Weltstadt London, welche mit ihrem gewaltigen, geräuschvollen Treiben rasch die unmittelbarste Erinnerung an den so anregend verbrachten Tag verwischen sollte.



Standpunkten aus verfaßten Büchern zu Grunde liegt, und diese Frage, an deren Lösung sich die tiefsten Geister aller Zeiten erfolglos versucht, ist wahrhaftig für unsere Zeit, die in mehr als einer Beziehung scheinbar unlösbare Probleme entwickelt, von allergrößter Bedeutung. Da ist es denn begreiflich, daß auch Ludwig Büchner, der das naturwissenschaftliche Glaubensbekenntnis unserer Zeit zu so klarem und unverwüstlichem Ausdruck gebracht, zu dieser Frage Stellung nimmt und ihre Beantwortung — nicht zu geben versucht, sondern **wissenschaftlich** in des Wortes ehrlichster und gediegenster Bedeutung auch **wirklich** gibt.

. . . . Von den 150 Seiten des, nach einem überraschend kurzen Zeitraum bereits in 2. Auflage vorliegenden Werkes, wüßten wir thatsächlich auch nicht eine einzige anzugeben, die nicht irgend einen neuen Gedanken, eine wünschenswerte Bereicherung unseres Wissens, einen neuen Ausblick auf die festbegründete, naturwissenschaftliche Weltanschauung enthalten würde und die wir daher missen möchten. Ludwig Büchner hat an mehr als einer Stelle sein apodiktisches Urtheil über die Unsterblichkeit gefällt; in derart zusammenhängender Weise, mit einer solchen erdrückenden Fülle von Beweismaterial, so ausführlich, interessant und vom ethischen Standpunkte aus in vollkommen befriedigender Weise, wie in diesem neuesten Buche jedoch noch nirgends.

. . . . Wir müssen uns darauf beschränken, nur einige einzelne Momente hervorzuheben, die eingehende Lektüre des Büchnerschen Werkes den Lesern und Anhängern der naturwissenschaftlichen Weltanschauung selbst überlassend. Zunächst hervorheben wollen wir das wunderbar ausgeführte und hochinteressante Kapitel . . . .

Es waren nur einzelne Gedankenfragmente, die wir aus dem neuen Geisteswerke unseres Büchner hervorgegriffen; aber sie werden genügen, ahnen zu lassen, welche Summe von Licht darin aufgespeichert. Büchner braucht wohl nicht den Wunsch zu äußern, weniger gelobt und mehr gelesen zu werden. Aber zu dem ehrlichen und aufrichtigen Lobe, dem sein Buch über das künftige Leben überall begegnen wird, wird sich auch eine zahllose Menge neuer Freunde gesellen, die Menge derer, die in ihm einen kräftigen und vertrauenswürdigen Führer der Humanitätslehre erblicken und freudig begrüßen werden". . . . .

Dr. Karl Goldmann.



